



Jahrbücher der Literatur.

Eilfter Band.

1820.

Herausgegeben

von

Matthäus v. Collin

July. August. September

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Jahrbücher der Literatur.

Eilfter Band.

1820.

Herausgegeben

von

Matthäus v. Collin.

July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des eilften Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XI.

Jahrbücher der Literatur.

July August September 1820.

Art. I. 1. *Laws of the united States of America* from the 4th of March 1789, to the 4th of March 1815, including the constitution of the united States, the old act of confederation, treaties, and many other valuable ordinances and documents with copious notes and references. Arranged and published under the authority of an act of congress. In five volumes. Published by John *Bioren* and W. John *Duane Philadelphia* and R. C. *Wightman. Washington* city. 1815 gr. 8.

2. *Statistical Annals* embracing views of the population, commerce, navigation, fisheries, public lands, post office, etablishment, revenues, mint, military and naval etablishments expenditures, public debt and sinking fund *of the united States of America*, founded on official documents commencing on the fourth of March 1789 and ending on the wentieth of April 1818, *by Adam Seybert*, M. D. a member of the house of representatives of the united States from the state of *Pennsylvania*, member of the american philosophical society, Fellow of the royal society of *Göttingen* etc. *Philadelphia* by Thomas *Dobson* et Son. 1818. 803 S. 4.

3. *A Stastistical view of the commerce of the united States of America* in connection with Agriculture and Manufactures and an account of the public debt, revenues, and expenditures of the united States, with a brief review of the trade, agriculture, and manufactures of the colonies previous to their independence, accompanied with tables illustrative of the principles and objects of the work, by *Timothy Pitkin*, a member of the house ef representatives of the united States, from the state of *Connecticut*. Second edition, with additions and corrections. Published by *James Eastburn* et Co. *New-York*. 1817. 1. Vol. 8. 445 S.

4. *A Gazetteer of the united States* abstracted from the universal gazetteer of the author, with enlargement of the principal articles *by I. E. Worcester*. A. M. Andover, printed for the author by *Flagg* and *Gould* 1813. 8.

Die rasche Entwicklung der vereinigten Staaten von Nordamerika hat mit Recht die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich gezogen; während indessen Einige ihrer Bewunderung fast gar keine Gränzen setzten, und die glückliche Lösung aller der, so oft in Europa gescheiterten Probleme dort als vorhanden oder nahe bevorstehend verkündigten, läugneten Andere von vorn herein, daß unter solchen Verhältnissen und mit den gege-

benen Mitteln, irgend etwas wahrhaft Würdiges und Großes zu Stande kommen könne. Freyheit und Gleichheit, sagten jene, wovon uns in Europa nur eine scheußliche Fratze gezeigt ward, verklärt sich dort in ursprünglicher Schönheit; an die Stelle von Rang und Titeln und angeblich vererbter Tüchtigkeit, tritt in Amerika der Mann und sein eigenes Verdienst; statt des immerwährenden verknechtenden Gehorsams, zu dem wir Europäer verurtheilt sind, darf und soll sich der Bürger der vereinigten Staaten auch zum Herrschen ausbilden. Dagegen ist von einer herrschenden Religion dort nicht die Rede, und für die eine Zwangsstraße sind tausend Wege zum Himmel eröffnet. Kräftige Jugend spricht sich in allen Staatseinrichtungen aus, und die Wunder der sich unter Menschenhand neu belebenden Natur übertreffen Alles, was das hinsterbende Europa mit schwacher Phantasie ersinnen und erträumen kann.

Hierauf erwiedern die anders Gesinnten: eine Freyheit ohne Eigenthümlichkeit, eine Gleichheit, die nur Gleichförmigkeit ist, verdient keineswegs jene götzendienerische Verehrung. Nur einen Maßstab der Abstufung und des Verdienstes kennt man dort, nämlich den Reichthum und das Geld. Weder das Gehorchen noch das Regieren lohnt sehr der Mühe in jenen auf Weitzen, Rüben und Tabak gegründeten Staaten, in jenem bunten Gemisch von Völkeranfängen und Völkerarten, ohne Zusammenhang und ohne Geschichte. Eben so kindisch ist die Freude über die Kirchenfreyheit, während der Wahrheit nach die Kirche bis auf die Idee verloren gegangen ist, und jedes irrende hirtenlose Schaf seine Grillen und Einfälle für den geraden Weg zum Himmel ausgibt. Alle Kunstücke und Mängel alter Staatseinrichtungen sind schon nach Amerika verpflanzt, aber die tiefe Wurzel fehlt, welche den europäischen Stamm trotz aller Stürme aufrecht erhält, und zu neuen Trieben Kraft zuführt. Von den Wundern der Natur endlich, sollte man doch ja schweigen; als wenn die ruhige geordnete Wechselwirkung des Menschen und der Natur ein geringeres Wunder wäre, als wenn diese in Amerika abwechselnd und willkürlich reiche Ernten und das gelbe Fieber darbietet.

Es ist hier nicht der Ort, diese Ansichten (welche beyde über das billige Maß hinausgehen dürften) hier umständlicher zu begründen, oder in allen Theilen zu berichtigen; dagegen wollen wir eine Menge von Thatsachen vorlegen, welche uns in einer ganzen Reihe von neuen amerikanischen Werken über Nordamerika zugekommen sind. Das wichtigste jener Werke (minder bedeutende haben wir der Raumersparung halber gar nicht erwähnt) ist die Sammlung aller amerikanischen Gesetze und aller Beschlüsse

des Congresses vom 4. März 1789 bis zum 4. März 1815. Fünf sehr starke Bände in groß Octav erscheint an sich als viel, im Vergleich mit der Gesetzgebung manchen europäischen Staates aber als wenig. Der Druck ist unter den Augen des Congresses besorgt, so daß an der Echtheit alles Gegebenen nicht gezweifelt werden kann. Die Anordnung geht nach der Zeitfolge, häufige Verweisungen und ein sehr vollständiges Register erleichtern indessen den Gebrauch. An dem Styl und der Fassungsart der Gesetze dürfte Manches auszusetzen seyn; ihre buchstäbliche Anwendung veranlaßt, daß man Buchstaben und Worte nicht sparen darf, um jede Bestimmung und Nebenbestimmung und Ausnahmen aufs vollständigste auszudrücken. Im Ganzen offenbart sich eine Strenge in Ansichten und Strafen z. B. bey den Zollvergehen, welche viele bey uns ganz verwerflich finden dürften, die sich aber dort als republikanisch geltend macht. Auch an Widersprüchen und Abänderungen fehlts nicht, zum Trost für die Aendernden und Wiederändernden diesseit des Meeres.

Die drey folgenden Werke sind statistischen Inhalts und fast ganz auf ämtliche Nachrichten gegründet. Insbesondere verdienen die beyden ersten, welche von Mitgliedern des Congresses nach sachlichen Abtheilungen entworfen sind, vollen Glauben; ob sich gleich an dem alphabetischen Wörterbuch des Herrn Worcester über Staaten, Städte, Flüsse, Berge u. s. w., großer Fleiß und löbliche Genauigkeit auch gar nicht verkennen läßt. Ja dasselbe hat noch den eigenthümlichen Vorzug, daß es auf das Wissenschaftliche und Kirchliche Rücksicht nimmt, während die beyden ersten Werke mehr der ganz materiellen Seite der Statistik zugewandt sind. Für Amerika hat diese auch allerdings das Uebergewicht, und nirgends beweisen die Zahlen so den regelmäßigen Fortschritt und die ununterbrochene Entwickelung. Wenn aber in Europa die ganze angebliche Wissenschaft sich allein auf Aeußerliches gründen, darin Alles und das Höchste sehen wollte, wenn sie es sich gar zur Ehre rechnete, mit Zurücksetzung echter politischer Grundsätze, jedem Mißbrauche die Hand zu bieten; so verdiente sie noch weit härtere Vorwürfe, als ihr bereits von mehreren Seiten gemacht worden sind. Nicht minder schlecht sorgen diejenigen angeblichen Verehrer der Statistik für dieselbe, welche sie nur als den Inbegriff der letzten Tagsverhältnisse betrachten und in eine mit allen möglichen Kuriositäten besetzte Klatschbude verwandeln, während sie doch allein durch Rückblicke, Vergleichungen und geschichtliche Entwicklungen, Sinn und Verstand erhalten kann. Der letzte Tag ist an und für sich unerklärlich, unbegreiflich; es muß gezeigt werden, wie er aus allem Früheren entsteht, wie die früheren Zustände auch Zustände, aber nicht

schlechthin unbeweglich waren, sondern sich änderten und bildeten. Ohne solchen Zusammenhang, ohne ein höheres Band ist ja alle Tagesweisheit der Statistik nur ein schon in Lüge verwandeltes Schattenbild und der Statistiker der unglücklichste Neuigkeitsjäger ohne Rast, Ruhe und Erfolg. Auch wird nach unserer Ansicht die Statistik hiedurch keineswegs Geschichte schlechthin, wohl aber sollte neben der eigentlichen Menschengeschichte die so sehr vernachläßigte Geschichte der sachlichen Verhältnisse hergehen: denn was hilft mir die nichtssagende letzte Ziffer über Quadratmeilen, Menschenzahl, Einfuhr, Ausfuhr, Steuern u.s.w. wenn ich nicht weiß, wie die früheren lauteten; ja was habe ich an einer funkelnagelneuen Verfassungsurkunde, ohne alle Nachricht woher sie entstand und worauf sie sich gründete. Deßhalb sollten die Handbücher der Statistik nicht alle geschichtlichen Andeutungen verschmähen, oder wenigstens der mündlich Lehrende der Darstellung des Neuesten eine tiefere, Licht verbreitende geschichtliche Erörterung voranschicken.

Auch bey dem Folgenden haben wir solche Rückblicke nicht ganz weggelassen, die neue Ausbeute aber (da eine unbedingte Regel nicht fest steht) im Ganzen nach der Reihefolge geordnet, welche unser Veteran Meusel in seinem preiswürdigen Handbuche der Statistik aufgestellt hat.

I. Größe, Gränzen-Eintheilung.

Die vereinigten Staaten erstrecken sich von 66° 49′ bis 126° 30′ westlicher Länge von Greenwich und von 25, 50 bis 49, 37 nördlicher Breite. Die größte Ausdehnung wird angeschlagen von Norden nach Süden auf 1650, von Osten nach Westen auf 2700 Meilen (miles) und der Flächeninhalt auf 2,407,098 Meilen *).

Davon enthielt 1818	Meilen (miles)	Grafschaften (counties)
1) Vermont	10,212	13
2) Neu-Hampshire	9,491	6
3) Massachusetts u. Maine	40,128	23
4) Rhode Island	1,508	5
5) Connecticut	4,764	8
6) Neuyork	46,085	47
7) Neujersey	8,320	13
8) Pennsilvanien	44,000	50
9) Ohio	39,128	52
10) Indiana	37,000	22
11) Delaware	2,120	3

*) 69 1/8 gesetzmäßige englische Meilen gehen auf einen Grad des Aequators, und eine englische Meile enthält 640 acres.

	Meilen (miles)	Grafschaften (counties)
12) Maryland	13,950	19
13) Virginien	64,000	103
14) Kentucky	42,000	57
15) Nordkarolina	48,000	62
16) Südkarolina	28,000	28
17) Tennessee	40,000	38
18) Georgien	62,000	39
19) Mississippi	45,000	13
20) Louisiana	48,220	24
21) Illinois	52,000	15
Landschaften: a) Alabama	46,000	11
b) Michigan	30,000	4
c) Nordwestlandsch.	147,000	—
d) Missouri	1,500,000	9
Distrikt Kolumbia	100	2

II. Bewohner. 1. Völkerklassen. Die Indianer werden allmählich auf einen immer engern Raum beschränkt, dennoch bleibt dieser für ihre geringe Anzahl außerordentlich groß. Zwischen den Alleghanybergen und dem Mississippi rechnet man etwa 30 Stämme mit 77000 Seelen, westlich vom Mississippi bis zu den Rodeybergen 66 Stämme und 94000 Seelen, westlich von dieser Bergkette in Louisiana 83 Stämme und 80000 Seelen. Zu den merkwürdigsten Indianern gehören die Irokesen, welche südöstlich von Tennessee etwa noch 23000 Acker (acres) Land inne haben und in 65 Ortschaften leben. Man schätzt ihre Zahl auf 13000, und die Missionsanstalten und die Verbindung mit Europäern ist auf sie nicht ohne Wirkung geblieben. Sie sind reinlich, wohlgekleidet und haben 500 Pflüge und 500 Weberstühle im Gange.

Daß jährlich Personen aus allen europäischen Völkern nach Amerika gehen, ist bekannt, doch betrug deren Zahl in dem einträglichsten Jahre 1817 nicht über 22000, und von 1790 bis 1810 auf ein Jahr nur etwa 6000. Mithin erfolgt die Zunahme der amerikanischen Bevölkerung bey weitem am meisten durch einheimische Zeugung, nur fünf von hundert rechnet Seybert auf die fremden Ankömmlinge.

2. Anzahl. Im Jahre 1749 schätzte man die Bevölkerung Nordamerikas nur auf 1,046,000 Menschen, und davon kamen etwa auf Massachusetts 220,000, auf Neuyork 100,000, auf Georgien 6000, auf Virginien 85000, auf Nordkarolina 45000, auf Südkarolina 30000 u. s. w. Die Zählung von 1810 ergab dagegen Folgendes. Es hatte Einwohner:

1)	Vermont	217,895	oder 21	auf die Meile (mile)
2)	Neuhampshire	214,460	» 22 1/2	
3)	Massachusetts	700,745	» 63	
4)	Maine		» 7	
5)	Rhodeisland	76,931	» 43 3/4	
6)	Connecticut	261,941	» 55	
7)	Neuyork	959,049	» 20 3/4	
8)	Neujersey	245,562	» 29 1/2	
9)	Pensylvanien	810,091	» 18	
10)	Ohio	230,760	» 6	
11)	Delaware	76,674	» 34 1/4	
12)	Maryland	380,546	» 27 1/2	
13)	Virginien	974,622	» 15	
14)	Kentucky	406,511	» 9 1/2	
15)	Nordkarolina	555,500	» 11 1/2	
16)	Südkarolina	415,115	» 15	
17)	Tennessee	261,727	» 6 1/2	
18)	Georgien	252,433	» 4	

Jetzt schätzt man die Zahl der Einwohner nicht ohne Grund auf zehn Millionen, das gäbe für die gesammte Oberfläche etwa vier Menschen auf die Meile; weit günstiger stellt sich indessen die Rechnung, wenn man Missouri mit seinen anderthalb Millionen Meilen vor der Hand noch ganz wegläßt. Im Jahre 1790 waren vorhanden 3,164,148 freye Weiße und 697,697 Sclaven; bey der letzten allgemeinen Zählung im Jahre 1810 aber 5,862,092 freye Weiße und 1,191,364 Sclaven, mithin im Jahre 1790 auf hundert Freye etwa 22; 1810 dagegen troß ihrer Vermehrung nur 19 1/2 Sclaven. In Neuhampshire, Massachusetts, Ohio und Vermont gibt es gar keine Sclaven, und in Rhodeisland, Pensylvanien und Connecticut nur wenige hundert; wogegen auf hundert freye Personen Sclaven kommen in Nordkarolina 43, in Maryland 45, in Virginien 67, in Georgien 71 und in Südkarolina 89. Die größte Zahl der Sclaven hielt Virginien, nämlich 392,518. Troß der Gesetze gegen den Sclavenhandel, welche allen Antheil an demselben und das Einbringen von Sclaven verbieten, scheint dieß Uebel in den südlichen Staaten für ein unentbehrliches Uebel zu gelten. Im Durchschnitt schätzt man den Werth eines Sclaven auf 250 Dollars.

Die Zunahme der Bevölkerung ist in den einzelnen Staaten um so verschiedener, da die Auswanderung aus den östlichen nach den westlichen sehr stark, ja so stark ist, daß in jenen manche Grundstücke als ausgebaut liegen bleiben und in diesen neue fruchtbarere aufgesucht werden. Am wenigsten nahm die Bevöl-

kerung zwischen der letzten und vorletzten Zählung in Delaware zu, am meisten in Neuyork und Virginien, dort um $^1/_{99}$, hier um $^1/_7$. Im Durchschnitt hatte sich die Menschenzahl von 1800 bis 1810 in Amerika vermehrt um 36 aufs Hundert, in England von 1801 bis 1811 nur um 14 aufs Hundert. Im Jahre 1790 kamen in Amerika auf hundert nämlich nur 91, im Jahre 1810 aber 96 weibliche Personen; in England dagegen fand man 1811 gegen 100 Männer 110 Weiber.

Ueber die Ertheilung des Bürgerrechts in den vereinigten Staaten sind mehrere Gesetze ergangen. Nach dem ersten vom 29. Januar 1795 mußte der Nachsuchende bereits fünf Jahre tadellos im Lande gelebt haben, dem Adel und andern etwanigen frühern erblichen Titeln, so wie allen Verbindungen mit andern Staaten entsagen. Das zweyte Gesetz vom 18. Juny 1798 erschwerte die Bedingungen. Nur für die um diese Zeit bereits Gegenwärtigen blieben die fünf Jahre stehn, aber die Ertheilung des Bürgerrechts erfolgte erst vier Jahre nach dem Ansuchen. Künftig sollte der Ankömmling vierzehn Jahre in den Staaten ansäßig seyn, ehe er um das Bürgerrecht einkommen dürfe, und alsdann noch fünf Jahr auf die Bewilligung warten. Nach dem dritten Gesetze vom 14. April 1802 reicht ein fünfjähriger Aufenthalt und ein dreyjähriges Erwarten der Bewilligung hin. Damit hiefür dereinst die nöthigen Beweise zur Hand seyn mögen, wird jeder in Nordamerika Landende in amtliche Listen unter Bemerkung seiner nähern Verhältnisse eingetragen.

III. Naturprodukte, Beschaffenheit des Landes, Städte u. s. w. Auf eine Darlegung der natürlichen Beschaffenheit des Landes brauchen wir uns, der in Deutschland darüber hinreichend vorhandenen Nachrichten halber, hier nicht einzulassen; wohl aber erscheint es räthlich über die neu errichteten Staaten und Landschaften, und über die neuesten Fortschritte einiger der wichtigsten Städte das Merkwürdigste mitzutheilen.

1. Alabama ward 1817 zu einer Landschaft (territory) gebildet, und hatte im Jahre 1816 29,683 weiße Einwohner und etwa 20,000 Indianer. Es gränzt gegen Mitternacht an Tennessee, gegen Morgen an Westflorida und Georgien, gegen Süden an Westflorida und den Busen von Mexiko, gegen Abend an den Staat Missisippi, und erstreckt sich von 85° bis 88°, 30′ westlicher Länge (von Greenwich) und von 30,10 bis 35 nördlicher Breite. Den Flächeninhalt schätzt man auf 46 Meilen (miles wie immer). Der südlichste Theil ist eben, der mittlere hügelich, der nördliche gegen die Alleghanyberge noch unebener. Boden und Klima zeigt sich schon um deßwillen

sehr verschieden, und neben höchst fruchtbaren Gegenden finden sich auch minder einträgliche. Anderer Seits sind diese aber zum Theil gesünder, als manche von jenen. Die Schafzucht, die Baumwolle und alle Getreidearten gedeihen vortrefflich, und man glaubt, daß auch Oelbäume und Zuckerrohr gut fortkommen dürften. St. Stephans ist der Sitz der Regierung.

2. Illinois zwischen den Strömen Mississippi, Ohio und Wabasch, etwa 52,000 Meilen von 87,17 bis 91,17 w. L. und von 37 bis 41,55 n. Br. Im Jahre 1810 enthielt es 12,282 Einwohner, 1818 dagegen 40,156. Der Hauptort Kaskaskia am Flusse gleiches Namens und eilf Miles von dessen Ausfluß in den Mississippi, ist ungefähr zur Hälfte von Franzosen bewohnt, und hatte zu der Zeit als es erst 622 Einwohner zählte, doch schon eine Bank. Der südliche und mittlere Theil des Landes ist meist eben, an den Flüssen Illinois und Kaskaskia finden sich dagegen bergige höchst romantische Gegenden. Noch unebener ist der nordwestliche Theil des Landes, ob man gleich von keinen hohen Gebirgen sprechen darf. Manche Gegenden sind sehr fruchtbar, andere zu niedrig und feucht; hier erblickt man unabsehbare Wiesen ohne alle Bäume, dort bedeutende Eichenwälder. Man hat Kohlen, Kupfer, Bley und reiche Salzquellen entdeckt.

3. Indiana gränzt gegen Norden an die Nordwestlandschaft und Michigan, gegen Morgen an den Staat Ohio, gegen Mittag an den Fluß Ohio, gegen Abend an Illinois, und erstreckt sich von 84,42 bis 87,49 w. L. und von 37,45 bis 41,52 n. Br. Man schätzt den Flächeninhalt auf 37,000 Miles. Im Jahre 1810 hatte es 24,520, im Jahr 1815 67,784 Einwohner. Mehr als die Hälfte des Landes ist noch in den Händen der Indianer. Zwischen dem Wabasch und Michigan ist der Boden meist eben und waldig, hin und wieder auch sumpfig, gegen den Ohio hin zeigen sich dagegen viele Hügel. Im Winter friert der Wabasch, ob er gleich mit den neapolitanischen Flüssen unter einer Breite liegt, so fest zu, daß das Eis trägt. Vincennes ist der größte Ort, Corydon der Sitz der Regierung.

4. Kentucky erstreckt sich von 81,50 bis 89,20 w. L. und von 36,30 bis 39,10 n. Br. Es ward eigentlich im Jahre 1770 erst entdeckt, und vor 1775 wohnte daselbst kein einziger Weißer. Dagegen hatte es im Jahre 1790 73,000, im Jahr 1810 bereits 406,000 Einwohner. Man findet viele alte Befestigungen und Erdhügel im Lande und am Kentuckyflusse höchst romantische Gegenden. An Marmorbrüchen und Salzwerken ist Ueberfluß, und die ungeheuern mit Salpeter geschwängerten Höhlen in

Südwesten, welche an acht bis zehn Miles lang seyn sollen, gehoren zu den größten Naturmerkwürdigkeiten. — Dieser Staat hat schon bedeutende Manufakturen: im Jahre 1810 lieferten die Webereyen Waare für 2,657,000 Dollars, die Salzwerke für 325,000, die Zuckerraffinerien aus Ahorn für 303,000, und der ganze Werth der Fabrikate ward auf zehn Millionen Dollars angeschlagen. Es gibt bereits 55 Banken im Staate. Die Einwohner sind meist Wiedertäufer, Methodisten und Presbyterianer. Frankfurt ist der Sitz der Regierung, Lexington aber die wohlgebauteste, bedeutendste Stadt.

5. Louisiana. Die Gränzen dieses ungeheuer großen Landes stehen noch nicht genau fest, und insbesondere behauptet Nordamerika, daß die Landschaft Texas und das Land was der Columbia und seine Nebenzweige bewässern, daß alles was zwischen den Rockybergen und dem stillen Meere liege, dazu gehöre; wogegen Spanien abendlich den in den mexikanischen Meerbusen fallenden Fluß Sabine für die Gränze ausgibt. Der neue Staat Louisiana gränzt nördlich an die Landschaft Missouri, östlich an den Mississippi und den mexikanischen Meerbusen, südlich an denselben, westlich an den Fluß Sabine; er erstreckt sich also von 89 bis 94,5 w. L. und von 29 bis 33 n. Br. Man schätzte den Flächeninhalt auf 48,228 Miles, indessen ist später noch ein Theil von Westflorida hinzugelegt worden. Im Jahre 1810 hatte dieser Staat 86,556 Einwohner.

6. Maine, eine ursprünglich zu Massachusetts gehörige Landschaft, die auf ihr Theil sieben Abgeordnete zum Kongreß sandte. Sie gränzt in NW. und N. an Niederkanada, in O. an Neubraunschweig, in SO. und S. ans Meer, in W. an Neuhampshire und erstreckt sich von 68,49 bis 70,55 w. L. und von 43,5 bis 48 n. Br., etwa 32,628 Miles. Im Jahr 1790 hatte sie 96,540, im Jahr 1810, 228,705 Einwohner. Portland ist der Hauptort.

7. Michigan, eine Landschaft zwischen dem Michigan und Huronsee, eingeschlossen, und südlich an die Staaten Ohio und Indiana gränzend. Sie hält etwa 30,000 Miles zwischen 82,7 bis 85,20 w. L. und 41,45 bis 45,34 n. Br. Kein Theil der nordamerikanischen Staaten ist so reich an Wiesen, Holz, Fischen, Wasservögeln und Wild. Im Jahre 1810 hatte sie 4,762, im Jahre 1818 etwa 12,000 Einwohner. Der Hauptort ist Datroit.

8. Mississippi. Diese Staat gränzt gegen N. an Tennessee, gegen O. an Alabama, gegen S. an Louisiana und das Meer, gegen W. an den Perlstrom und den Mississippi.

Man schätzt seine Größe auf 45,000 Miles, welche liegen vom 80,30 bis 81,35 w. L. und von 30,10 bis 35 n. Br. Im Ganzen ist das Land gesund, fruchtbar und mild, niedriger und waldiger im Süden, mannigfaltiger gegen Norden. Baumwolle wird in sehr großer Menge gebaut. Im Jahre 1816 zählte man 45,000 Einwohner, davon 21,000 Sklaven. Natchez ist der Hauptort und hat eine Bank mit einem Kapital von drey Millionen Dollars.

9) Missouri. Wenn man die westliche Gränze Louisianas bis 40,30 n. Br. verlängert und dann eine Linie gerade östlich zum Mississippi zieht, so würden dadurch die Gränzen der Landschaft Missouri nach zweyen Seiten bezeichnet. Südlich stößt sie an Louisiana, östlich an den Mississippi. Von 98,000 Miles sollen etwa 82,000 südlich und 16,000 nördlich von Missouri liegen. Die Westgränze schneidet den Missouri 15 bis 20 Miles unter dem Einflusse des Kansas. Das Land ist größtentheils sehr fruchtbar, auch reich an Kohlen, Eisen und Salz, besonders wichtig sind aber die ungeheuren Bleylagen etwa 30 Miles südlich von S. Louis, wo 100 Pfund Erz 80 bis 90 Pfund reines Bley geben. Im Jahre 1810 hatte das Land 20,000, im Jahre 1818 aber 60,000 Einwohner. S. Louis mit zwey Banken ist die Hauptstadt.

10) Die Nordwestlandschaft gränzt gegen N. an Obercanada und den Obersee, gegen O. an den S. Marien-Fluß und den Nichigansee, gegen Süden an Indiana und Illinois, gegen W. und S. W. an den Mississippi. Sie erstreckt sich von 84 bis 96 w. L. und von 41,45 bis 49,37 n. Br. und man schätzt ihren Flächeninhalt auf 147,000 Miles. Nur wenige Ansiedlungen fanden bis itzt hier Statt, doch haben die Amerikaner beym Einflusse des Fuchsflusses in die grüne Bucht eine kleine Festung mit einer Besatzung von zweyhundert Mann.

11) Ohio. Dieser Staat gränzt gegen N. an die Landschaft Michigan, gegen O. an Pennsylvanien, gegen S. an den Fluß Ohio, gegen W. an Indiana, von 80,35 bis 84,47 w. L. und von 38,30 bis 42 n. Br. Gegen Morgen und Mittag ist das Land sehr hügelich, ebener gegen Mitternacht. Das Haupterzeugniß ist Weizen; Kohlen-, Eisen- und Salzwerke geben reiche Ausbeute. Im Jahre 1800 hatte das Land 45,000 im Jahre 1815 324,000 Einwohner. Columbus ist der Sitz der Regierung, Cincinnati der bedeutendste Ort.

12) Tennessee gränzt gegen N. an Kentucky, gegen O. an Nordkarolina und Virginien, gegen S. an Georgien, Alabama und den Staat Mississippi, gegen W. an den Fluß Mississippi. Ausdehnung von 81,28 bis 91,37

w. L. und von 35 bis 36,30 nörd. Br., der Hauptort ist Murfreesborough.

13) Vermont erstreckt sich von 71,33 bis 73,26 w. L. und von 42,44 bis 45 n. Br. Es hatte 1780, 85,000 Einwohner, im J. 1810 dagegen 217,000. Montpelier ist der Sitz der Regierung.

An diese neuesten Nachrichten über die neuen Staaten und Landschaften (von deren Verfassung unten die Rede seyn wird) reihen wir Folgendes über einzelne Städte an:

a) Baltimore hatte im Jahre 1765 nur etwa 65 Häuser, und ward erst 1797 zur Stadt erhoben; im Jahre 1818 belief sich dagegen die Zahl der Einwohner auf 60 bis 70,000. Im Jahre 1790 betrug die Schiffahrt nur 13,000, im Jahre 1801 über 101,000 Tonnen. Die Stadt ist in einer äußerst schönen Gegend rings um ein Bassin gebaut, und hat einen trefflichen Hafen. Die meisten Straßen sind gut gepflastert, und die Haupt- und Marktstraße wohl eine Mile lang und über 80 Fuß breit. Unter vielen neuen und trefflichen Gebäuden verdienen die 31 Kirchen und Bethäuser Erwähnung. Auf eine Säule von 163 Fuß Höhe, welche jetzt errichtet wird, soll Washingtons Statue gestellt werden.

b) Boston hatte 1816 49,000 Einwohner, 135 Straßen, 8 Banken, 14 Versicherungsanstalten, 26 Kirchen und Bethäuser, ein Theater, eine Sternwarte u. s. w. Die Schiffahrt betrug 143,000 Tonnen, die Zahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe 2339.

c) Charleston in Südkarolina hatte 1816 32,000 Einwohner (darunter über ein Drittel Schwarze), sechs Banken, 17 Kirchen und Bethäuser. 1219 Schiffe waren aus- und eingelaufen.

d) Laxington in Kentucky zählte 1797 etwa funfzig Häuser, im Jahre 1818 dagegen 7000 Einwohner. Man findet daselbst ein Theater, ein Museum, eine sogenannte Universität, eine weibliche Erziehungsanstalt, eine Freymaurerloge, drey Banken, drey Zeitungen, eine öffentliche Bibliothek von ein- bis zweytausend Bänden u. s. w.

e) Neuorleans hatte 1802 nur 10,000, 1818 aber 36,000 Einwohner, vier Banken und (eine Seltenheit) ein Nonnenkloster. Im Jahre 1816 bis 1817 betrug der Werth der Ausfuhr 13,501,000 Dollars; an 2000 Schiffe kamen die Ströme hinab zur Stadt. Von dem Angriff auf Neuorleans im December 1814 wird berichtet: daß die Engländer dabey an 3000 Todte, Verwundete und Gefangene zählten, die Amerikaner da-

gegen nur sieben Todte und sechs Verwundete. Dieß erinnert an altrömische Thaten und altrömische Erzählungsweise.

f) Neuyorks Einwohner haben sich seit 1790 bis 1818 von 33,000 auf 120 bis 130,000 erhöht. Die Tonnenzahl der Schiffahrt betrug 1816 299,000, während London, laut Worcester, im Jahre 1800 nicht das Doppelte sondern nur 568,000 Tonnen zählte. Im Jahre 1818 wurden an 2000 neue Gebäude in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung errichtet.

g) Philadelphia hatte 1790 nur 43,000 Einwohner, im Jahre 1820 schätzte man sie auf 120,000. Die Schiffahrt betrug im Jahre 1816 101,830 Tonnen.

h) Washington hatte Einwohner im Jahre 1800, 3210; im Jahre 1810, 8208; im Jahre 1818 an 12,000. Am 24. August 1814 zerstörten die Engländer bey ihrem Angriff alle öffentlichen Gebäude, selbst die Bibliothek nicht ausgenommen, doch sind alle wieder hergestellt, nur das Kapitol noch nicht, wozu erst am 24. August 1818, genau vier Jahre nach der Zerstörung, der neue Grundstein gelegt worden ist. Ueberhaupt nimmt man sich der Vergrößerung und Verschönerung der Stadt jetzt mit verdoppeltem Eifer an.

Der Bevölkerung nach folgen die amerikanischen Städte jetzt so auf einander: Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Boston, Neuorleans, Charleston, Salem, Providence, Richmond, Albany, Norfolk, Washington u. s. w.

So bedeutend das bis jetzt Mitgetheilte aber auch erscheint, es verschwindet vor dem bewunderungswürdig romantisch-poetischen Eindruck, welchen Worcesters alphabetisches Verzeichniß der Städte, Dörfer, Flüsse, Berge u. s. w. macht. Was will dagegen das ärmliche Europa mit seinen wenigen Hauptstädten sagen; einmal finden sich dort fast alle irgend bedeutende Städte Europens, z. B. Venedig, Palermo, Ravenna, Amsterdam, Potsdam u. s. w. zweymal dagegen Rom, Florenz, Stockholm, Edinburg; dreymal Genf, Genua, Madrid; viermal Heidelberg, fünfmal Wien (Vienna) und Paris, sechsmal Hamburg und Lissabon, siebenmal London und Dublin, achtmal Frankfurt und Berlin, neunmal Braunschweig u. s. w. Vom europäischen Waterlo schweigen schon die Zeitungen, das neu entstandene amerikanische Waterlo schreibt dagegen bereits selbst eine Zeitung. Ist jemand allem Europäischen abhold, so findet er zweymal Damascus, viermal Cairo, neunmal Canton. Man kann dort zwölfmal den Libanon besteigen, und in zehn Bethlehems und zwey und dreyßig Salems Hütten bauen.

Nicht blos am Vesuv, auch in Nordamerika ist Herkulanum zu Tage gefördert worden. Drey Corinth, drey Carthago, fünf Sparta, acht Athen, neun Alexandrien bieten sich dem Freunde des Alterthums zu gar gelehrten Untersuchungen. Die Brücke, welche in Washington über die Tiber geht, führt unmittelbar nach Alexandrien, und von Savannah über Sparta nach Athen sind nur etwa vierzig Meilen. Noch zahlreicher fast als die Wiedergeburt der Orte ist die Wiedergeburt der Menschen: die Könige Salomo und Hiram sind zweymal jeder zur Hand, Ulysses und Ithaka, Kato und Utika, Solon, Hannibal, Fabius, Manlius, Cincinnatus, Euklid, Cicero haben sich einfach oder doppelt, und Seneka sogar achtfach eingefunden. In Europa hat man an dem Daseyn von Troja gezweifelt, aber mehrere Homere angenommen; Amerika beweiset, daß es sieben Trojas, aber nur einen Homer gibt. Eben so ist der Streit über das Daseyn des Romulus geendet, er wohnt in der Grafschaft Senekas, 2 ½ Meile von dem bekannten Dichter Ovid und nährt sich mit 2,766 Neurömern vom Ackerbau und einigen Manufakturgeschäften. Versteht jemand nicht latein und griechisch genug, um sich mit jenen Alten zu besprechen, der findet dort der Neuern noch eine größere Zahl: vier Burke, sieben Chesterfields, zehn Chathams, vierzehn Marlboroughs, sechzehn Pitts, neun und zwanzig Madisons, vier und dreyßig Jeffersons, sieben und dreyßig Franklins, und gar zwey und funfzig Washingtons.

Empfindsame Seelen, welche durch all das Vorstehende nicht gereizt werden, mögen sich niederlassen in Louisa oder Elvira, oder Elmira, oder in Lilly, den elysäischen Feldern, den doppelten Gnadenhütten, dem eilffachen Vergnüglich, dem Honigbache, oder bey Corydon, unter dessen Schutze sich, unglaublich, die Regierung des Staates Indiana angesiedelt hat. Politische Reformatoren, welche an dem Gelingen ihrer Plane und Hoffnungen in Europa verzweifeln, müssen in Amerika überselig werden, denn sie finden dort neben Hoffegut funfzehn Mal die Freyheit, und gar vierzig Mal die Einigkeit. Den erdgebornen, urbiedern, eichelessenden Männern, die hier und dort unter uns als Zeichen und mißverstandene Ruinen einer größeren Zeit umhergehen, würden wir rathen an den Küsten Europas den Staub von ihren Füßen zu schütteln, und hinüber zu segeln nach Hockhocking, Hackinsack, Kinnikkinnik, Ompomponoosuc, Willequengaugum, Pemissisaquewakee und Quaquaphenogauf.

IV. Flüsse, Berge, Klima, Witterung. Die

minder wichtigen Flüsse Nordamerikas strömen östlich der Aleghanyberge; doch schätzt man die Länge des Hudson auf 324 Miles, des Susquehanna auf 450, des Potomak auf 620, des Savannah auf 700. Die Länge der Ströme, welche dagegen in den Missouri fließen, ist folgende:

Der rothe Fluß	1500	Miles,	der Arkansaw	2170	Miles
» weiße Fluß	1200	»	» Ohio	1350	»
» Mississippi	1620	»	» Osaga	600	»
» Grand	600	»	» Kansas	1200	»
» Platte	1800	»	» gelbe Strom	1100	»

Oberhalb ihres Vereins fließt der Mississippi etwa jene 1620 Miles, der Missouri dagegen (welches ohne Zweifel der eigentliche Hauptstrom ist) 3096 Miles. Vom Zusammenfluß beyder bis zum mexikanischen Meerbusen sind 1284 Miles, mithin hat der Missouri eine Länge von 4380 Miles. Das Land, was zu seinem und seiner Nebenzweige Gebiet gehört, beträgt drey Fünftel der vereinigten Staaten, und wird auf 1,375,000 Miles geschätzt. Die schwere Schiffahrt auf diesen Strömen ist jetzt durch die täglich sich mehrenden Dampfboote erstaunlich beschleunigt und erleichtert. Die Berge Nordamerikas erscheinen als unbedeutend im Vergleich mit den Flüssen: Die Alleghanyberge z. B. erreichen nur etwa 4000 Fuß, und dieselbe Höhe hat der Saddleback im Massachusetts und der Tafelberg in Südkarolina. Die Berge in Vermont und Neuyork berechnet man bis auf vierthalbtausend Fuß, die höchste Spitze der weißen Berge in Neuhampshire, der Washington, mißt dagegen 6634 Fuß.

Gute Nachrichten über Wärme, Kälte, den Stand der Barometer und Thermometer, gefallenen Regen u. s. w. hat Worcester unter dem Artikel united States. Wir können hier aber nicht ins Einzelne eingehn, sondern wollen nur bemerken, daß jährlich weit mehr Regen fällt als in Europa, nämlich nach Verschiedenheit der Orte zwischen 25 und 71 Zoll.

V. Landbau, Fischereyen, Fabriken. Hierüber nur ein Paar das Bekannte ergänzende Bemerkungen. Im Jahre 1814 bis 15 ward Behufs einer direkten Steuer, der Werth von einem Acre Landes mit Einschluß der dazu gehörigen Gebäude im Durchschnitt abgeschätzt:

in Neuhampshire auf	9	Doll. [1]),	in Massachus. auf	18	Doll.
» Rhodeisland	» 39	»	» Connecticut	» 34	»
» Vermont	» 6 4/10	»	» Neujork	» 16 1/2	»

[1]) Ein Dollar ist gleich drey Mark Hamburger Banko, etwa 1 Rthlr. 10 1/2 Gr. preuß. Courant.

in Neujersey	auf 35	Doll.	in Pensylvan.	auf 29	Doll.
» Delaware	» 13	»	» Maryland	» 20	»
» Virginien	» 4 15/100	»	» Nordkarol.	» 2 1/2	»
» Kentucky	» 4	»	» Tennessen	» 6	»

Im Durchschnitt des Ganzen also der Acre etwa auf zehn Dollars.

Die Fischerey des Stockfisches begann im Jahre 1670, und beschäftigte schon fünf Jahre nachher an 25,000 Tonnen und 4405 Seeleute. Der Wallfischfang entstand im Jahre 1715, und man fing nicht lange nachher schon 350 bis 400,000 Zentner. Der amerikanische Revolutionskrieg störte die Fischereyen sehr, doch hoben sie sich nach dem Frieden wieder und beschäftigten von 178⁰/₉ im Durchschnitt beym Stockfischfange jährlich etwa 539 Schiffe von 19,185 Tonnen, und 3287 Menschen. Man gewann gegen 250,000 Zentner. Unter allen Staaten treibt Massachusetts die stärkste Fischerey. Südlich von Connecticut wird kein Schiff zum Wallfischfange, südlich von Neuyork keines zum Stockfischfange ausgerüstet. Viele Umstände sind den nordamerikanischen Fischern im Vergleich mit andern günstig; die Nähe, die mindere Gefahr, die leichte Ablieferung der Fische an Weiber und Kinder zu baldigem Einsalzen, die Möglichkeit mit kleineren Schiffen und auch im Winter zu fischen, die größere Wohlfeilheit der Schiffe, der Fässer und der Nahrung. Demungeachtet ward es nöthig, die Abgaben von allen Gegenständen der Fischerey herabzusetzen und Ausfuhrprämien zu bewilligen, wenn die Amerikaner irgend einen auswärtigen Markt finden und Preis halten sollten. Der letzte Krieg mit England zerstörte aber die Fischereyen fast gänzlich, und äußerst viele Schiffe wurden von den Britten genommen. Nach einem Durchschnitt von 1803 bis 1812 waren jährlich mit dem Stockfischfang beschäftigt 48,577 Tonnen, mit dem Wallfischfang aber nur 662 (?) der Werth alles Ausgefahrnen betrug 2,124,000 Dollars. Den höchsten Ertrag gewährte das Jahr 1806 nämlich 3,116,000 Dollars, im Jahre 1814 war er dagegen gesunken bis auf 188,000 Dollars.

Amerika ist kein Fabrikstaat und hat sich nie aus irrigen Gründen angeblicher Staatswirthschaft (so wie wohl Rußland) zu einem verkehrten Sperrungssystem verführen lassen; doch mehren sich die Fabriken allmählich von selbst durch den natürlichen Gang der Dinge. Bey den Abschnitten vom Handel und den Steuern wird manches hieher Gehörige noch berührt werden, hier genüge die Bemerkung, daß Pensylvanien der wichtigste Fabrikstaat ist. Man findet eine große Zahl Fabriken, die sich mit Bearbeitung der Metalle beschäftigen, ferner 8 Glashütten, 64 Baumwollenmanufacturen, 64 Papiermühlen,

108 Druckereyen u. s. w. Man schätzte in den letzten Jahren den Werth aller Fabrikate auf 44,194,000 Dollars. — Für echte erwiesene Erfindungen wird dem Erfinder ein Patent auf vierzehn Jahre ertheilt, und der dasselbe Verletzende zahlt den dreyfachen Betrag des angerichteten Schadens an den Berechtigten.

VI. Handel. Eben so wie die Bevölkerung ist der Handel der nordamerikanischen Staaten während der letzten dreyßig Jahre ungeheuer angewachsen; doch findet der wichtige Unterschied Statt, daß die Entwickelung dort ganz ruhig, regelmäßig, ungestört erscheint, hier dagegen außerordentliche Verhältnisse bald zu plötzlicher Steigerung, dann zu schneller Erniedrigung beytrugen, daß Amerika dort ganz selbstständig und unabhängig, hier aber manchen Gefahren ausgesetzt ist. Zu besserer Uebersicht zertheilen wir unsere Nachrichten unter mehrere Abschnitte, und sprechen

1) von der Zahl der Schiffe und Tonnen. Im Jahre 1790 hielten die amerikanischen zu fremdem Handel bestimmten Schiffe 354,767 Tonnen, die fremden Schiffe 251,058; zusammen 605,825 Tonnen; um nun die fremden Kauffahrer immer mehr hinwegzudrängen, hob man von ihnen ein Tonnengeld, welches sich zu dem von Amerikanern bezahlten etwa verhielt wie funfzig zu sechs. Obgleich nun die Engländer Gegenabgaben auflegten, wuchs der amerikanische Handel dennoch ganz außerordentlich, insbesondere weil während des Revolutionskrieges ihre Flagge die sicherste und bequemste war. Im Jahre 1790 waren im amerikanischen Handel beschäftigt brittische Schiffe 557, amerikanische 464. Im Jahre 1800 dagegen 139 brittische und 1057 amerikanische. Am größten war die Tonnenzahl Amerikas im Jahre 1810, nämlich 1,424,781. Davon kamen

auf	Charleston	52,000	Tonnen,
»	Baltimore	103,000	»
»	Philadelphia	125,000	»
»	Boston	149,000	»
»	Neuyork	268,000	»

oder auf die Häfen vom Mississippi bis zum Potomak 221,000 T., vom Potomak bis zum Hudson einschließlich Neuyork 321,000 T., auf die Häfen nördlich vom Hudsonflusse 882,000 T.

In den Staaten von Neuengland gehört also auf $2\,{}^{10}/_{100}$ Menschen eine Tonne, in den übrigen Staaten erst auf $7\,{}^{22}/_{100}$ Menschen. Der allgemeine Friede drückte den amerikanischen Handel sehr nieder, jedes Volk suchte seinen Handel wieder zu gewinnen, die Preise der Schiffe sanken ganz außerordentlich, und von Neubau war gar nicht mehr die Rede. Noch übler waren die Verhältnisse während des letzten Krieges mit England, doch blieb seit 1790 immer ein Ueberschuß der amerikanischen über die fremde Tonnenzahl im amerikanischen Handel. Am geringsten war diese in den Jahren 1804 bis 1807 und 1810 bis 1812, am

höchsten in den Kriegsjahren 1813 bis 1816. Setzt man z. B. den amerikanischen Antheil der Tonnenzahl gleich hundert, so betrug der fremde im Jahr 1810 etwa 8 Theile, 1811 3, 1812 6, 1813 32, 1814 44, 1815 22, 1816 22 Theile.

Im Jahre 1816 betrug die amerikanische Tonnenzahl (jedoch mit Einschluß der kleinen Schiffe zu 20 Tonnen, der zu Fischereyen und der nur einstweilen gebrauchten) 1,372,000, und davon wurden an Abgaben erhoben 1,340,000 Dollars. Zum Beweise, wie gewaltig groß diese Summe sey, führt Pitkin an: daß alle Staaten rings um die Ostsee, Norwegen und Holstein eingeschlossen, im Jahre 1804 nur 4134 Schiffe hatten, welche 493,417 Tonnen hielten; indessen sind hier, wenn anders die Zahl richtig ist, so kleine Schiffe wohl nicht mitgerechnet wie dort. Auf hundert Tonnen kommen in Amerika im Durchschnitt acht Seeleute, wovon etwa ein Sechstel bis ein Viertel Ausländer sind. Zwischen 1803 und 1816 wurden im jährlichen Durchschnitt Schiffe gebaut von 102,811 Tonnen. In Großbritannien nach einem Durchschnitt der Jahre 1793 bis 1804 von 100,333 Tonnen.

Die Tonnenzahl der fremden Schiffe, welche in Nordamerika einliefen, betrug im Jahre

einliefen, betrug im Jahre	1790	1796	1802	1807	1815
von Rußland	—	—	—	293	12,169
» Preußen	394	—	2,994	1,275	939
» Schweden	535	5,560	1,127	5,330	15,481
» Dänemark	1,113	10,430	6,491	7,464	3,043
» Holland	6,131	301	102	—	3,197
» Großbritannien	216,914	19,669	104,473	64,727	142,710
» Hamburg u. d. Hansestädten	1,978	4,987	12,980	4,972	6,699
Frankreich und dazu gehörigen Ländern	12,059	2,055	7,659	—	4,054
» Spanien	7,381	2,449	8,582	667	14,155
» Portugall	3,777	634	1,111	2,032	9,487
» Italien	—	758	—	—	—
» Triest und Oesterreich	459	—	—	—	567

Zu wie vielen Betrachtungen und Bemerkungen gibt diese eine Tafel Veranlassung, wir müssen sie aber eben ihrer Menge halber unterdrücken; auch dürften sie sich jedem Aufmerksamen von selbst aufdrängen.

2) Ausfuhr und Einfuhr. Hier müssen wir unsern Lesern wiederum viele Tafeln und Ziffern vorlegen, die aber, wie wir hoffen, ohne weitere Fingerzeige ihren lehrreichen Sinn deutlich aussprechen. Es betrug

in den Jahren		die Einfuhr von England		die Ausfuhr aus den Kolonien nach England.
1700 bis 1710	—	265,000 Pf. Sterl.	—	267,000 Pf. Sterl.
1710 » 1720	—	392,000 » »	—	365,000 » »

in den Jahren	die Einfuhr von England	die Ausfuhr aus den Kolonien nach England.
1720 bis 1730	578,000 Pf. Sterl.	471,000 Pf. Sterl.
1730 » 1740	670,000 » »	660,000 » »
1740 » 1750	708,000 » »	812,000 » »
1750 » 1760	802,000 » »	1,577,000 » »
1760 » 1770	1,044,000 » »	1,763,000 » »
1770 » 1780	743,000 » »	1,331,000 » »

Ferner betrug im Jahre 1769 die Ausfuhr nach		die Einfuhr von
dem Süden von Europa	552,000 Pf. Sterl.	75,000 Pf. Sterl.
» Westindien	747,000 » »	789,000 » »
» Afrika	20,000 » »	151,000 » »

Des Schleichhandels halber dürften diese aus den Zollregistern genommenen Summen indessen etwas zu gering seyn. In den beyden ersten Jahren nach dem Frieden 1784 und 1785 betrug die Ausfuhr Englands nach Amerika an dreyßig Millionen Dollars, die Ausfuhr Amerikas nach England aber nur acht bis neun Millionen, woraus Noth und Geldmangel entstand. Doch hütete man sich vor gewaltsamen und eben deßhalb unzureichenden Mitteln; allmählich entstand ein natürliches und beyden Theilen vortheilhaftes Gleichgewicht. Als aus den schon bemerkten Gründen der Handel während des Revolutionskrieges so unerwartet in die Hände der Amerikaner kam, ward alle gewöhnliche Vorsicht bey Seite gesetzt, die Tollkühnsten gewannen oft am Meisten, Hände und Kapitale wandten sich von den einfachern Beschäftigungen ab, und Viele meinten, der Umfang des Handels und der Gewinn müsse immerdar steigen, oder könnte sich wenigstens nicht mindern.

Der Werth der Ausfuhr eigener und fremder Erzeugnisse

betrug	1795	67,064,000	Dollars
	1800	94,115,000	»
	1805	101,536,000	»
	1806	108,343,000	»
	1807	22,430,000	»

Dieser letzte ungeheure, Unglück und Armuth herbeyführende Abschlag entstand durch das von den kriegführenden Mächten beobachtete Verfahren gegen Neutrale, und durch die dagegen von Amerika aufgestellten Handelsgesetze. Wir erlauben uns, den Gang der Dinge mit wenigen Worten ins Gedächtniß zurück zu rufen und einiges wahrscheinlich Unbekannte beyzufügen. In den Jahren 1803 bis 1812 wurden amerikanische Schiffe aufgebracht von Dänemark 70, Neapel 47, Frankreich 558, England 917; zusammen 1592 Schiffe. Davon wurden mehrere in den beyden ersten Staaten, von Frankreich 383, von Eng-

land 443 für gute Prise erklart; — und die frey gelassenen hatten ebenfalls gewaltigen Schaden durch Zeitverlust, Verderben der Waaren, Kosten des Aufenthalts u. s. w. Außer Stande, ihre Ansprüche gegen England oder Frankreich, oder gar gegen beyde mit den Waffen in der Hand durchzusetzen, wandten sich die Amerikaner zu einem negativen aber dennoch so zerstörenden Mittel, daß man dessen Billigung ohne die genaueste Kenntniß der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse kaum begreifen kann. Durch das Gesetz vom 22. Dezember 1807 ward verordnet: Alle Schiffahrt, nur die von einem amerikanischen Hafen zum andern ausgenommen, ist den Bürgern der vereinigten Staaten bey Verlust des Schiffes und sonstigen harten Strafen verboten. Kein fremdes Schiff darf in Amerika Waaren oder Schiffsbedürfnisse laden. Am 12. März 1808 ward noch hinzugesetzt: weder amerikanische noch fremde Erzeugnisse oder Fabrikate dürfen aus Amerika ausgeführt werden. — Weil man sich aber dadurch mehr strafte, als die Kriegführenden, weil diese die Störung des Handels länger ertragen konnten, als die Amerikaner dessen plötzliche Vernichtung, so gab man am 1. März 1809 ein neues Gesetz des Inhalts: die Amerikaner dürfen wieder frey handeln, nur nicht nach Frankreich und England. Allen englischen und französischen Schiffen ist das Einlaufen in einen amerikanischen Hafen (es sey denn aus Noth) bey Strafe der Konfiskation untersagt. Wer von ihnen Waaren kauft, oder irgendwo und irgendwie mit ihnen in Gemeinschaft tritt, verliert die Waaren, zahlt den doppelten Werth, und unterliegt noch andern harten Strafen. Von den Folgen dieses Gesetzes und den weitern politischen Verhandlungen kann hier nicht näher die Rede seyn; eben so wenig von dem spätern Kriege mit England, welcher vom 17. Dezember 1813 bis zum 14. April 1814 ein neues Embargo herbeyführte. Das Gesagte genügt, die gewaltigen Schwankungen des amerikanischen Handels zu erklären, und zu beweisen, daß die vereinigten Staaten über ihren festen Grund und Boden hinaus, noch nicht entscheidend aufzutreten und sich zu sichern im Stande sind. Dieß wird sich unten beym Abschnitt von der Seemacht wiederholt ergeben. Wir fahren jetzo in Mittheilung der reichhaltigen Nachrichten fort. —

Die gesammte Ausfuhr Nordamerikas theilt sich in vier Hauptzweige: Erzeugnisse der See, der Forsten, des Landbaues und der Manufakturen. Es wurden nun ausgeführt.

Im Durchschnitt von		1802 — 1812.		1812.	1813.	1814.	1815.	1816.
Seeprodukte	—	2124000	Doll.	935000	304000	188000	912000	1331000
Forstprodukte	—	4404000	—	2701000	1107000	570000	3910000	7293000
Landbau	—	27875000	—	24555000	23119000	5613000	38910000	53354000
Manufakturen	—	2096000	—	1355000	39000	246000	1553000	1755000

Es fällt im Durchschnitte von 1803/11 vom Werthe der Ausfuhr auf den Landbau über drey Viertel, auf die Forsten etwa 1/9, die See 1/15, die Manufakturen 1/20. Die unerhört große Ausfuhr von 64,781,000 Dollars im Jahre 1816 ist zum Theil Folge der frühern Störung des Handels, zum Theil Folge der ungeheuer hohen Preise des Tabaks und der Baumwolle. Von 1802 bis 1812 wurden jährlich im Durchschnitt ausgeführt:

Pottasche und Perlasche	6129	Tonnen
Wachs	239185	Pfunde *).
Rindfleisch (beef)	74584	Barrels.
Schiffszwieback	77899	—
Talglichte	1,129000	Pfund.
Wachs- u. Sparmacetlichte	38000	—
Baumwolle	45,556000	—
Mehl	969000	Barrels.
Fische, getrocknet u. geräuchert	372000	Centner.
Fische, gesalzen	52000	—
Leinsaat	258000	Bushels
Indianisch Korn	1,249000	—
Weitzen	34000	—
Schweinfleisch	50000	Barels.
Reiß	86000	Tierces.
Tabak, rohen	59000	Oxhoft
Tabak, verarbeiteten	355000	Pfund.
Theer	80000	Barrels.
Pech	7226	—
Terpentin	67000	—
Fischbein	47000	Pfund.
Harze (Resin)	7000	Barrels.
Ginseng	277000	Pfund.
Pelzwerk, für	525000	Dollars.
Butter	1,785000	Pfund.
Käse	819000	—

(Wir haben hier wie überall runde Summen angenommen.)

Zwischen den Jahren 1802 und 1812 wurden im Durchschnitte auf ein Jahr ausgeführt nach:

	Amerikanische Erzeugnisse.	Fremde Waaren wieder ausgeführt.
Rußland für	307000 Dollars	1,019000 Dollars.
Preußen	96000 —	178000 —
Schweden	1,400000 —	1,015000 —

*) Das englische Pfund ist etwas über drey Procent leichter als das Berliner, ein Bushel ist etwas weniger als ein halber Berliner Scheffel, die Barrels sind nicht bey allen Gegenständen gleich groß.

	Amerikanische Erzeugnisse.		Fremde Waaren wieder ausgeführt.	
nach Dänemark für	1,832000	Dollars.	1,961000	Dollars.
Holland	1,790000	—	6,803000	—
Großbritannien	16,853000	—	1,812000	—
Hamburg und die Hansestädte	736000	—	1,695000	—
Frankreich und dazu gehörige Länder	3,118000	—	5,874000	—
Spanien	5,692000	—	5,598000	—
Portugall	4,154000	—	696000	—
Italien	152000	—	1,881000	—
Triest und Oesterreich	14000	—	216000	—
Türkey, Levante u. Aegypt.	15000	—	260000	—
Barbarey	93000	—	179000	—
Vorgeb. d. gut. Hoffn.	50000	—	70000	—
China	193000	—	139000	—
Asien überhaupt	6000	—	14000	—
Ostindien	128000	—	351000	—
Westindien	1,123000	—	390000	—
Europa, das übrige	158000	—	458000	—
Afrika	213000	—	227000	—
Südsee	4000	—	20000	—
Nordwestküste v. Amerika	19000	—	147000	—

So viele Zahlen wir auch schon mitgetheilt haben, und weiter unten noch mittheilen müssen, können wir uns doch nicht enthalten, noch Folgendes aus der ungemein großen Menge der amtlichen Tafeln und Berechnungen mitzutheilen: Die Ausfuhr der Forsterzeugnisse betrug:

	Bau- und Stabholz.	Andere Schiffsbedürfnisse.	Pottasche und Perlasche.	Pelze und Häute.	Ginseng.	Eichenrinde und Färbestoffe.
1812 —	1638000 D.	490000 D.	333000 D.	123000 D.	10000 D.	107000 D.
1813 —	636000 —	91000 —	204000 —	58000 —	— —	118000 —
1814 —	258000 —	31000 —	217000 —	22000 —	39000 —	3000 —
1815 —	1835000 —	455000 —	865000 —	409000 —	10000 —	336000 —
1816 —	4004000 —	798000 —	1630000 —	553000 —	— —	308000 —

Die Ausfuhr der Erzeugnisse des Ackerbaues betrug:

	Getreide und Mehl für	Reiß.	Talg, Käse, Butter, Fleisch, Speck, Thiere u. s. w.	Tabak.	Baumwolle.
1812 —	13687000 D.	1544000 D.	1657000 D.	1514000 D.	28870000 Pf.
1813 —	13591000 —	3021000 —	1101000 —	319000 —	19100000 —
1814 —	1734000 —	230000 —	482000 —	232000 —	17700000 —
1815 —	7209000 —	2785000 —	1332000 —	8235000 —	82900000 —
1816 —	7712000 —	3555000 —	2093000 —	12809000 —	81900000 —

Tabak ward in den Jahren 1761 bis 1775 wohl eben so viel, als jetzt ausgeführt, aber die Preise sind sehr gestiegen.

Nichts hat sich dagegen so rasch gemehrt, als der Bau der Baumwolle. 1791 wurden nur ausgeführt 189000 Pfund Baumwolle

1793	487000	—	
1795	6,276000	—	
1799	9,532000	—	
1800	17,739000	—	
1804	38,118000	—	
1808	10,500000	—	Zeit der Sperre
1809	50,900000	—	
1810	93,200000	—	

Von der ausgeführten Baumwolle erhielt

	England	Frankreich
1815	— 45,669000 Pfund;	199,778000 Pfund.
1816	— 57,793000 —	18,024000 —

Wie sehr sich aber in dieser Zeit die Baumwollfabriken auch in Amerika gehoben haben, zeigt folgende Berechnung: Es wurden verarbeitet

1800 — 500 Ballen
1805 — 1000 —
1810 — 10000 —
1815 — 90000 — oder 27,000000 Pfund

zu 81,000,000 Ellen (yards) Zeug, durch 90,000 Männer, Weiber und Kinder. Da aber der Hauptzweck dieser Darstellung damals war, die Wichtigkeit der amerikanischen Fabriken zu zeigen, und eine härtere Besteuerung der englischen baumwollenen Waaren herbeyzuführen*) (die auch 1816 eintrat), so mögen die Angaben wohl etwas zu hoch seyn.

Die ungemeine Wichtigkeit der fremden Erzeugnisse, welche die Nordamerikaner wieder ausführten, geht daraus hervor, daß im Durchschnitt von 1805 bis 1807 jährl. ausgeführt wurden, einheimische Güter für 44,863,000 Dollars, fremde Güter dagegen für 57,701000 Dollars, ja im Jahre 1810 führte Nordamerika aus: 47,038000 Pfund Zucker und 31,423000 Pfund Kaffee. Im Jahre 1814 war dagegen dieser Handel fast ganz vernichtet, und belief sich im Jahre 1815 auch nur auf 6,583000 Dollars. Für die Jahre 1815 und 1816 geben wir noch folgende allgemeine Uebersicht der Ausfuhr nach

	England.		Frankreich.		Europa überhaupt.	
	inländ. Erzeugn.	fr. Erzeug.	inländische	fremde	inländische	fremde
1815	17,682000 Dll.	51,000	5,033000	1,858000	33,728000	4,388000
1816	29,350000 —	544,000	7,352000	2,222000	49,872000	10,042000

*) Ein Yard hat etwa 405 französische Linien, und ist um 37 Procent länger als die Berliner Elle.

	Asien.		Afrika.		Amerika.	
	inländ. Erzeugn.	fr. Erzeug.	inländische	fremde	inländische	fremde.
1815	319,000	347,000	155,000	113,000	11,720000	1,768000
1816	504,000	1,970000	299,000	343,000	13,964000	5,075000

Fast noch mehr als über die schnelle Zunahme der Ausfuhr muß man sich über die Zunahme der Einfuhr wundern; zu Folge der Nachweisungen (welche theils nach der Menge, theils nach dem Werthe der Waaren geführt werden, das steuerfrey Eingehende aber gar nicht einmal erwähnen) betrug dieselbe im Jahre

1791	19,823200	Dollars.
180²/₄ im Durchschnitt auf	75,316000	
180⁶/₇ ein Jahr	138,574000	
1815	133,041000	

Im Jahre 1791 betrug also die Einfuhr auf einen Menschen etwa fünf Dollars, im Jahre 1802 etwa zwolf Dollars, und im Jahre 1815 über dreyzehn Dollars; oder seit 1750 hat sich die Zahl der Menschen etwa von 1,050000 auf zehn Millionen erhoben. Die Einfuhr aber von etwa drey bis vier Millionen auf 130 Millionen. Allerdings muß ein Bedeutendes für die Wiederausfuhr von den letzten Summen abgerechnet werden, keineswegs aber so viel, daß beyde Steigerungen der Menschenzahl und der Einfuhr in ein gleiches Verhältniß kämen. Nach einem Durchschnitt der Jahre 1802 bis 1812 wurden im Durchschnitt während eines Jahres in Nordamerika wirklich verbraucht:

Waaren nach dem Werth besteuert für		27,549000	Dollars
	Wein	1,737000	Gallonen
	Spiritus	6,833000	»
	Thee	3,445090	Pfund
	Cacao	626000	»
	Kaffee	16,158000	»
	Zucker	54,396000	»
	Indigo	142000	»
	Baumwolle	353000	»
	Hanf	104000	Centner
	Salz	2,888000	Bushels 2c.

Noch deutlicher ergibt sich das Steigen des Verbrauchs bey einzelnen Gegenständen. Es wurden nämlich zu inländischem Verbrauch eingeführt im Durchschnitte auf ein Jahr

	Kaffee	Zucker	Salz
1790 bis 1792 —	3,836000 Pf.	22,397000 Pf.	1,475000 Pf.
1793 » 1798 —	7,351000 »	36,149000 »	2,210000 »
1801 » 1812 —	11,107000 »	50,279000 »	3,856000 »

Sehr anziehend ist es, zu wissen, welchen Antheil jedes Land

der Welt an dem gesammten nordamerikanischen Handel hat. Er beträgt nach ähnlichen Durchschnitten in Hinsicht der

	Ausfuhr nach	Einfuhr von
Großbritannien	34,62 pCt.	47,44 pCt.
Rußland	0,03 »	2,90 »
Preußen	0,08 »	0,16 »
Schweden	0,59 »	0,78 »
Dänemark	3,38 »	3,29 »
Hamburg u. die Hansestädte	6,80 »	2,36 »
Holland	13,60 »	8,45 »
Frankreich	17,28 »	16,46 »
Spanien	10,95 »	8,36 »
Portugall	3,39 »	1,39 »
Italien und Triest	2,94 »	0,88 »
China und Asien	0,63 »	6,44 »
Alle andern Länder	4,94 »	0,44 »

Die Ueberlegenheit Großbritanniens tritt hier augenfällig heraus. Nach einem Durchschnittsjahr von 180¹/₄ genommen betrug die Einfuhr von Großbritannien 36,040000 D.
die Ausfuhr nach » 23,300000

Mithin für Großbritannien 12,740000

welcher scheinbare Nachtheil aber freylich nicht nach bloßen Ziffern richtig abgeschätzt wird. Von der auf 133 Millionen angesetzten Gesammteinfuhr des Jahres 1815 kamen aus England über 82 Millionen, und von 86 Millionen Waaren, welche nach dem Werth versteuert wurden, gehörten für 71 Millionen Dollars an England. Aehnliche Erscheinungen bietet der indische Handel. Im Durchschnitt v. 1801 bis 1807 brachten die Nordamerikaner nach dem brittischen Indien Waaren für 431000 Dollars.
Geld » 2,937000

Die Einfuhr nach Amerika betrug in Waaren » 3,105000
in Geld » 11,000

Balance für Indien an 2,660000

Daß eine Betrachtung dieser Ergebnisse, abgesehen von allen andern Verhältnissen, die Amerikaner besonders aufmerksam auf England machte, versteht sich von selbst, weßhalb wir

3) über die Handelsgesetzgebung noch Folgendes beyfügen. Nach dem Frieden von Amiens schlug England vor: man solle die wechselseitig aufgelegten Handelssteuern gänzlich aufheben, Amerika wies aber den Antrag zurück, weil nur von Gleichheit der Abgaben und Verhältnisse für die europäischen Besitzungen Englands die Rede war, die Ausschließung oder Beschränkung der Nordamerikaner aber für die englischen

Besitzungen in den übrigen Welttheilen fortdauern sollte. Diese allgemeinere Forderung haben aber die Amerikaner in dem am 3. July 1815 mit Großbritannien geschlossenen Handelsvertrage aufgeben müssen. Derselbe setzt fest:

a) Es ist freyer Handel zwischen Nordamerika und den europäischen Staaten des Königs von England.

b) Die Abgaben bey der Einfuhr oder Ausfuhr nordamerikanischer oder brittischer Erzeugnisse und Manufakturwaaren sind in beyden Ländern gleich.

c) In Ostindien dürfen nordamerikanische Schiffe nur in Kalkutta, Madras, Bombay und Prinz von Wales Insel landen und laden; in Kriegszeiten aber keine Kriegsbedürfnisse und keinen Reiß. Sie zahlen die Abgaben der am meisten begünstigten Völker, das heißt das Doppelte der brittischen Unterthanen. Sie dürfen die Ladungen nirgend anders wohin führen als nach nordamerikanischen Häfen, und unterwegs nur der Erfrischung, nicht des Handels halber anlegen.

Da der Vertrag über die westindischen Besitzungen Englands nichts festsetzte, so blieben die Amerikaner davon ausgeschlossen, was ihnen noch mehr Nachtheil brachte als die oben ausgesprochenen Beschränkungen. Die Engländer können nämlich zwey, drey Frachten einnehmen und abthun, während die Amerikaner nur eine erhalten. Jene fahren in solchem Fall mit brittischen Waaren erst nach Nordamerika, dann mit amerikanischen nach den Inseln, dann von hier mit der dritten Ladung nach England zurück; oder umgekehrt erst nach den Inseln, dann nach Nordamerika, und endlich nach England: — während der Amerikaner die westindische Station nicht berühren darf. Um diesem Nachtheil entgegen zu treten, legten die Amerikaner eine Abgabe von zwey Dollars auf die Tonne für englische aus Westindien kommende Schiffe; allein die Engländer wußten sich noch künstlicher zu helfen, indem sie die Einfuhr vieler Gegenstände hoch besteuerten die aus den vereinigten Staaten, gleichviel ob auf brittischen oder amerikanischen Schiffen, eingeführt wurden. Sobald dagegen die Einfuhr aus dem brittischen Amerika erfolgte, war die Abgabe sehr gering, was den Landhandel aus den vereinigten Staaten dahin ganz außerordentlich erhöhte, die Seefracht aber ganz in die Hände der Britten brachte.

Diese Verhältnisse, der Druck der brittischen Navigationsakte und manche andere Gründe, führten in dem Jahre 1817 zu einer umfassendern Gesetzgebung, welche vorschreibt:

a) Fremde Schiffe dürfen nur die Erzeugnisse und Fabrikate ihres eigenen Landes, oder solcher Länder nach Amerika brin-

gen, deren Waaren sie zuerst und in der Regel verschiffen. Schiff und Gut der Uebertreter wird konfiscirt; doch gelten diese Bestimmungen nur gegen Völker, welche ähnliche Gesetze haben.

b) Der Küstenhandel ist nur amerikanischen oder solchen fremden Schiffen erlaubt, die fremde Güter herzuführten, aber in einem Hafen nicht ganz ausluden und verkauften. Segeln sie unter andern Verhältnissen in einen andern Hafen, so werden sie konfiscirt.

c) Ein Schiff, dessen Mannschaft beym Küstenhandel nicht zu drey Vierteln, und zu fernem Handel nicht zu zwey Dritteln aus Nordamerikanern besteht, wird als fremd betrachtet und mit den hohen Steuern getroffen.

Noch bestimmter richtete sich das Gesetz vom 18. April 1818 gegen die Vorschriften der Engländer über Schiffahrt und Kolonialhandel. Folgendes ist der Hauptinhalt:

α) Kein brittisches Schiff darf in einem amerikanischen Hafen einlaufen, wenn es aus einem britischen Hafen kömmt, wo man unter gleichen Verhältnissen keine amerikanischen Schiffe zuläßt. β) Wenn solch Schiff auch nachher einen Hafen berührt, wo amerikanische Schiffe einlaufen dürfen, so beurtheilt man es dennoch nach dem Orte der eigentlichen Abfahrt. γ) Uebertretern wird Schiff und Gut konfiscirt. δ) Kein englisches, auf zuläßige Weise in Amerika gelandetes Schiff darf amerikanische Erzeugnisse oder Waaren als Rückladung einnehmen, wenn es nicht den doppelten Werth der Ladung Bürgschaft stellt, daß es nach keinem Hafen segeln werde, wo den Gesetzen nach den Amerikanern das Einlaufen verweigert wird.

So lange England nicht im Wege der Güte oder der Gewalt die Aufhebung dieser Bestimmungen bewirkt, hat sich Nordamerika mit demselben in Hinsicht der Schiffahrtsgesetze ganz auf gleichen Fuß gesetzt, eine Maßregel, die auch nur unter so günstigen Verhältnissen versucht werden kann. Während des letzten Krieges mit England gewährte die amerikanische Kriegsflotte dem Handel aber keine Sicherheit, sondern die Amerikaner schifften fast nur unter dänischen, schwedischen und andern Flaggen, welche sie sich verschafft hatten.

Mit den Niederlanden ist alles auf den alten Fuß gesetzt, so wie es vor 1795 Statt fand.

4) Handel mit den Indianern. Eine besondere Erwähnung verdienen die Gesetze über den Handel mit den Indianern. Das erste vom 22. July 1790 bestimmt: Niemand darf ohne besondere Erlaubniß mit den Indianern Handel treiben, welche in der Regel nur auf zwey Jahre und gegen eine Bürgschaft von 2000 Dollars ertheilt wird. Der Staat nutzt diese

Summe in der Zwischenzeit, und sie haftet für die Beobachtung aller hieher gehörigen Gesetze. Außerdem verliert jeder unbefugt Handeltreibende die Waaren, und wird noch besonders gestraft. Kein Kauf von Grundstücken ist gültig ohne Bestätigung der vereinigten Staaten. — Das zweyte Gesetz vom 17. März 1793 zeigt, daß noch nicht alle Mißbräuche gehoben waren, und die Regierung ihren und der Indianer Vortheil gleichmäßig im Auge behielt. Niemand, der die Erlaubniß zum Handel gibt, darf an demselben selbst Theil nehmen. Zum Ankauf von Pferden gehört noch eine besondere Genehmigung, und die erstandenen muß man der Regierung zu etwanigem Vorkauf anbieten. Dem Präsidenten der vereinigten Staaten wird eine Summe Geldes überwiesen, um dafür den Indianern nützliche Thiere und Ackergeräth zu kaufen. — Ein drittes Gesetz vom 19. May 1796 bestimmt: An den indianischen Gränzen werden Waarenhäuser angelegt und Aufseher über das ganze, beym Handel beobachtete Verfahren angestellt. Niemand darf auf indianischem Lande jagen, Niemand sich ohne Erlaubniß der Regierung und ohne Beystimmung der Indianer daselbst ansiedeln. Der Verkauf des Branntweins an dieselben soll, wo nicht ganz gehemmt, doch beschränkt werden.

5) Beförderungsmittel des Handels. Es sey uns erlaubt unter diesem Abschnitte zu sprechen von den Banken, den Bankerottgesetzen, dem Zinsfuß, der Münze und der Post.

A) Von den Banken. Die erste Bank der vereinigten Staaten ward am 25. Februar 1791 auf zwanzig Jahre gestiftet. Ihr Kapital betrug zehn Millionen Dollars, wovon ein Viertel in Gold oder Silber, drey Viertel in Staatsschuldscheinen eingezahlt, das Ganze aber in 25,000 Aktien zu 400 Dollars getheilt wurde. Jährlich wählten die Inhaber der Aktien nach Mehrheit der Stimmen fünf und zwanzig Direktoren, und diese wählten wiederum unter sich einen Vorsitzer, der allein von Allen Besoldung erhielt. Die Stimmen der Aktionairs mehrten sich mit der Zahl ihrer Aktien. Wer eine oder zwey Aktien besaß hatte 1 Stimme

für jede zwey darüber bis zehn Aktien					1	»
»	» vier über	10 bis	30	»	1	»
»	» sechs »	30 »	60	»	1	»
»	» acht »	60 »	100	»	1	»
»	» zehn »	100 »	—	»	1	»

Keine Körperschaft und kein Einzelner konnte mehr als dreyßig Stimmen erhalten. Fremde Aktionairs hatten kein Stimmrecht und durften noch weniger Direktoren werden. Sieben der letztern gehörten nothwendig zu einem Beschlusse. Drey Viertel der abgehenden Direktoren und der Präsident konnten wieder gewählt werden. Wenn sechzig Personen, welche wenigstens 200

Aktien besaßen, eine allgemeine Versammlung aller Inhaber verlangten, so mußte man diese zusammenberufen. Ueber die Gränzen der zu machenden Schulden und die Haftung des Vermögens der Direktoren enthielt die Stiftungsurkunde nützliche Vorschriften. Diejenigen Staatsschuldscheine, welche zum Kapital der Bank gehörten, durfte dieselbe verkaufen, aber keine kaufen oder damit handeln. Deßgleichen nicht mit eigentlichen Waaren, sondern nur mit Gold, Silber, Wechseln, verpfändeten Gütern und deren Ertrag. Der Zinsfuß für ihre Anleihen und Diskonte war auf sechs vom Hundert beschränkt. Wochentlich legte sie dem Schatzmeister des Staats allgemeine Uebersichten vor, durfte aber der Republik nicht über 100,000, keinem einzelnen Staate über 50,000 Dollars, einem fremden Fürsten ohne Erlaubniß gar nichts leihen. Keine zweyte Staatsbank sollte neben dieser errichtet, jede ihrer Noten aber unweigerlich in allen öffentlichen Kassen angenommen werden.

Jene Beschränkung der Anleihen an die vereinigten Staaten minderte man bald nachher, und hob am 19. März 1812 die Vorschrift der Annahme von Noten in öffentlichen Kassen, wahrscheinlich mit Hinsicht auf die bevorstehende Auflösung der ganzen Anstalt auf. Im Jahre 1812 waren nämlich den Aktionairs bereits siebenzig vom Hundert ihres Kapitals zurückgezahlt, und im Jahre 1815 hatte man das Ganze getilgt und alle Noten (mit Ausnahme einiger wenigen, vielleicht untergegangenen) eingezogen. Die jährliche Dividende betrug bis 1809 im Durchschnitt 8 $^{2}/_{3}$ vom Hundert, und die Aktien standen einige Male bis vierzig über Pari. 5000 Aktien, welche die Regierung gleich Anfangs genommen hatte, verkaufte dieselbe allmählich mit einem Gewinn von 671,860 Dollars. Merkwürdig ist es, daß die Nordamerikaner im Jahre 1809 nur 7000, Fremde dagegen 18,000 Bankaktien besaßen.

Manche betrachteten die Auflösung der Bank als ein nationales Unglück, und weissagten einen allgemeinen Bankerott, Andere dagegen hielten sie für eine ganz entbehrliche Anstalt. Als aber im Jahre 1813 (freylich aus andern Gründen) viele Privatbanken ihre Zahlungen einstellten und Noth und Mißtrauen überhand nahm, gedachte man an die Errichtung einer neuen Staatsbank. Ihr Stiftungsbrief vom 10. April 1816 stimmt in vielen Punkten mit dem Obigen, deßhalb theilen wir nur das Neue und Abweichende mit:

a) Die Bank wird auf zwanzig Jahre privilegirt, und ihr Kapital auf 35 Millionen Dollars festgesetzt, welche in Aktien von 100 Dollars getheilt werden. Die Regierung selbst unterzeichnet für sieben Millionen. b) Die Einzahlung erfolgt in klin-

gender Münze oder in Staatsschuldscheinen, von denen man die, welche sechs vom Hundert Zinsen tragen, für voll
» » sieben » » » » » 106 Doll. 51 Cents,
» » drey » » » » » 65 prC. annimmt.
c) Sobald in einem Staate 2000 Antheile sind, soll daselbst eine Tochterbank errichtet werden. d) Von zwanzig Direktoren ernennt der Präsident jährlich mit Rath des Senats fünf, die andern werden gewählt. e) Für — 1, 4, 6, 8, 10, 14, 18, 100, 200 Aktien
erhält man 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 20, 30 Stimm.
f) Die Bank darf der Regierung 500,000 Dollars leihen, sie muß ihr binnen vier Jahren 1,500,000 Dollars für die ertheilten Vorrechte zahlen. Ein Ausschüß des Kongresses kann zu jeder Zeit die Geschäftsführung der Bank untersuchen. Der höchste Gerichtshof entscheidet hieher gehörige Rechtsfragen mit Zuziehung von Geschwornen. g) Keine neue Bank soll errichtet, keine unter fünf Dollars lautende Note ausgegeben werden. Verweigert die Bank jemals bare Zahlung, so wird sie dazu durch Zwangsmaßregeln, und überdieß zur Zahlung von zwölf Procent Verzugszinsen angehalten.

Am ersten Januar 1817 waren die 35 Millionen Dollars bereits unterzeichnet.

Es kamen davon auf	Augusta (in Georgien)	826,000	Dollars
	Lexington	958,000	»
	Richmond	1,698,000	»
	Neuyork	2,001,000	»
	Boston	2,402,000	»
	Charleston	2,598,000	»
	Baltimore	4,014,000	»
	Philadelphia	8,878,000	»

Außer dieser Staatsbank finden sich aber in den vereinigten Staaten noch an 400 Privatbanken, deren Kapital man auf achtzig Millionen anschlägt. Davon sind z. B. 14 in Neujersey, 24 in Maryland, 28 in Massachusetts, 29 in Ohio, 31 in Rhodeisland, 50 in Pensylvanien, 40 in Neuyork u. s. w. Das Kapital der letztern betrug 24,380,000 Dollars.

B) Bankerottgesetze. Aus dem Hauptgesetze vom 4. April 1800 heben wir Folgendes aus:

Nur eigentliche Kaufleute dürfen bey Bankerotten auf die Wohlthaten dieses Gesetzes Anspruch machen. Bricht ein Bankerott aus, so ernennt der Richter des Bezirks drey gute und wohlhabende Kommissarien, welche alles Erforderliche einleiten, und zu denen später die assignees oder die von den Gläubigern erwählten Geschäftsträger hinzutreten. Ist Gefahr im Verzuge, so dürfen die Kommissarien einstweilen assignees zur Verwaltung

und Anordnung ernennen. Bey deren Wahl hat aber nur derjenige eine Stimme, welcher über 200 Thaler zu fordern hat. Die Erklärung der Thatsache, daß ein Bankerott vorhanden sey, geschieht durch Geschworne. Wenn der Bankerottirer sich nicht selbst gestellt und Auskunft ertheilt, oder wenn sich ein betrügerisches Verfahren kund gibt, so wird er verfolgt und verhaftet. Erhalten die Gläubiger 50 Procent, so dürfen dem Bankerottirer fünf Procent der Masse, doch nie über 500 Dollars bewilligt werden; erhalten sie 75 Procent oder mehr, dann zehn Procent der Masse aber nicht über 800 Dollars; bekommen sie endlich weniger als 50 Procent, dann nie über drey Procent und 300 Dollars.

C) Der Zinsfuß ist in den meisten Staaten gesetzlich sechs Procent, in Neuyork, Neujersey und Südkarolina sieben, in Georgien acht Procent.

D) Münzwesen. Das Hauptgesetz über das Münzwesen ist vom zweyten April 1792. Zu den in Meusels Statistik S. 803 enthaltenen Nachrichten fügen wir hinzu: der Dismas in Silber enthält 37 3/8 Gran reinen Silbers, oder 52 Gran Probesilber, der halbe Dismas 18 3/16 Gran reinen Silbers und 26 Gran Probesilber, der halbe Cent in Kupfer enthält 104 Gran Kupfer. Ein Dollar enthält 27 Gran Probegold, und wird in 10 Cents getheilt. Ein Pf. Sterling ist gleich 444 Cents

Ein Pf. Sterling ist gleich	444	Cents
Ein Livre Tournois	18 1/2	»
Ein holländischer Gulden	40	»
Eine Mark Hamburg. Banco	33 1/3	»

Der Zusatz zu den Gold- und Silbermünzen ist von Kupfer. Jeder kann Gold oder Silberbarren zur Münze schicken und ausprägen lassen, aber er zahlt gewisse Kosten des Feinmachens und Prägens. Nur bey der Kupfermünze zieht die Regierung einen kleinen Vortheil. Im Durchschnitt wurden zwischen 1802 und 1811 jährlich gemünzt:

in Golde für	330,119	Dollars
in Silber »	410,278	—
in Kupfer »	14,011	—
in Summa	754,408	Dollars.

Am Ohio hat man Silber, anderwärts auch einiges Kupfer entdeckt, noch wird aber auf diese Metalle nicht förmlich gebaut, und man ist von fremder Zufuhr abhängig. Das mag zu dem so ausgedehnten, in mancher Hinsicht gewiß sehr schädlichen Banksystem allerdings mit hinwirken, zeugt aber dennoch nicht für das alte Merkantilsystem *).

*) Als die Amerikaner in Louisiana Banken anlegen wollten, geriethen die, an spanische Piaster gewöhnten Einwohner in Entsetzen. Robins Reisen II 225.

E) Postwesen. Die ersten Grundgesetze über das Postwesen ergingen am 20. Februar 1792, und am 8. May 1794; sie bedurften aber natürlich vieler Nachträge, wie denn fast nichts die schnelle Entwickelung Nordamerika's so augenfällig beweiset, als dieser Gegenstand.

Im J. 1790	waren	75	Postämter, u. die Länge	1875	Miles
» 1800	»	903	der Poststraßen betrug	20817	—
» 1810	»	2300		37035	—
» 1817	»	3459		51600	—

und in dem einen Jahre 1818 waren 129 neue Postämter errichtet worden.

Die Taxe des Briefporto ist dreymal geändert worden; sie betrug

1792		1799		1816	
Bis 30 Mil.	6 Cents.	bis 40 Mil.	8 Cent.	bis 30 Mil.	6 Cents
» 60 »	8 »	» 90 »	10 »	» 80 »	10 »
» 100 »	10 »	» 150 »	12 1/2 »	» 150 »	12 1/2 »
» 150 »	12 1/2 »	» 300 »	17 »	» 400 »	18 1/2 »
» 200 »	15 ꝛc. »	» 500 »	20	über 400 »	25 »
wenn 450 »	25 »	über 500 »	25		

Das Gewicht einer Unze ward vier Briefen gleich gerechnet. Privatpersonen sollten keine Briefe mitnehmen und besorgen. Zu Wasser kostete jeder einfache Brief, ohne Rücksicht auf die Entfernung, acht Cents, ein doppelter 16 u. s. w. Die Beamten und Repräsentanten genießen in Dienstsachen einer, jedoch sehr genau bestimmten Postfreyheit. Jeder, wer Zeitungen druckt oder herausgibt, kann ein Exemplar postfrey an jeden andern Herausgeber und Drucker einer Zeitung senden. Eine Zeitung gibt auch auf die allergrößte Entfernung nicht über 1 1/2 Cents Postgeld, wovon der Postmeister die Hälfte erhält. Man wird auf den Posten sehr ordentlich und schnell befördert, und fährt z. B. von Philadelphia nach Pittsburg 310 Miles über alle Bergrücken in 5 1/2 Tag, und liegt jede Nacht ruhig im Quartier. Zur Probe folgende Entfernungen.

Von Washington bis	Baltimore	sind 39	Miles.
»	Richmont	» 123	»
»	Philadelphia	» 137	»
»	Neuyork	» 226	»
»	Raleigh	» 287	»
»	Boston	» 434	»
»	Columbia	» 506	»
»	Charleston	» 543	»
»	Savannah	» 672	»
»	S. Louis	» 981	»
»	Neuorleans	» 1281	»

Von S. Louis über den Missouri und den Fluß Columbia nach dem stillen Meere sind 3555 Miles.

VII. Religion. Daß die nordamerikanische Verfassung jedem Bekenner irgend einer Religion Schutz zusichert, ist bekannt; dem gemäß finden wir daselbst: Katholiken, Lutheraner, Reformirte, sechs Arten Presbyterianer, Quäcker, Methodisten, Wiedertäufer, Unitarier, Independenten, Mennonisten, Sabbatharier, Congregationalisten, mährische Brüder, Neujerusalemer, Covmanters, Dunkers, Seceders, Schäker (shakers) und neue Lichter der christlichen Kirche (New lights of the christian church). So wie anderwärts überstrenge Handhabung einseitiger Gesetze zu arger Tyranney hinanführte, so scheint hier umgekehrt zu lose Willkür die Christenheit regellos zu vereinzeln, und Einfälle von Einem oder Wenigen führen schnell zu Sonderungen mit Zurücksetzung der höheren Aufgabe: eine tiefsinnigere, unwandelbare Gesetzgebung, mit der Freyheit und der Individualität der Einzelnen, in eine großartige und fruchtbare Uebereinstimmung zu bringen. Bloß in dem Fortgange der Bibelgesellschaften scheint sich ein gemeinsames Interesse auszusprechen; wogegen wissenschaftliche Kenntniß der Religion und eigentliche Theologie gewiß nicht ohne Nachtheil fast ganz verschwinden muß. Aus jenem Zerbröckeln der Christenheit folgte ferner, daß man (wie wir unten sehen werden) zwar für Gründung von Schulen und Besoldung von Schullehrern mancherley that, und ihnen in den neuen Staaten Grundvermögen zuwies; die Geistlichen, die Kirche, das fortdauernde Bedürfniß der Erwachsenen aber, mit sehr geringen Ausnahmen, gänzlich vergaß. Wer sollte auch die Kirche vertreten, und für welche von den vielen Sekten sollte etwas geschehen? Jede ist also sich selbst überlassen, und wird sich, so lange der Eifer neu ist, der Sorge für Prediger und Kirchen nicht überheben; aber ein alterndes, gleichgültiger werdendes Volk würde bald ganz ohne Religion seyn, wenn es für dieselbe täglich von neuem Steuern bewilligen und zahlen sollte.

VIII. Schulen, Wissenschaften, u. s. w. Viele Erziehungsanstalten sind Unternehmungen einzelner Personen, sie entstehen und gehen wiederum zu Grunde; in keinem Staate fehlen aber öffentliche Schulen ganz, und mancher gibt ein Beyspiel löblichen Eifers. So besitzt Connecticut für Schulen ein Kapitalvermögen von 1,608000 Dollars, und Virginien hat jährlich für Primairschulen 45000 Dollars, und für eine zu errichtende Universität 15000 Dollars angewiesen. Unter der letzten darf man sich indessen keine wahre universitas literarum nach deutscher Weise denken; denn wenn nicht gar noch mehr, so fehlt doch in der Regel die theologische Fakultät, und das ei-

genthümliche freywissenschaftliche Leben. Die Universität in Philadelphia hat zwar vier Fakultäten, aber unter der folgenden ungewöhnlichen Eintheilung: Künste, Arzneykunde, Naturwissenschaften, Rechte. Die Universität in Baltimore soll vier (ungewiß, welche) Fakultäten erhalten, aber erst die medizinische ist im Gange. Bey derselben sind sechs Professoren angestellt: für die Anatomie, die Theorie und die Praxis der Heilkunde, die Chemie, die Materia medica, die Hebammenkunst, und die Institutes of medicine; wo wir zweifelhaft sind, ob dieß medizinische Institute, oder Institutionen der Medizin zu übersetzen sey. Weit häufiger als die, eigentlich noch nirgends vollständig ausgebildeten Universitäten, sind die Akademien, welche ein ziemlich unglückliches Mittelding zwischen Universitäten und Gymnasien zu seyn scheinen. Außerdem finden sich noch Anstalten für einzelne Fächer, Seminarien u. dgl. Aus folgenden Beyspielen dürfte sich Manches näher ergeben.

In Athen befindet sich seit 1803 die sogenannte Universität von Georgien. Der Fond besteht aus 100,000 Dollars, und zum Ankauf einer Bibliothek sind die Zinsen von 12000 Dollars angewiesen. In einem dreystöckigen neuen Gebäude ist Raum für hundert Studenten, bis jetzt hatten sich aber nur vierzig bis funfzig eingefunden. Auch waren erst vier Professoren angestellt: für die Sprachen, die Chemie, die Moral-Philosophie und Sternkunde, für die Mathematik und Naturphilosophie (sonderbare Trennung und Vereinigung). Im Durchschnitt sind auf den Universitäten zwölf Wochen Ferien.

Für die Schulen und Universität zu Athen in der Grafschaft Ohio hatte man 46,000 Akres Land angewiesen, was eine schöne Aussicht künftiger Einnahmen gewährt. Jetzt trug aber diese große Fläche erst 2300 Dollars.

Zu Braunschweig in Maine ist ein Gymnasium, wo aber in den spätern Jahren auch die Universitätswissenschaften getrieben werden. Der Aufzunehmende soll verstehen: Virgil, Ciceros auserwählte Reden, Graeca minora, das griechische Testament und die vier Species der Rechenkunst.

Zu Andrew findet sich ein theologisches Seminar mit etwa achtzig Zöglingen. Angestellt ist ein Professor für die heilige Literatur, einer fur die christliche Theologie, und einer für die heilige Rhetorik. Eine Professur der griechischen Sprache ward jetzt gegründet, und eine für natürliche Theologie und Kirchengeschichte sollte noch gegründet werden. Die Wohnung haben alle Studierenden umsonst, und die ärmeren genießen auch noch andere Unterstützung. Der Cursus dauert drey Jahre: im ersten hat das Studium der Sprachen, im zweyten das der eigentlichen Theo-

logie das Uebergewicht, im dritten folgenden praktische Uebungen unter dem Professor der heiligen Rhetorik. Die Bibliothek zählt etwa 5000 Bände.

In Burlington ist die Universität für Vermont. Die Studenten wohnen unter Aufsicht beysammen, und für Aufsicht, Wohnung und Bücher zahlt jeder jahrlich sechzehn Dollars; für Kost wöchentlich 1 ½ bis 1 ¾ Dollars. Der Cursus dauert auf dieser und fast allen ähnlichen Anstalten vier Jahre. Im ersten Jahre wird getrieben: Sallust, *Cicero* de senectute und de amicitia, Horaz, graeca minora, ein Theil der graeca majora, Clarkes Einleitung, Neilsons griechische Uebungen, Adams Antiquitaten, Murrays Grammatik, Blairs Vorlesungen und Rechenkunst. — Im zweyten Jahre: Cicero vom Redner, die fünf ersten Bücher des Livius, graeca majora, Anfangsgründe des Französischen, Geographie, Logik, Webbers Mathematik, Simsons Euklid, Wolfers rhetorische Grammatik. Im dritten Jahre: Tacitus, Cicero von den Pflichten, Enfields Philosophie, Kaimes Elemente der Kritik, Paleys Moral-Philosophie und Chemie. — Im vierten Jahre: Locke über den menschlichen Verstand, Stewarts Philosophie, Buttlers Analogie, Paleys evidences, Vincents Katechismus, Battels Völkerrecht, Homers Iliade, Campbells Philosophie der Rhetorik, Anfangsgründe des Hebräischen.

In Cambridge (zu Massachusetts gehörig) ist für die Theologen und Juristen etwas besser gesorgt; die Kosten für einen Studenten der nichts frey hat, betragen aber auch 232 Dollars.

Columbiacollege in Neuyork, soll zu den vorzüglichsten Anstalten in Nordamerika gehören; deßhalb, und zur Vergleichung mit dem Obigen theilen wir noch Folgendes mit: Es sind angestellt ein Professor und ein Adjunkt für Sprachen, einer für Mathematik und Naturphilosophie, einer für Rhetorik und schöne Wissenschaften. Die Zahl der Studierenden beläuft sich auf hundert. Dem Buchstaben nach ist folgender Cursus vorgeschrieben, wir zweifeln aber, daß er buchstäblich zur Ausführung kömmt.

Erstes Jahr: Ciceros Briefe an den Atticus, Sallust, Horaz, Graeca majora, Xenophons Memorabilien, Lucian, römische Antiquitäten, englische Grammatik, Euklid, Geographie.

Zweytes Jahr: Virgils Georgika, Horaz, Demosthenes, Homer, Herodot, griechische und römische

Alterthümer, Rhetorik, ebene Trigonometrie, Algebra, Geographie.

Drittes Jahr: Cicero vom Redner, Terenz, Quinctilian, Horaz, Longin, Sophokles, griechische und römische Alterthümer, Kritik, Geschichte und Chronologie, sphärische Trigonometrie, Kegelschnitte, Naturphilosophie, Ethik, Geographie.

Viertes Jahr: Sprachen fortgesetzt, Fluxionen, Naturphilosophie, Astronomie, allgemeine Grammatik, Geschichte und Chronologie, Logik, Natur- und Völkerrecht. Außerdem befindet sich daselbst eine besondere theologische und eine medizinische Bildungsanstalt; jene hat nur zwey Professoren und sechs und zwanzig Studenten, diese dagegen neun Professoren und hundert drey und dreyßig Studenten. So nahe nun auch die Bemerkungen über die Mängel aller dieser Anstalten, über die Abgränzung derselben, über die Reihefolge der Gegenstände u. s. w. liegen, so müssen wir sie doch ganz bey Seite setzen, und wollen statt allen Tadels nur den einen günstigen Punkt herausheben: daß theoretisch in der neuen Welt (gegen alle Erwartung) ein größerer Nachdruck auf klassische Bildung gelegt wird, als jetzt Mancher in Europa verstatten will. Hier scheint die englische Ansicht übertragen zu seyn, obgleich sie noch besser mit deutschen Grundsätzen verbunden und dadurch verklärt wäre. Hoffentlich haben einige Zeichen der Zeit nur den Schein, als wolle man bey uns das preiswürdige, durch Jahrhunderte begründete Deutsche, in dieser Hinsicht den Tagesgrillen von Einzelnen opfern.

So wie in Deutschland dürfte ferner in Nordamerika der Wetteifer in den einzelnen Staaten für die Wissenschaften gute Früchte bringen, wogegen ein ungeheures Reich mit einer ungeheuern Hauptstadt, so wie überall so auch in dieser Hinsicht, mehr den Schein eines reichen Lebens erzeugt, als recht vielfaches gestaltendes Leben in sich trägt. Jeder Staat in Nordamerika hat sich die Anschaffung einer öffentlichen Bibliothek zum Ziele gesetzt. Freylich sind diese im Vergleich mit europäischen noch sehr unbedeutend, aber auch der gute Wille verdient schon Lob. Die Bibliothek in

Baltimore	enthält	10,000	Bände,
Charleston	—	13,000	—
Neuyork	—	14,000	—
Boston	—	18,000	—
Philadelphia	—	22,000	—
Cambridge	- -	25,000	—

Zur Anschaffung einer Bibliothek in Washington sind

jährlich 1000 Dollars angewiesen, die freylich nicht weit reichen dürften; bey außerordentlichen Fällen hat man aber mehr bewilligt, und so z. B. die Bibliothek des Präsidenten Jefferson auf einmal angekauft.

Ferner ist in Washington ein großes Gebäude zur Ausstellung von Kunstwerken, Waaren, Modellen u. s. w. bestimmt.

Durch das Gesetz vom 31. May 1790 ist der Nachdruck aller einheimischen, nicht aber der aus der Fremde eingebrachten Bücher verboten. Jeder Drucker, Verleger und Schriftsteller erhält (gegen Ablieferung eines Exemplars, und für eine unbedeutende Abgabe) das ausschließliche Recht auf vierzehn Jahre, und nach Ablauf dieser Frist wird dieselbe unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten noch einmal auf vierzehn Jahre verlängert. Uebertreter dieses Gesetzes zahlen eine Geldstrafe, wovon der Staat die eine und der Beeinträchtigte die andere Hälfte erhält. Die widerrechtliche Auflage wird vernichtet. Von einer Censur vor dem Druck finden wir nirgends etwas erwähnt, wahrscheinlich sind die Vorschriften den brittischen im Allgemeinen ähnlich.

Brittisch ist ferner die Vorliebe für Zeitungen. In Waterloo erscheint bereits eine, in Corydon, welches 1809 begann, bereits zwey Zeitungen; ferner in Neu-Orleans fünf, in Baltimore eine wöchentlich und vier täglich, in Boston zwey täglich, drey wöchentlich zweymal, sechs wöchentlich einmal; in Neuyork fünf wöchentlich, fünf zweymal wöchentlich, sieben täglich. Im Staate von Pensylvanien erscheinen vier und achtzig Zeitungen, darunter funfzehn deutsche. Auch in Ithaka (welches im Bezirke Ulysses, etwa 4 1/2 Meile von Ovid liegt) erscheint eine Zeitung.

IX. Verfassung der Gesammtrepublik und der einzelnen Staaten. Die Verfassungsurkunde vom 4. März 1789 besteht noch in allen ihren Theilen, und Washington, ihr Hauptbeförderer, hat sich dadurch um sein Vaterland kein geringeres Verdienst erworben, als durch seine Kriegsthaten. Wie viel größer erscheint er überhaupt und seine Gehülfen, im Vergleich mit den revolutionairen Gesetzgebern Frankreichs. Während diese alle ältern, und die neuesten amerikanischen Erfahrungen verschmähten, und sich mit einer Art von Wuth für eine, und für eine sehr zahlreiche Kammer erklärten; gründete man in Amerika (weil einer ganz untauglich befunden war) deren zwey, und keine sehr zahlreich. Während die Franzosen alle Stände und Genossenschaften, alles Geschichtliche was noch Leben hatte oder zu neuem Leben gekräftigt werden konnte, frech zur Seite warfen; suchten die weit ungünstiger und dürftiger gestellten Amerikaner künstlich jede Spur und jeden Gedan-

ken zu benutzen, der irgend zu politischen Sonderungen und Gestaltungen führen könnte. Sie wollten keinen König, und Niemand war so gestellt, daß er heilsam als solcher hatte auftreten können, aber sie fühlten, daß die ausübende Gewalt des Präsidenten nicht ohne Nachtheil zu sehr eingeschränkt werden dürfe; es fehlten ihnen die Bestandtheile, um ein brittisches Oberhaus zu bilden, aber sie brachten so viel Unterschiede zwischen dem Hause der Senatoren und der Repräsentanten an, als damals irgend möglich war. Freylich möchten dieselben immer noch eher zu gering als zu groß erscheinen, da die Wahl überall und nirgends ein anderer Grundsatz, ein anderes Recht vorwaltet; allein die einzelnen Staaten stehen im Hintergrund als unsterbliche Personen, als die wahren und eigentlichen Lords. Möge nur fernerhin die bey allen Bundesstaaten oder Staatenbünden so äußerst schwere Aufgabe glücklich gelöset werden: die Achtung für das Ganze, und den Gehorsam gegen die allgemeine Regierung, mit dem örtlichen Interesse und der Ehrfurcht auch für das Recht des Schwächern zu verbinden.

Da es uns indessen hier an Raum zu einer nähern Prüfung der amerikanischen Verfassung fehlt, so begnügen wir uns, folgende nachträgliche Bestimmungen mitzutheilen:

a) Ueber die Taggelder der Senatoren und Repräsentanten sind allmählich mehre unter einander verschiedene Vorschriften ergangen. Zu Folge der neuesten von 1818 erhält jeder täglich acht Dollars für die Sitzungszeit, und acht Dollars für jede zwanzig Miles seiner Hin- und Rückreise. Diese Ausgabe ist nicht unbedeutend, so kostete der Kongreß im Jahre 1809 267,992 Dollars.

b) Kein Glied des Kongresses darf unmittelbar oder mittelbar bey irgend einem Vertrage mit der Regierung interessirt seyn.

c) In der zweyten Sitzung des eilften Kongresses ward als Zusatz zur Verfassungsurkunde der Artikel vorgeschlagen: »wer einen Adelstitel annimmt oder behält, und wer ohne Erlaubniß des Kongresses von irgend einer fremden Macht einen Gehalt, Titel, Amt, Vergütung u. dgl. annimmt, hört auf ein Bürger der vereinigten Staaten zu seyn, und wird zu allen Aemtern unfähig.« Im Februar 1818 war aber die Zustimmung einer hinreichenden Zahl von Staaten keineswegs eingegangen, weßhalb er nicht zur Anwendung kam. — Ueberhaupt soll, wenn wir den Zeugnissen von Reisenden trauen dürfen, in einzelnen Staaten der Einfluß einzelner Familien ganz außerordentlich hervortreten, und wir wünschen, daß diese leidige aber fast unvermeidliche Geldaristokratie mit großem Grundbesitz in Verbindung trete, und nie vergesse, daß nur edle Gesinnung, würdevolles Benehmen,

und großartige Benutzung eines ansehnlichen Vermögens, echten Adel gründen, und auf die Dauer erhalten könne.

d) Im Jahre 1789 ward auf 30,000 Einwohner ein Repräsentant erwählt, von 1792 bis 1811 auf 33,000, und seit 1811 auf 35,000 Einwohner einer. Trotz der Erhöhung dieser Zahlen ist die Volksmenge und die Anzahl der Repräsentanten in noch weit größerm Verhältniß gestiegen, ja es läßt sich ein Zeitpunkt voraussehen, wo man dem demokratischen Principe der Zahl noch größere Beschränkungen wird auflegen, noch größere Gegengewichte wird anbringen müssen, um nicht unter seiner einseitigen Uebermacht zu erliegen. Nach obigen Grundsätzen stellte Repräsentanten:

	1789	1792	1802	1811
1) Neuhampshire	3	4	5	6
2) Massachusetts	8	14	17	20
3) Rhodeisland	1	2	2	2
4) Connecticut	5	7	7	7
5) Neuyork	6	10	17	27
6) Neujersey	4	5	6	6
7) Pensylvanien	8	13	18	23
8) Delavar	1	1	1	2
9) Maryland	6	8	9	9
10) Virginien	10	19	22	23
11) Nordkarolina	5	10	12	13
12) Südkarolina	5	6	8	9
13) Georgien	3	2	4	6
14) Kentucky	—	2	6	10
15) Vermont	—	2	4	6
16) Tennessee	—	—	3	6
17) Ohio	—	—	1	6
18) Louisiana (1812)	—	—	—	1
Summa	65	105	142	182

Dazu kommen jetzt noch neue Staaten: 19) Missisipi, 20) Indiana, 21) Illinois; ferner wenn wir spätern Nachrichten trauen dürfen: 22) Alabana, 23) Maine und vielleicht auch 24) Missouri.

Obgleich die Verfassungen der ältern dreyzehn Staaten im Allgemeinen bekannt, und im Ganzen sehr einförmig sind, so hat sich doch in den letzten Jahren Manches geändert, weßhalb wir den Hauptinhalt derselben der Uebersicht des Ganzen halber mit zwey Worten voranschicken, und dann einiges Nähere über die neuen Staaten und über die Verfassung der sogenannten Landschaften (territories) beybringen wollen.

1) Nordkarolina. Ein Haus der Senatoren und ein Haus der Repräsentanten. Jahrlich wählt jede Grafschaft einen Senator und zwey Repräsentanten, und außerdem sieben Stadte noch sieben der letzten. Den Gouverneur wählen beyde Hauser durch Ballotiren; er kann von sechs Jahren, drey Jahre dieß Amt bekleiden.

2) Südkarolina. Zwey Häuser (wie überall); die Repräsentanten alle zwey Jahre, 43 Senatoren alle vier Jahre von gewissen Distrikten, der Gouverneur alle zwey Jahre von beyden Häusern gewählt.

3) Connecticut. Hier bestand ein Haus von halbjährig gewählten Repräsentanten, und ein Rath von zwölf Gliedern unter dem Vorsitz des Gouverneurs und seines Stellvertreters. Seit 1818 wird der Senat von zwölf Gliedern, und das Haus der Repräsentanten jährlich erwählt. Achtzig Orte senden jeder zwey, und die übrigen seit 1662 gegründeten Orte einen Repräsentanten. Dem jährlich erwählten Gouverneur ist die vollziehende Gewalt übertragen.

4) Delaware. Der Senat und der Gouverneur (welcher von sechs Jahren, drey das Amt bekleiden kann) werden alle drey Jahre, die Repräsentanten alle Jahre erwählt.

5) Georgien. Jede Grafschaft wählt jährlich einen Senator und einen bis vier Repräsentanten. Beyde Häuser erwahlen den Gouverneur auf zwey Jahre.

6) Neuhampshire. Jährliche Wahl der Senatoren, Repräsentanten und des Gouverneurs. Dem letzten stehen fünf Räthe zur Seite. Jeder Ort, der 150 Stimmen hat, sendet einen Repräsentanten, und für jede 300 mehr wird wieder einer gesendet. Der Senatoren sind zwölf.

7) Maryland. Funfzehn Senatoren von bestimmten Wählern auf funf Jahre ernannt. Jede Grafschaft sendet jährlich vier, und Annapolis und Baltimore außerdem jede zwey Repräsentanten. Der Gouverneur und seine fünf Räthe werden jährlich von beyden Häusern erwählt.

8) Massachusetts. Vierzig Senatoren und der Gouverneur jährlich vom Volke erwählt. Deßgleichen die Repräsentanten, von denen jeder Ort für 100 Stimmen einen sendet, und für 225 darüber jedesmal wieder einen.

9) Neujersey. Der gesetzgebende Rath besteht aus dreyzehn Gliedern für die dreyzehn Grafschaften, die Assembly aus fünf und dreyßig jährlich gewählten Personen. Beyde Häuser ernennen jährlich den Gouverneur; drey Glieder des gesetzgebenden Raths bilden den geheimen Rath, welcher dem Gouverneur zur Seite steht.

10) Neuyork. Zwey und dreyßig Senatoren, nicht über 150 Repräsentanten. Diese scheiden jährlich ganz, jene nur zu einem Viertel aus. Der Gouverneur bekleidet sein Amt drey Jahre.

11) Pensylvanien. Nicht unter 60, nicht über 100 jährlich gewählte Repräsentanten. Senatoren wenigstens ein Viertel, höchstens ein Drittel so viel als Repräsentanten, und jährlich zum vierten Theile nur gewählt. Der Gouverneur auf drey Jahre ernannt, kann diese Würde von zwölf Jahren neun bekleiden.

12) Rhodeisland. Der Rath besteht (einschließlich des Gouverneurs und seines Stellvertreters) aus zwölf jährlich erwählten Personen. Die 72 Repräsentanten werden halbjährig ernannt, und die Richter und anderen Beamten jedesmal auch nur auf ein Jahr gesetzt.

13) Virginien. Vier und zwanzig Senatoren, von ihnen jährlich ein Viertel nach gewissen Bezirken neu gewählt, von jeder Grafschaft zwey Repräsentanten, deßgleichen von einigen Städten und Burgen. Der von beyden Häusern jährlich durch Bollotiren ernannte Gouverneur kann von sieben Jahren, diese Würde drey Jahre bekleiden.

14) Kentucky. Am 18. Dezember 1789 genehmigte die Generalversammlung von Virginien, daß die Landschaft Kentucky zu einem besondern Staate erhoben werde. Jeder freygeborne Mann, über ein und zwanzig Jahre alt, erhielt Stimmrecht bey der in neun Bezirken einzuleitenden Wahl von 45 Repräsentanten. Am 4. Februar 1791 erklärte der Kongreß, daß Kentucky am ersten Juny 1792 als ein neuer Staat angenommen, und bis auf weitere Zählungen zwey Abgeordnete senden solle. Nach neuern Bestimmungen besteht der Senat aus 38, gleich dem Gouverneur, von gewissen Bezirken auf vier Jahre zu wählenden Personen. Die Zahl der jährlich ernannten Repräsentanten soll hundert nicht übersteigen. Der abgehende Gouverneur ist binnen sieben Jahren nicht wieder wählbar.

15) Vermont. Am 18. Februar 1791 erklärte der Kongreß, daß Vermont mit dem ersten März 1791 als ein neuer Staat aufgenommen werden solle.

Die gesetzgebende Gewalt ist bey dem Hause der jährlich gewählten Repräsentanten, die vollziehende bey dem jährlich mit seinen zwölf Räthen wechselnden Gouverneur. Richter und andere Beamte werden ebenfalls jährlich gewählt.

16) Tennessee. Im December 1789 trat Nordkarolina den vereinigten Staaten gewisse Landschaften ab, und am ersten Juny 1796 ward Tennessee als ein neuer Staat aner-

kannt. Senat, Repräsentanten und Gouverneur wechseln alle zwey Jahre.

17) Ohio. Durch den Beschluß vom 30. April 1802 ward Ohio zu einem besondern Staate erhoben. Alle erwachsenen Personen, die eine Grund- oder Grafschaftssteuer zahlen, haben Recht zur Wahl der Repräsentanten. Deren sollen jährlich nicht unter 36, nicht über 72 gewählt werden. Die Zahl der alle zwey Jahre erwählten Senatoren muß wenigstens ein Drittel, darf aber nicht über die Hälfte der Zahl der Repräsentanten betragen. Auch der Gouverneur wird alle zwey Jahre gewählt.

18) Louisiana. Mit diesem Lande sind seit seiner Abtretung an Nordamerika mehrere Veränderungen vorgegangen. Durch das Gesetz vom 26. März 1804 ward demselben ein Gouverneur mit dreyzehn Räthen vorgesetzt, welche die nöthigen Gesetze (jedoch nicht im Widerspruch mit nordamerikanischen) erlassen durften. Auch behielt sich der Kongreß das Recht vor, dieselben wieder aufzuheben. Viele englisch-amerikanische Einrichtungen, z. B. über die Gerichtsverfassung, wurden schon jetzt übertragen. Am 5. May 1805 ward manche frühere Bestimmung geändert und alle Gewalt in die Hände des Gouverneurs und dreyer Richter gelegt. Am 20. Februar 1811 erging ein Gesetz, daß Louisiana unter folgenden nähern Vorschriften einen eigenen Staat bilden solle:

a) Alle ein und zwanzigjährige, wenigstens seit einem Jahre ansäßige, eine Steuer zahlende Personen wählen sechzig Repräsentanten, welche über die zu entwerfende Verfassung berathen. Diese muß republikanisch seyn und mit allen Hauptbestimmungen der nordamerikanischen übereinstimmen. b) Wüste Ländereyen gehören den vereinigten Staaten, und dürfen in den fünf ersten Jahren nach dem Verkauf nicht besteuert werden. Fünf vom Hundert der Verkaufsgelder verwendet man zur Anlegung von Straßen. c) Alle großen Ströme bleiben zollfrey und jedem zugänglich.

Durch das Gesetz vom 8. April 1812 ward Louisiana als Staat aufgenommen, am 4. July 1812 aber näher erklärt: daß Neuorleans unter den von uns oben angegebenen Gränzen eigentlich den Staat ausmachen, alle übrigen Theile von Louisiana dagegen, unter den Namen Missouri eine besondere Landschaft (territory) bilden sollten. Von 17 Senatoren und 34 Repräsentanten waren im Jahre 1818 acht Senatoren und ein und zwanzig Repräsentanten Franzosen, die übrigen Amerikaner.

19) Mississippi. Schon am 9. Januar 1808 erging das Gesetz: jeder ein und zwanzigjährige Mann der funfzig Acker

Land besitzt, oder ein Stadtloos funfzig Dollars werth, stimmt in der allgemeinen Versammlung zur Wahl von höchstens 12 Repräsentanten und vier Räthen.

Die Landschaft schickte einen Abgeordneten zum Kongreß, aber er hatte nur eine berathende, keine entscheidende Stimme. Erst am 10. Dezember 1817 ward Mississippi als ein eigener Staat in den großen Bund aufgenommen.

20) Indiana. Das Gesetz vom 26. Februar 1808 bestimmte die Wahlrechte wie für die Landschaft Mississippi. Am 27. Februar 1809 ward Indiana vorläufig in fünf Bezirke getheilt und für die Entwerfung einer Verfassung gesorgt. Nach derselben werden die Repräsentanten jährlich und die Senatoren nebst dem Gouverneur alle drey Jahre gewählt. Wer ein Amt hat, kann nicht Repräsentant werden. Die Sherifs leiten, wie gewöhnlich, die Wahlen. Am 11. Dezember 1817 ist Indiana förmlich als Bundesstaat aufgenommen worden; bis dahin sandte es nur einen berathenden Gesandten zum Kongreß.

21) Illinois. Am 20. May 1812 ergingen für Illinois dieselben Bestimmungen wie dort für Indiana. Es sandte einen berathenden Abgeordneten zum Kongreß. Die Zahl der Repräsentanten soll nie unter 27 und nie über 36 seyn, so lange die Volksmenge nicht hundert tausend übersteigt; die Zahl der Senatoren beträgt ein Drittel bis die Hälfte der Zahl der Repräsentanten. Diese werden alle zwey Jahre, jene nebst dem Gouverneur alle vier Jahre erwählt. In Worrestens Werk von 1818 wird Indiana, ferner

22) Alabama und 23) Missouri noch als Landschaft und 24) Maine als Theil von Massachusetts aufgeführt; seitdem sollen sie aber als besondere Staaten aufgenommen und nur in Hinsicht Missouris Streit seyn, ob ein neuer Staat Sclaverey dulden dürfe, was bis itzt verneint worden ist.

Angenommen diese Nachrichten sind richtig, so bleiben jetzt nur Nuchigan und die Nordwestlandschaft als territories übrig, von deren merkwürdigen Einrichtungen wir itzt noch ganz kurz sprechen müssen. Viele Theile der nordamerikanischen Staaten liegen äußerst entfernt von den bestehenden Regierungen, ja sie sind zum Theil erst ganz neu entdeckt worden. Wenn in solchen Gegenden Ansiedlungen Statt finden, so kann weder eine alte Regierung die Aufsicht mit Einsicht und Genauigkeit führen, noch können die Angesiedelten sogleich einen eigenen Staat bilden. Vielmehr muß ein vorbereitender, ein Mittelzustand eintreten, welcher einer Seits der vollziehenden Gewalt eines Beamten viel anvertraut, anderer Seits aber zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten erzieht und daran gewöhnt. Diese Ansicht lag

bey Bildung der Landschaften, der territories zum Grunde, obgleich die Einrichtungen in einzelnen auch wiederum unter einander abweichen. Für Missouri (wir begnügen uns mit einem Beyspiele) setzte das Gesetz vom 4. Juny 1812 fest:

a) Die vollziehende Gewalt, der Kriegsbefehl, die Aufsicht über die indianischen Angelegenheiten, die Besetzung der Stellen u. s. w. steht (unter gewissen nahern Vorschriften) dem Gouverneur zu, welcher auf drey Jahre ernannt wird, aber auch früher vom Präsidenten der vereinigten Staaten abgerufen werden kann. b) Die gesetzgebende Gewalt ist beym Gouverneur, dem gesetzgebenden Rathe und dem Hause der Repräsentanten. Ohne Beystimmung des Gouverneurs gilt kein Gesetz, keins darf den allgemeinen Einrichtungen der vereinigten Staaten widersprechen. c) Der gesetzgebende Rath besteht aus neun Gliedern, welche fünf Jahre im Amte bleiben, wenn sie der Präsident nicht früher entfernt. Die Repräsentanten der Landschaft wählen achtzehn unbescholtene, in keinem Amte (das eines Friedenrichters ausgenommen) stehende Männer, deren jeder wenigstens fünf und zwanzig Jahr alt ist und 200 Acker Landes besitzt. Von diesen achtzehn bestätigt der Präsident der vereinigten Staaten, nach Befragung des Senats von Nordamerika, neun als jene Senatoren für Missouri. d) Das Haus der Repräsentanten wird alle zwey Jahre durch Volkswahl erneuert. Für 500 freye weiße Einwohner tritt ein Repräsentant auf, stiege aber bey diesem Grundsatz die Zahl über 25, so soll von Neuem bestimmt werden, für wie viel Personen einer gewählt werden dürfe. Stimmberechtigt ist jeder ein und zwanzigjährige Mann, welcher seit einem Jahre in der Landschaft wohnt und Grund- oder Grafschaftssteuer zahlt. Jeder Repräsentant soll unabhängig, kein Beamter, wenigstens ein und zwanzig Jahr alt und mit Lande ansäßig seyn. e) Jedes Haus erwählt sich einen Sprecher. Die Glieder dürfen nur wegen schwerer Verbrechen verhaftet, über ihre Reden aber nicht zur Verantwortung gezogen werden. f) Missouri sendet einen mit berathenden, aber nicht mitstimmenden Abgeordneten zum Kongreß. (Dieses Recht ward jeder Landschaft zugestanden, sobald sie über 5000 freye männliche Einwohner hatte.)

X. Rechtspflege. Die englische und amerikanische Rechtspflege ist so abweichend von der unsern, daß es an sich schon schwer fällt, davon einen klaren Begriff zu erhalten; diese Schwierigkeit wächst aber noch durch das Doppelverhältniß der Gerichte in den einzelnen Staaten und der Gerichtshöfe für die ganze Republik. Wir theilen, da jene Werke über die ersten ganz schweigen, nur Einiges über die letzten mit. Das Hauptgesetz ist vom 24. September 1789 und bestimmt:

1) Es wird ein höchstes Reichsgericht für die vereinigten Staaten mit einem Präsidenten und fünf Beysitzern errichtet. 2) Das Reich wird in dreyzehn Bezirke (districts) getheilt und in jedem ein Bezirksgericht mit einem Richter gegründet, welcher jährlich an bestimmten Orten viermal Gericht hält. 3) Jeder Bezirk zerfällt in drey Kreise (circuits), in denen jährlich zwey Gerichtssitzungen von dem Bezirksrichter und zwey Gliedern des höchsten Reichsgerichts gehalten werden. Zwey Stimmen entscheiden gegen die dritte; nur gilt die des Bezirksrichters nicht wenn man dessen frühere Entscheidungen selbst in Anspruch nimmt. 4) Gewisse Dinge sind dem Bezirksrichter ausschließlich zugewiesen, so z. B. Civilsachen unter funfzig Dollars an Werth, peinliche Sachen, wo die Strafe nicht über hundert Dollars oder sechs Monate Gefängniß beträgt, Fälle, die auf Seeangelegenheiten Bezug haben u. s. w. Konkurrente Gerichtsbarkeit mit den Gerichten der einzelnen Staaten steht demselben in allen Sachen zu, deren Werth nicht über hundert Dollars beträgt. 5) Die Kreisgerichte entscheiden konkurrirend mit den Gerichten der einzelnen Staaten in allen Sachen bis 500 Dollars an Werth, sie entscheiden ferner, wenn Fremde oder Bürger zweyer Staaten Klagen erheben. So fern die peinliche Gerichtsbarkeit nicht ausdrücklich dem niedern oder höhern Gerichte zugewiesen ist, wird sie von ihnen ausschließlich geübt. Ja manche Sachen können, wenn sie auch vom Kläger bey den Gerichten der einzelnen Staaten angebracht sind, vom Beklagten zu diesen Rechtshöfen hinüber gezogen werden. 6) Das höchste Reichsgericht entscheidet ausschließlich alle Streitigkeiten zwischen zweyen Staaten, ferner die Angelegenheiten der Gesandten und ihrer Diener. 7) Bey Prozessen über funfzig Dollars an Werth kann man vom Bezirksrichter an die Kreisgerichte; bey Prozessen über 2000 Dollars an Werth, von diesen an das höchste Reichsgericht appelliren.

Die bis itzt aufgezählten Einrichtungen sind durch spätere Gesetze mannigfach geändert und wieder zurückgeändert, so unter andern in Hinsicht auf die Zahl der Bezirksgerichte und der Kreisgerichte. Der letzten waren in späterer Zeit weit weniger als Bezirksrichter, so z. B. bildete Neuhampshire, Massachusetts und Rhodeisland nach dem Gesetz vom 29. April 1802 nur ein Kreisgericht (circuit). Damals waren für die ganze Republik deren sechs, 1815 wurden aber deren sieben angeordnet. Noch größere Veränderungen bezweckte ein Gesetz vom 13. Februar 1801, allein es ward in der nächsten Sitzung am 8. März 1802 widerrufen. Spätere Gesetze bestimmen noch Folgendes:

8) Wenn der Bezirksrichter außer Stand kommt, seinen

Pflichten zu genügen, so gehn die Sachen an die Kreisgerichte über. 9) Sofern nicht außerordentliche Umstände eintreten, genügt es, wenn ein Richter des höchsten Gerichts dem Kreisgerichte beywohnt. Ist dieser anderer Meinung als der Bezirksrichter, so bleibt die Sache (laut der Vorschrift vom 2. März 1793) bis zur nächsten Sitzung liegen, und wird alsdann nach der Meinung des andern, dießmal vorsitzenden Reichsrichters entschieden. Nach dem spätern Gesetze vom 29. April berichten dagegen in solchem Falle beyde Richter an das Reichsgericht, und nach dessen Ansicht wird die Sache in der nächsten Sitzung entschieden. 10) Mit Ausnahme der Admiralitäts- und Seesachen wird die Thatfrage in allen Prozessen durch Geschworne entschieden. Man scheint aber nicht allein bey Streitigkeiten unter zwanzig Dollars an Werth davon abgegangen zu seyn, sondern die Geschwornen, der in die Augen fallenden Schwierigkeiten halber, bey Civilsachen überhaupt nicht für ganz unerläßlich zu halten. Wenigstens redet die Konstitution von Missouri nur von Geschwornen bey peinlichen Gerichten, und die von Louisiana erklärt ebenfalls, daß man sie allerdings hiebey, nicht aber bey bürgerlichen Prozessen, in dem neuen Staate annehmen müsse. Nach englischer Weise findet man die große und die kleine Jury, von welchen diese bekanntlich das Schuldig oder Nichtschuldig, jene aber gleich Anfangs ausspricht, ob überhaupt zu einem peinlichen Verfahren genügender Grund vorhanden sey. Die Liste der Geschwornen für die Kreisgerichte wird gewöhnlich nach der Weise, wie in jedem einzelnen Staate gebildet, und man verlangt vom Geschwornen die Eigenschaften, welche er beym höchsten Gerichte eben jedes einzelnen Staates würde haben müssen. Ein Geschworner erhält für den Tag funfzig Cents oder einen halben Dollar, und für jeden Reisetag fünf Cents auf die Mile. Diese Ausgaben und nicht minder die für Holz, Licht u. dgl. werden aus Staatskassen, und zwar wo möglich von eingehenden Strafgeldern bestritten. In gewissen, nicht näher angegebenen Fällen, haben die Richter das Recht, eine neue Prüfung und Aburtelung durch andere Geschworne einzuleiten.

Das Hauptgesetz über das peinliche Recht ist vom 30. April 1790. Auf Raub, Falschmünzen, falsche Banknoten machen, steht das Hängen, auf Todtschlag dreyjähriges Gefängniß und auch wohl 1000 Dollars Strafe; auf falschen Eid dreyjähriges Gefängniß, Pranger, und bis 800 Dollars Geldstrafe; auf Diebstahl vierfacher Ersatz, und bis 39 öffentlich zu ertheilende Streiche. Von dem Ersatze empfängt der Bestohlene die eine, der Staat die andere Hälfte. (Sollten hierüber nicht noch andere Be-

stimmungen ergangen seyn?) Einziehung von Gütern und Bestrafung der Nachkommen des Verbrechers ist untersagt.

Der Wirkungskreis der Friedensrichter ist dem in England ähnlich und von großer Bedeutung. Die Marschälle (Marshals) haben in Bezug auf Anwendung und Handhabung der allgemeinen Gesetze der Republik fast dieselben Verpflichtungen, welche den Sherifs in Bezug auf die Gesetze der einzelnen Staaten zustehen. — Der Attorney general führt beym höchsten Gerichte alle Prozesse, wobey die vereinigten Staaten interessirt sind, und ist überhaupt ihr und der höchsten Behorden Rathgeber in Rechtssachen. In den Bezirken finden sich Attorneys mit ähnlichen, nur beschranktern Wirkungskreisen.

Im Jahre 1817 gehörten zu allen Gerichten der Gesammtrepublik: ein höchster Richter (chief justice) und sechs Beysitzer des höchsten Gerichts, ein Attorney general, ein Schreiber, vier und zwanzig Bezirksrichter, drey und zwanzig Attorneys, und drey und zwanzig Marschälle der Bezirke, zwey und zwanzig Schreiber, und in den Landschaften noch drey Richter, drey Marschälle und drey Schreiber. Wie äußerst wenig Personen! denn wenn auch die Gerichte der einzelnen Staaten noch hinzutreten, und die Geschwornen hier Manches thun, was anderwarts den Beamten obliegt; welches Heer von Schreibmaschinen würden juristische Routiniers noch für unentbehrlich halten, um Recht und Gerechtigkeit handhaben zu können.

XI. Abgaben. Steuern und Abgaben sind in Nordamerika bereits so mannigfaltig und verwickelt, als in irgend einem alten europäischen Staate; nur darin hat man jedoch dort ganz außerordentlich viel voraus, daß man nur im Kriege und bey außerordentlichen Gelegenheiten die Lasten des Volkes auf eine dem Zwecke genügende Weise erhöht; nach hergestelltem Frieden aber, stehende Heere verschmähend, dieselben wiederum sogleich und auf eine so bedeutende Weise erniedrigt, wie wir es leider seit undenklichen Zeiten nicht mehr erlebt haben.

1) Die Zölle gewähren die Haupteinnahme in den nordamerikanischen Staaten; sie betrugen im Durchschnitt aller Jahre fünf und sechzig Procent aller Hebungen, und verursachten an Hebungskosten nur etwas über vier Procent. Das erste hierher gehörige umfassende Gesetz erging am 20. July 1789; darnach wurden von sehr vielen Gegenständen gewöhnlich fünf bis zehn, in einzelnen Fällen aber auch bis vierzig Procent des Werthes erhoben. Geschah die Einfuhr auf amerikanischen Schiffen, so wurden (den Vortheil des geringern Tonnengeldes ungerechnet) zehn fürs Hundert der Abgabe erlassen, und bey der

Wiederausfuhr von Gegenständen bewilligte man die Rückzahlung derselben bis auf ein Procent. — Ein anderes wichtiges Gesetz vom 4. August 1790 bestimmte die Steuerbezirke, Landungsplätze, Art der Angaben, Visitationen, Strafen, Pflichten der Beamten u. s. w. und noch umständlicher verbreitete sich hierüber die Instruktion vom 2. März 1799. Wir können aber unmöglich ins Einzelne gehen, und die Veränderungen nachweisen, welche die achtzig hieher gehörigen Gesetze herbeyführten. Der neueste allgemeine Zolltarif ist vom 27. April 1816, und soll, mit Ausnahme einiger im Jahre 1818 vorgenommenen Veränderungen noch gelten. Folgendes ist der Hauptinhalt:

a) Die Waaren, welche nach dem Werthe besteuert werden, geben 7 1/2 bis 30 Procent. Sieben und ein halb Procent geben: Farbewaaren, Salpeter, Gold, Silber, Edelsteine u. s. w. Fünfzehn vom Hundert geben: Goldblätter, u. s. w. und Alles, was nicht frey oder unter einem andern Satze begriffen ist. Zwanzig vom Hundert geben: fast alle Manufakturwaaren von Metall, Waffen, Porzellan, Druckertypen, u. s. w. Fünf und zwanzig vom Hundert zahlen: die meisten wollenen und baumwollenen Manufakturwaaren u. s. w. Dreyßig vom Hundert entrichten: Putz- und Luxuswaaren, eingemachte Früchte, Manufakturwaaren aus Holz und Leder, Sättel, Zäume, Papier, fertige Kleider, Wagen aller Art, u. s. w.

b) Einiges wird nach Zahl und Werth besteuert, z. B. gibt ein Paar Stiefeln die hohe Abgabe von 1 1/2 Dollar, ein Paar lederne Schuhe 25, ein Paar seidene Schuhe 30 Cents, ein Spiel Karten 30 Cents u. s. w.

c) Nach verschiedenem Maße und Gewichte entrichtet:

Die Gallone Ale, Bier oder Porter	15	Cents
» Spirit. nach Maßgabe versch. Stärke	42 bis 75	—
Bley und Talg, das Pfund	1	—
Talglicht, Schokolade, Baumwolle, Feigen u. s. w. das Pfund	3	—
Kaffee, das Pfund	5	—
Pfeffer, Schießpulver, u. s. w. das Pfund . . .	8	—
Käse, das Pfund	9	—
Salz, sechs und funfzig Pfund	20	—
Schnupftabak das Pfund	12	—
Chinesischer Thee in amerikanischen Schiffen d. Pf.	12—40	—
» » in fremden Schiffen d. Pf.	14—68	—
Die Gallone Wein aus Teneriffa und den Inseln .	40	—
» » aus Portugall und Sicilien . .	50	—
» » aus Sherry und St. Lucar. . .	60	—

Madeira, Champagner, Burgunder, Rheinwein, Tokaier		100	Cents
Aller anderer Wein in Bouteillen die Gallone	. .	70	—
» » in Fässern	. . . .	25	—

d) Zollfrey sind Bücher, Kupferstiche, Gemälde, kurz alles, was auf Wissenschaft und Kunst Bezug hat; ferner Gold und Silber in Barren, Zink, Färbehölzer, Lumpen, Schwefel, rohe Häute u. s. w.

e) Wo das Gesetz oder besondere Verträge nichts Näheres bestimmten, tritt für alle auf fremden Schiffen eingebrachte Waaren eine Erhöhung der Abgabe von zehn Procent ein.

f) Rückzölle werden bis auf 2 ½ Procent bewilligt, wenn die Waare nicht auf fremden Schiffen einging, binnen Jahresfrist wieder ausgeführt wird, und die Abgabe über funfzig Dollars betrug.

Die Einnahme von den Zöllen belief sich im Durchschnitt auf ein Jahr, zwischen

1791	und 1800	7,207000	Doll.
1800	und 1810	12,234000	—
1814	war die niedrigste Einnahme und betrug	4,415000	—
1815	war sie schon wiederum sehr gestiegen, vom 4. März 1789 bis Ende 1814 betrugen die Zölle	221,357000	—

Zu dem Ganzen zahlte	Massachusetts etwa	21	Procent
	Neuyork	31	—
	Pennsilvanien	17	—
	Maryland	8	—
	Virginien	4	—
	Südkarolina	5	—

und die andern Staaten das Uebrige.

2) Inländische Fabrikensteuer. Im Jahre 1813, wo der Krieg mit England die Erhöhung so vieler Abgaben nothwendig machte, wurden auch manche inländische Fabrikate wahrscheinlich in der Absicht besteuert, daß die Fabrikanten nicht ohne Beitrag zu den Staatslasten bleiben sollten, so z. B. Eisen, Nägel, Lichter, Hüte, Papier, Karten, Sättel, Bier, Leder; aber 1816 wurden diese Abgaben sämmtlich wieder aufgehoben.

Hierher gehört ferner die Steuer, welche man mit acht Cents vom Pfunde Schnupftabak, und mit zwey Cents vom Pfunde Zucker erhob, sofern beyde Gegenstände im Lande bereitet wurden. Die letzte hatte in den Jahren 1794 bis 1801 im Durchschnitt jährlich 58000 Dollars getragen, und fünf aufs Hundert Hebungskosten verursacht. Während des letzten Krieges ward sie zum zweyten Male eingeführt und erhöht, und 1817

zum zweyten Male wieder aufgehoben. Die Auflage auf Schnupftabak währte, erheblicher Gegengründe halber, nur vom 5. Juny 1794 bis zum 3. März 1795; wo man alle Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen glaubte, daß man sie in eine hohe Steuer auf die Tabaksmühlen verwandelte. Aber auch diese mußte am 3. März 1797 als unzweckmäßig wieder abgeschafft werden: denn es ergab sich, daß bis dahin die ganze Einnahme nur 20,000 Dollars, die bewilligten Rückzölle bey der angeblichen Ausfuhr aber 25,000 Dollars betrugen, daß man also 5000 Schaden bey der Abgabe gemacht hatte.

3) Steuer vom Branntwein. In allen Ländern findet man diese Steuer, und trotz des Wehklagens der Betroffenen, gehört sie dennoch zu der besten, weil sie viel einbringt, und nur Wenige beunruhigt. Wenn diese Wenigen aber meinen, eben darin liege eine Ungerechtigkeit, daß man sie allein herausgreife und schätze; so kann man unter Vielem zunächst antworten: leider sey die Nebenhoffnung der für die Moralität des Volkes Besorgten, daß eine Steuer den Verbrauch mindern werde, nicht eingetroffen; vielmehr wären anderweite Erhöhungen derselben so lange nothwendig, bis die Preiserhöhung des Produkts den Absatz begränze.

Noch mehr Bedenken als gegen die Abgabe im Allgemeinen sind über die Art ihrer Erhebung aufgestellt worden, und auch die amerikanische Gesetzgebung zeigt, gleich der manches andern Staates, mehrere Aenderungen, je nachdem die eine oder die andere Ansicht die Oberhand behielt. Wir geben eine Uebersicht der allmählich erlassenen Vorschriften:

a) Das erste Gesetz vom 3. März 1791 besteuerte inländischen Branntwein und Spiritus nach Maßgabe der Stärke mit 9 bis 25 Cents die Gallone, fremden mit 10 bis 40 Cents. Die Abgabe ward nach der Menge des Produkts erhoben, die Fässer also ausgemessen, gezeichnet, gestempelt, Strafen fürs Verhehlen festgesetzt u. s. w.

b) Das Gesetz vom 8. May 1792 änderte in etwas die Sätze der Abgabe, und ließ den Brennern die Wahl: ob sie dieselbe wie bisher nach der Menge des gewonnenen Produkts entrichten, oder einen gewissen Zins nach der Größe der Blasen für bestimmte Zeiten ihrer Benutzung zahlen wollten. Im letztern Fall durfte Niemand in einer nicht verzeichneten Blase brennen, und bey jeder Erneuerung der Erlaubniß sollte der Eigenthümer schwören, daß er die Blase nur in der gesetzlichen Frist benutzt habe. Der Zins ward nicht auf längere Zeit als auf einen Monat berechnet und bezahlt. Bewies aber der Eigenthümer, daß er in gewissen Zei-

ten nicht habe brennen können, so bewilligte man ihm einen Nachlaß.

c) Durch das Gesetz vom 3. März 1797 ward die Steuer nach dem Produkte ganz aufgehoben, und der Blasenzins überall eingeführt. Man zahlte für die Erlaubniß zum Gebrauch der Blase auf die Gallone Inhalt für vierzehn Tage 6 Cents.

» einen Monat	10	—
» drey Monate	24	—
» vier Monate	30	—

und so für jeden folgenden Monat sechs Cents mehr. Auf diese Weise dauerte die Steuer bis zum Jahre 1802, wo man sie als entbehrlich aufhob.

d) Sie ward erneuet durch das Gesetz vom 24. July 1813 und betrug für die Gallone auf vierzehn Tage 9 Cents.

» einen Monat	18	—
» zwey Monate	32	—
» drey Monate	42	—
» ein Jahr	108	—

brannte man nicht aus Getreide, sondern aus andern Gewächsen (roots), so betrug die Steuer nur halb so viel; brannte man dagegen aus fremden Materialien, so ward sie erhöht, z. B. auf 25 Cents für einen Monat.

e) Das Gesetz vom 2. Dezember 1814 führte unter äußerst strengen Vorschriften und Kontrollen die Wahl zwischen der Abgabe nach dem Produkt und der Größe der Blase wieder ein, erhöhte aber dieselbe so, daß man auf die Gallone Blaseninhalt für vierzehn Tage Benutzung etwa 29 Cents zahlte. Jede Uebertretung des Gesetzes, Verheimlichung u. s. w. zog sehr schwere Strafen nach sich: Konfiskation aller Vorräthe und aller Geräthe, Tragung der Kosten und 1000 Dollars Buße. f) Nach hergestelltem Frieden am 30. Juny 1816 wurden diese Abgaben wieder heruntergesetzt, und man zahlte auf die Gallone Blaseninhalt für eine Woche 4½ Cent, für einen Monat 18 Cent u. s. w. die Abgabe stieg jetzt durchaus in gleichem Verhältniß wie nach der Zeit, und ward nur noch außerordentlich erhöht, wenn man aus fremden Materialien brannte: auf den Monat betrug sie alsdann z. B. 23 Cents.

Die lautesten Klagen über die Besteuerung nach dem Inhalte der Blase erhoben die kleinern Brenner und behaupteten: daß die größern durch Verbesserung der Anstalten die Abgabe herabbrächten bis auf $^3/_5$ eines Cents für eine Gallone Inhalt. Und nicht blos die ärmern Brenner sind außer Stande, hier schnell vorzurücken, sondern die Gesetzgebung ist fast außer Stande, mit einer Steigerung der Abgabe den unglaublichen Verbesserungen des

Apparats nachzukommen. So nahm man (Seybert 462) im Jahre 1786 für Schottland an, daß jede Blase in 24 Stunden einmal abgetrieben werde, und legte jährlich auf die Gallone Inhalt 30 Schilling Abgabe. Seitdem soll diese Abgabe bis auf 162 Pfund Sterling, aber doch lange noch nicht in dem Maße des schnellern Distillirens gesteigert seyn, denn jede dieser verbesserten Blasen wird, den erhaltenen Nachrichten zu Folge, in 24 Stunden 480 Mal abgetrieben! Wie dem auch sey, so drängt der Blasenzins auf jeden Fall zu den größten Verbesserungen der Fabrikation hin, die großen Brennereyen heben sich und die kleinern kommen zurück. Die Vortheile und Nachtheile, welche hieraus entstehen, können wir hier nicht näher entwickeln.

Daß nun aber trotz aller Steuern jenes Gewerbe in Amerika nur zu sehr gewachsen ist, beweisen folgende Thatsachen:

Im Jahre 1792 waren vorhanden 2638 Blasen, und im Jahre 179⁵/₆ wurden distillirt 3,306,000 Gallonen; im Jahre 1810 waren vorhanden 14,191 Blasen, welche distillirten 25,704,892 Gallonen, deren Werth auf 15,558,040 Dollars berechnet ward.

Der reine Ertrag der Abgabe war zwischen 1794 und 1801 im Durchschnitt auf ein Jahr 464,000 Dollars; im Jahre 1816 2,002,763 Dollars.

Im Jahre 1815 waren vorhanden 18,530 Blasen, wovon bey weitem die meisten 100 und 200 Gallonen hielten.

Pitkin rechnet, daß im Jahre 1810 Alles in Allem 31,725,000 Gallonen, oder 4½ Gallone für die Person verbraucht wurden, und Seybert meint: nach Abzug alles etwa ausgeführten und nach Hinzufügung alles eingeführten Branntweins, kämen zum inländischen Verbrauch doch 4½ Gallone, oder etwa 13½ Berliner Quart auf den Kopf. Offenbar eine gewaltig hohe Konsumtion; denn im östlichen Theile der preußischen Monarchie rechnet man z. B. nur etwa neun, und im westlichen Theile der Monarchie nur etwa sechs Quart auf den Kopf.

Die Hebungskosten betrugen in den Jahren 1794 bis 1801 in Amerika 24½ Procent, wogegen man im Preußischen auf dem Lande mit 16, und in den Städten mit 12 Procent auszukommen hofft. Jene kostspieligere Verwaltung entsteht theils aus der Natur des Landes und der Bevölkerung, theils daher, daß dort keine Fleisch-, Bier- und Mehlsteuer besteht, mithin die Beamten nicht gleichzeitig in mehrern Richtungen die Aufsicht führen, sondern fast ganz allein für den Blasenzins angestellt werden müssen.

4) Abgabe für Licenzen. Jeder, welcher Wein oder Branntwein schenken, oder Kleinhandel treiben wollte, mußte seit 1813 jährlich dafür zehn bis zwanzig Dollars zahlen. Im

folgenden Jahre ward dieselbe um die Hälfte erhöht, im Jahre 1817 aber ganz aufgehoben. Sie hatte im jährigen Durchschnitt etwa 63,000 Dollars eingebracht, und nur 2½ Procent Hebungskosten verursacht.

5) Patentsteuer. Für Ertheilung eines Patents wegen einer gemachten Erfindung werden nach dem Gesetze vom 21. Februar 1793 einige kleine Abgaben gezahlt, die im Durchschnitt jährlich 6000 Dollars getragen haben.

6) Wagensteuer. Das Gesetz vom 5. Juny 1794 legte auf alle Kutschen und Luxuswagen eine jährliche Abgabe von einem bis zehn, und im Jahre 1796 bis 15 Dollars. Im Jahre 1802 ward sie abgeschafft und hatte jährlich etwa 65,000 Dollars ertragen, und fünf Procent Hebungskosten verursacht. Bey der Wiedereinführung 1813 erhöhte man die Abgabe in einzelnen Fällen bis 20 Dollars, und 1814 stellte man den neuen Grundsatz auf, daß alle Wagen (ganz allein die eigentlichen Ackerwagen ausgenommen) eine Steuer nach dem Werth entrichten sollten. Von 50 Dollars Werth gab man einen, und nun stieg der Satz bis zu 50 Dollars von 1000 Dollars Werth. Im Jahre 1815 zahlten 64,000 Wagen unter 100 Dollars an Werth 94,000 Dollars; und 12,000 Wagen über 100 Dollars an Werth 72,000 Dollars. Im Jahre 1817 ward die ganze Steuer wieder abgeschafft.

7) Steuer von Versteigerungen. Am 9. Juny 1794 setzte man fest, daß bey Versteigerungen von Landgütern ein Viertel-Procent, und bey Versteigerungen aller andern Gegenstände ½ Procent der erlöseten Summe gezahlt werden solle. 1802 ward dieselbe aufgehoben, 1813 erneut, und auf eins vom Hundert gesetzt, 1814 nochmals verdoppelt, 1817 endlich großentheils wieder aufgehoben. Sie hatte jährlich etwa 43,000 Dollars ertragen.

8) Steuern von Meubeln und Uhren wurden 1813 in der Art eingeführt, daß man für 100 Dollars Meubeln einen Dollar zahlte. Die Abgabe stieg jedoch nicht genau im Verhältniß des höhern Werths, und betrug z. B. für 2000 bis 3000 Dollars 17 Dollars.

Von einer goldenen Uhr gab man zwey Dollars, für eine silberne einen. 1817 hörten diese Steuern wieder auf.

9) Stempel. Das Gesetz vom 6. July 1797 führte hohe Stempel für viele Gegenstände ein, z. B. bey Naturalisationen, Anstellungen, Vermächtnissen, Inventarien, Verzeichnissen von Waaren und Gütern, Verfügungen der Behörden, Notariatsinstrumenten, Banknoten, Wechseln u. s. w. Ein Wechsel von 20 bis 100 Dollars gab 10 Cents, von 100 bis 500 Dollars 25 Cents,

von 500 bis 1000 Dollars 50 Cents u. s. w. Mit den Banken durften sich die Behörden auf ein Procent der Dividende behandeln, und im Jahre 1799 ergingen Bestimmungen zur Erleichterung beym Stempel der Wechsel. 1802 ward die Stempelabgabe aufgehoben, sie hatte im Durchschnitt jährlich 250,000 Dollars gebracht. Im Jahre 1813 erneute und erhöhte man die Abgabe, doch konnten sich die Banken wieder auf $1^1/_2$ Procent ihrer Dividende behandeln, und der Wechselstempel stieg von fünf Cents für 100 Dollar, bis 5 Dollars von 8000 Dollars.

10) Steuer von Häusern und Grundstücken. Das Gesetz vom 16. July 1798 setzte fest:

a) Es sollen zwey Millionen Dollars aufgebracht und nach großen Quoten auf die einzelnen Staaten vertheilt werden. b) Die Steuer wird nach vorhergegangenen genauen Schätzungen und Zählungen gelegt auf Land, Wohnhäuser und Sclaven. Alles Staatsgut ist frey. c) Für jeden Sclaven unter 50 und über 12 Jahre wurden gezahlt 50 Cents, für den Werth an Häusern

von	100 bis	500	Dollars	$^2/_{10}$	Procent
»	500 »	1000	»	$^3/_{10}$	»
»	1000 »	3000	»	$^4/_{10}$	»
»	3000 »	6000	»	$^5/_{10}$	»

und so steigend mit dem größern Werthe bis zu eins vom Hundert. d) Was von diesen beyden Steuern eingeht, zieht man von der ganzen dem Staate aufgelegten Summe ab, und vertheilt nur das Fehlende nach obigen Grundsätzen auf die Ländereyen. e) Jeder Staat wird in größere Bezirke eingetheilt, und jedem Bezirke ein Kommissarius vorgesetzt, welche gemeinschaftlich die Unterabtheilungen bestimmen, und tadellose Männer zu Abschätzern ernennen. Es würde zu weit führen, wenn wir das dabey beobachtete umständliche Verfahren auch nur im Auszuge darstellen sollten.

Im Jahre 1813 wurden auf ähnliche Weise drey Millionen, und 1815 wiederum drey Millionen Dollars ausgeschrieben und vertheilt, wobey sich eine erstaunliche Erhöhung der Abschätzungssummen ergab. Sie betrug z. B. für

Neuhampshire	1798	23	Mill.	Doll.;	—	1815	38	Mill.	Doll.
Massachusetts	»	83	»	»	—	»	143	»	»
Connecticut	»	48	»	»	—	»	88	»	»
Vermont	»	16	»	»	—	»	32	»	»
Neuyork	»	100	»	»	—	»	273	»	»
Pensylvanien	»	102	»	»	—	»	346	»	»
Maryland	»	32	»	»	—	»	122	»	»
Kentucky	»	21	»	»	—	»	87	u. s. w.	

Ueberhaupt war die Summe gestiegen von 619,977,000 Dollars auf 1,631,657,000 Dollars. Die Abgabe betrug mehr oder

weniger, nach Maßgabe der Hauptvertheilung auf die einzelnen Staaten, und der Ausgleichung unter den einzelnen Gegenständen:

1798	17 Cents bis 74 Cents	vom Dollar der Abschätzungs-summe.
1813	13 » » 28 »	
1815	22 » » 60 »	

Im Jahre 1816 fand folgende Einnahme von innern Steuern Statt:

1)	Vom Branntwein und Spiritus	2,002,000 Doll.
2)	Wagensteuer	130,000 »
3)	Licenzen an Kaufleute u. s. w.	812,000 »
4)	Von Versteigerungen	729,000 »
5)	Vom raffinirten Zucker	141,000 »
6)	Stempel	461,000 »
7)	Inländische Waarensteuer	196,000 »
8)	Meubel und Uhren	128,000 »
9)	Nachschüsse, Strafen, Verzugszinsen u. s. w.	42,000 »

Von früher nothwendig gewesenen Abgaben hatte man 1802 aufgehoben: die für Branntwein, Schanklicenzen, Zucker, Versteigerungen, Kutschen und Stempel. Man hatte diese und noch mehr in den Jahren 1813 und 1814 wieder einführen müssen; 1817 blieben aber nach Pitkins Aufzählung an innern Steuern nur folgende übrig [1]): vom Branntwein, Zucker, Versteigerungen, Wagen, Licenzen und dem Stempelpapier.

XII. Von den Staatsländereyen. Die Domainen oder Staatsländereyen in Nordamerika bestehen: erstens aus solchen, welche ursprünglich nicht in die Stiftungsurkunden der einzelnen Staaten inne begriffen, aber doch allmählich zu ihrem Besitz gerechnet waren. Man untersuchte, und was dem einzelnen Staate nicht gebührte, nahm die Gesammtrepublik; zweytens: aus solchen, welche man durch Vertrag, Kauf, Tausch und von den Indianern bekommen hat. Mit Gewalt und ohne Vertrag haben die vereinigten Staaten (den vorliegenden Büchern nach) nichts genommen; laut aller jetzt mit den Indianern geschlossenen Verträge steht ihnen aber ein Verkaufsrecht zu. Zu Folge eines Ueberschlages bestehen die Domainen

a)	Im Staate von Ohio aus	12,300,000 Acker (acres)
b)	In der Landschaft Michigan	16,500,000 »
c)	In Indiana und Illinois	56,200,000 »
d)	Westlich vom Michigansee	60,000,000 »
e)	In Mississippi	55,000,000 »
f)	In Louisiana, Missouri u. s. w.	200,000,000 »
	In Summa	400,000,000 Acker.

[1]) Nach Seybert sollte 1818 auch die Steuer vom Branntwein aufhören.

Der Geograph (Geographer) der vereinigten Staaten führt die Aufsicht über alle Domainen, unter ihm stehn alle nöthigen Beamten, und er leitet insbesondere die Vermessungen. Das Land wird in Stadtmarken von sechs Miles, und jede Stadtmark (township) in 36 Abtheilungen, jede von 640 Acker, getheilt. Die Gränzen laufen hiebey genau von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen. Alle Staatsländereyen sollen in der Regel versteigert, aber nicht unter zwey Dollars für den Acker zugeschlagen werden. Finden sich dafür keine Liebhaber, so sind weitere Privatunterhandlungen erlaubt. Die Zahlung erfolgt in baarem Gelde, oder in Staatspapieren nach dem Kurs. Nicht veräußert werden erstens die Salzquellen und Bleyminen, zweytens ein Theil oder $^1/_{36}$ jeder Stadtmark, welcher für die Schulen, und gewisse Theile in mehrern Stadtmarken, welche für die Gymnasien und Akademien bestimmt sind. — (Nur in zwey geringen Distrikten behielt man auch $^1/_{36}$ der Stadtmark für die Kirchen zurück, sonst ist an diese nirgends gedacht.)

Ein Viertel des Kaufpreises wird vorausbezahlt, das Uebrige binnen vier Jahren zu vier gleichen Theilen. Wer im Rückstande bleibt, entrichtet sechs vom Hundert Verzugszinsen; wer mehr vorausbezahlt, dem rechnet man aufs Jahr acht vom Hundert zu Gute. Nach fünf Jahren wird das Gut eines säumigen Zahlers wieder versteigert, und wenn der Kaufpreis und die Zinsen nicht herauskommen, so gehn die pränumerirten Gelder verloren. In gewissen Gegenden wird ein Theil des auffkommenden Geldes zur Anlegung von Landstraßen verwandt, und den neuen Anbauern auf gewisse Jahre Freyheit von Abgaben zugesichert.

Vor Errichtung sogenannter Landämter (deren Einrichtung wir hier nicht entwickeln können) waren verkauft 1,536,000 Acker. Seitdem nordwestlich vom Ohio bis zum ersten October 1817 für 18,051,652 Dollars 8,469,000 Acker; am Mississippi deßgleichen für 3,981,269 Dollars 1,690,000 Acker. Der Durchschnittspreis eines Ackers stieg von 2 $^{11}/_{100}$ bis 2 $^{71}/_{100}$ Dollars, und am Mississippi war der Preis im Ganzen etwas höher als am Ohio.

XIII. Staatseinnahmen und Ausgaben. Da die vorstehenden Abschnitte schon viel hieher Gehöriges enthalten, so fügen wir nur noch folgende allgemeine Uebersichten bey:

A) Vom 4. März 1789 bis zum 30. Juny 1815 betrug die Staatseinnahme:

a) Von den Zöllen (customs)	223,338,551	Doll.
b) Innere Einkünfte	10,016,365	»
c) Direkte Steuern	5,489,963	»
d) Post	747,388	»

e) Landverkauf 9,088,276 Doll.
f) Vermischte Einnahmen 1,620,580 »
g) Anleihen (also Schulden) 116,735,037 »
h) Verkauf von Bankstock, Dividenden, Wechselgewinn u. s. w. 4,715,107 »

In Summa 371,751,267 Doll.

B) Vom 4. März 1789 bis zum 30. Juny 1815 betrugen die Staatsausgaben:

1)	Ausgaben aus der Zeit der Revolution	316,268 Doll.
2)	Civilliste	15,088,159 »
3)	Innere Ausgaben anderer Art	10,451,722 »
4)	Auswärtige Verhältnisse	10,724,250 »
5)	Verhältniß zu den barbarischen Staaten	2,457,177 »
6)	Bündnisse mit den Indianern	878,313 »
7)	Handel mit den Indianern	460,851 »
8)	Kriegswesen	101,109,730 »
9)	Flotte	50,018,303 »
10)	Oeffentliche Schuld	169,685,873 »
11)	Verlust an Wechseln	97,168 »
	In runder Summe betrug die Ausgabe	361,289,820 »

C) Nach den Hauptzweigen betrugen die Einnahmen in folgenden Jahren:

	Zölle		Innere Einnahmen.	Directe Steuern.	Post.	Landverkauf.	Anleihen.	Summa.
1804	11,098,565	Doll.	50,941	50,198	26,500	487,526	—	11,826,307
1805	12,936,487	»	21,747	21,882	21,342	540,193	—	13,560,693
1806	14,667,698	»	20,101	55,763	41,117	765,245	—	15,559,931
1807	15,845,521	»	13,051	34,732	3,614	466,163	—	16,398,019
1808	16,368,550	»	8,210	19,159	—	647,939	—	17,060,661
1809	7,296,020	»	4,044	7,517	—	442,252	—	7,778,473
1810	8,583,309	»	7,430	12,448	—	696,548	2,750,000	12,134,214
1811	13,313,222	»	2,295	7,666	37	1,040,237	—	14,423,529
1812	8,958,777	»	4,903	859	85,039	710,427	12,837,900	22,639,032
1813	13,224,623	»	4,755	3,805	35,000	835,655	26,184,435	40,524,844
1814	5,998,772	»	1,662,984	2,219,497	45,000	1,135,971	23,377,911	34,559,536
1815	7,282,942	»	4,683,909	7,162,673	135,000	1,287,959	35,264,320	51,283,946

So viele Bemerkungen sich auch bey Ansicht dieser Tabelle darbieten, so wollen wir doch nur auf die in den Friedensjahren unglaublich geringen innern Einkünfte, und darauf aufmerksam machen, daß man die Post nicht irrig zu einem Haupteinnahmenquell hinaufzuschrauben suchte, obgleich die schnelle Steigerung im letzten Jahre einige Bedenken erregt.

D) Nach den Hauptzweigen betrugen die Ausgaben für die einzelnen Zweige in den Jahren:

	Civilliste.	Vermischte Civilausgaben.	Krieg.	Flotte.	Schuld.	Summa.
1804	624,795	459,651	938,923	1,189,832	8,171,787	12,624,646
1806	585,849	466,574	768,281	1,597,500	7,369,889	13,717,124

	Civilliste.	Vermischte Civilausgaben.	Krieg.	Flotte.	Schuld.	Summa.
1806	684,230	527,360	1,383,555	1,649,641	8,989,884	15,070,093
1807	655,524	535,046	1,399,923	1,722,064	6,307,720	11,292,292
1808	691,167	509,701	3,041,434	1,884,067	10,260,245	16,764,584
1809	712,465	424,866	3,470,772	2,427,758	6,452,554	13,867,226
1810	703,994	399,527	2,389,923	1,654,244	8,008,904	13,319,986
1811	644.467	532,963	2,122,828	1,965,566	8,009,204	13,601,896
1812	826,271	600,515	12,022,798	3,959,365	4,449,622	22,279,121
1813	780,545	821,939	19,747,013	6,446,600	11,108,123	39,190,520
1814	927,421	1,193,589	20,507,906	7,311,290	7,900,543	38,028,230
1815 für 1/2 Jahr	503,125	793,706	12,230,082	5,150,000	3,618,771	22,425,771.

Wir haben Nebenzweige und Kleinigkeiten nicht mit aufgenommen, weßhalb keine volle Uebereinstimmung aller Zahlen eintreten kann.

Das eigentliche Ministerium des Schatzes kostete 1809	90,000	Doll.
» » » » Krieges » »	32,000	»
» » » der See » »	25,000	»
» » » » Justiz » »	134,000	»
Der Gehalt eines Staatssekretärs oder Ministers betrug 3 bis	5,000	»
eines Gesandten im Durchschnitt	7,000	»
eines Gesandtschaftssekretärs	2,000	»
des Oberrichters	3,500	»
eines Bezirksrichters von 800 bis	2,000	»
des Bibliothekars	1,000	»
des Oberpostmeisters	3,000	»
der Postmeister (einschließlich der Tantieme) nie über	2,000	»
eines Zollbeamten von 150 bis	5,000	»
eines Boten	350	u s. w.

XIV. **Staatsschulden.** Bis zum 4. August 1790 war in Hinsicht der während des amerikanischen Krieges entstandenen Schulden nichts gründliches geschehen, je t aber ward festgesetzt, in welcher Art dieselben verzinset und getilgt, und welche Schulden der einzelnen Staaten als Reichsschulden übernommen werden sollten. Der Ueberschuß gewisser neuer Steuern, insbesondere aber die für Landverkauf eingehenden Summen, bildeten die Hauptquellen der Verzinsung und der Tilgung. Letztere geschah durch Aufkauf der Staatspapiere nach dem Kurse, und würde noch weit schneller gewirkt haben, wenn man nicht seit 1789 bis 1815, nur die Jahre 1801 bis 1809 und 1811 ausgenommen, neben dem Abbezahlen auch immer neue Anleihen gemacht hätte. Und außerdem wurden in Zeiten des Bedürfnisses viele Schatzkammerscheine ausgegeben, welche, sobald man sie nicht schnell eingelöset ebenfalls zu den fundirten Anleihen hinzutraten. Wir können die große Zahl der in Hinsicht auf die Staatsschulden ergriffenen Maßregeln hier nicht im Einzelnen aufzählen;

folgende Uebersicht der Thatsachen dürfte kürzer und anziehender seyn:

Der Revolutionskrieg hatte an 135 Millionen baare Ausgaben verursacht, und im Jahre 1783 betrug die Schuld 42,000,375 Dollars, die Zinsen 2,415,956 Dollars.

Zwischen 1782 und 1786 hatten die einzelnen Staaten zur Verzinsung bezahlen sollen: 6,279,000 Dollars, es waren aber nur eingegangen 1,103,000 Dollars. Im Jahre 1790 betrugen die Schulden 79,124,464 Dollars; mit Einschluß von 13 Millionen rückständigen Zinsen, 2 Millionen nachliquidirter und 25 Millionen von den einzelnen Staaten übernommener Schulden. Der Antheil, welchen man Fremden schuldig war, belief sich damals auf 11,710,000 Dollars, im Jahre 1818 war dagegen jede ausländische Schuld getilgt, und die inländische betrug 118,882,865 Dollars. Von der Schuld kamen auf einen Einwohner im Jahre 1791 13 Doll. 40 Cents, 1807 18 Doll. 77 Cents, 1811 7 Doll. 94 Cents, und 1818 wenn man die Schuld rund auf 120 Millionen, und die Zahl der Einwohner auf 10 Millionen setzt, 12 Dollars.

Der amerikanische sinkende Fond ist zeither nicht so genau bestimmt und so regelmäßig verwandt worden als der englische, und hat daher auch nicht so regelmäßig gewirkt. Weil die Gefahr dort geringer war, benutzte man ihn in Augenblicken der Noth auf andere Weise, wies aber auch in günstigen Zeiten sehr große Summen außerordentlich an. So wurden z. B. im Jahre 1817 getilgt 18,036,023 Dollars, und für die Zukunft jährlich zehn Millionen, oder ein Zwölftel der ganzen Schuld, zu diesem Zweck bestimmt. Im Jahre 1818 wies man außerdem noch neun Millionen und gewisse Ueberschüsse der Einnahmen zum Tilgungsfond. Es war Vorschrift, die Staatsschuldscheine, welche sechs vom Hundert Zinsen trugen, nicht über Pari, die, welche drey vom Hundert trugen, nicht über 65 Procent einzukaufen; jene standen im Jahre 1818 Pari, diese 69 bis 71 Procent, und die, welche sieben vom Hundert Zinsen trugen, 100 bis 107 Procent.

XV. Landmacht. Die amerikanische Landmacht besteht aus eigentlichen Soldaten und aus der Miliz. Zu dieser wird jeder gesunde Mensch zwischen 18 und 45 Jahren eingetragen, und ist in der Regel verpflichtet, sich selbst zu bewaffnen. Doch wurden seit 1802 bedeutende Zuschüsse aus öffentlichen Kassen gezahlt. Befreyt von der Miliz sind blos öffentliche Beamte, Postillione, Fuhrleute, Steuermänner, Matrosen. Eine Brigade der Miliz hat vier Regimenter, ein Regiment zwey Bataillone, ein Bataillon fünf Kompagnien, eine Kompagnie 64 Gemeine. Zu jedem Bataillon gehört wenigstens eine Kompagnie Grenadiere. Die verhältnißmäßige Reiterey und Artillerie wird so viel als mög-

lich durch Freywillige gebildet. Im Fall von feindlichen Angriffen, Aufständen, Ungehorsam u. s. w. darf der Präsident die Miliz versammeln und in Thätigkeit setzen. Von dem Augenblick an, wo ihr eigentlicher Felddienst beginnt, wird sie besoldet und verpflegt.

Im Jahre 1810 gab es 1,119,444 Weiße zwischen sechzehn und fünf und vierzig Jahren, im Jahre 1816 waren zur Miliz eingeschrieben 748,566 Personen.

Die Hauptgesetze für das stehende Heer sind vom 30. April 1790 und vom 10. April 1806 und unter bedeutender Theilnahme Washingtons entworfen. Am 16. May 1812 wurden alle körperlichen Züchtigungen aufgehoben; an den Kriegsgerichten haben nur Offiziere Theil. Es findet durchaus keine Zwangseinstellung Statt, das Heer wird allein durch freye Werbung ergänzt; vor dem ein und zwanzigsten Jahre darf indessen Niemand ohne Zustimmung seiner Aeltern oder Vormünder eingestellt werden.

Anfangs bewilligte man für den Rekruten nur zwey Dollars Werbegeld; allein bey der Abneigung gegen den Soldatenstand, dem hohen Preise des Tagelohns, dem Mangel an entbehrlichen und müßigen Menschen, hat man in Zeiten des Bedürfnisses ganz ungeheuer viel an die Rekruten zahlen und versprechen müssen. Z. B. im Jahre 1812 erhielt der Rekrut sechzehn Dollars Werbegeld, am Ende der Dienstzeit dreymonatlichen Sold, und wenn er sich gut benommen hatte, 160 Acker Land. Im Jahre 1814 bewilligte man 124 Dollars Werbegeld, von denen funfzig sogleich, funfzig nach der Einstellung, und vier und zwanzig am Schluß der Dienstzeit gezahlt wurden; und außerdem erhielt der Geworbene 320 Acker Land. Im Fall einer umkam, waren seine Wittwe und seine Kinder zu denselben Belohnungen berechtigt; sie wurden 1816 sogar den Rekruten zugestanden, welche unter achtzehn oder über fünf und vierzig Jahre alt waren. In der Landschaft Illinois hatte man Behufs dieser Abfindung der Soldaten 3 1/2 Millionen Acker angewiesen.

Auch der Sold ist allmählich sehr gestiegen. Er betrug (die von eins bis funfzehn anwachsenden Rationen und Portionen ungerechnet) im Jahre

	1791	1815
für einen Majorgeneral monatlich	125 Doll.	200 Doll.
» » Generalquartiermeister	60 »	104 »
» » Major	40 »	50 »
» » Feldscherer	30 »	45 »
» » Kapitän	30 »	40 »

» » Gemeinen 3, 4, 5 bis 8 Dollars, auch hier die Nahrung und Kleidung nicht mitgerechnet. Diese kostete im Jahre 1814 für einen Infanteristen und Artilleristen 36 Dollars, für

einen Scharfschützen 41 Dollars, für einen Dragoner 54 Dollars, wozu eigentliche Waffen noch nicht gehörten, mancher Gegenstand, z. B. Hemden, Schuhe, Strümpfe u. dgl. aber drey- und vierfach geliefert wurde.

Fast nie war das Heer der Vorschrift gemäß vollzählig; denn wenn die vertragsmäßige Dienstzeit um war, gingen die Leute davon und andere waren oft nicht zu bekommen. Im Februar 1813 bestand es aus 18,934 Mann, und 1815 hatte man es durch große Anstrengungen bis auf 32,160 Mann gebracht. Mit dem Frieden ward es aber gleich auf den dritten Theil vermindert, und zählte 1817 nur 10,024 Mann. Ja im Jahre 1810 bestand das Heer nur aus 5788 Personen, und doch betrugen die gesammten Militärausgaben 2,389,923 Dollars. Freylich ward dieß Geld nicht ganz allein für die Personen verausgabt, aber dennoch bleibt die Summe, 412 Dollars 91 Cents auf den Kopf, ungeheuer hoch.

In gewissem Sinne ist diese Kostspieligkeit der Söldner ein Glück für die vereinigten Staaten, denn sie werden dadurch mächtig von der Pest stehender Heere abgehalten, welche die besten Kräfte Europas nutzlos verzehren, und den Frieden aus wechselseitigem Argwohn und wechselseitiger Nachmacherey in einen ewigen Kriegszustand verwandeln. Keiner will den Anfang mit der Verringerung der Heere machen, keiner sich überzeugen, daß er durch Ersparung der Ausgaben, durch anderweite nützliche Verwendung so vieler menschlichen Kräfte, sich auf eine unberechenbare Weise für den Krieg stärkt. So gehen die Staaten aus Furcht zu sterben, nur desto schneller dem Tode entgegen. — Doch auch in Amerika ist noch nicht alles wie es seyn sollte: die Miliz wird in verschiedenen Staaten verschieden behandelt, man hat Abneigung und Vorurtheile dagegen, und sie befindet sich keineswegs in einem solchen Stande, daß sie im Felde solche Dienste leisten könnte, wie unsere Landwehren. Das stehende Heer soll so klein seyn als irgend möglich, das Minimum, was dafür jetzt theoretisch und praktisch aufgestellt wird, ist gewiß noch viel zu groß; allein ihm gegenüber genügt keineswegs eine allgemeine Miliz von Crethi und Plethi. Die Conscription, so wie sie unsere Zeit zu verwerflichen Zwecken angewendet sah, ist eine nichtswürdige Tyranney; aus dem freywilligen Werbesysteme erwächst indessen eben so wenig eine hinreichende und kräftige Landesvertheidigung. Die Aufgabe ist: von dem Kern alles Militärischen, von dem echten stehenden Heere, diesem Repräsentanten der Tapferkeit, von dieser Kriegessonne aus, in immer erweiterten Kreisen und verständig gebildeten Abstufungen, die ganze Nation mit der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, in angemessene Verbin-

dung zu bringen. Nicht eine Art, sondern viele Arten von Landwehren, ja zuletzt noch Haus- und Hofwehren, sind nöthig; wobey nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, nicht vergessen werden soll, daß, sobald man alle Thätigkeiten und Richtungen über die militärische zurücksetzt, durch die militärische stört, der Verlust unfehlbar größer ist, als der Gewinn. Selbst dafür endlich müssen wir uns erklären: die gesammte Geistlichkeit und deren Zöglinge, schlechterdings von allen kriegerischen Beziehungen und Einwirkungen frey zu lassen. Wir bedurfen dem jetzt überall herrschenden Schwerte gegenüber, einen geheiligten, unantastbaren Boden, und dieß Verlangen stimmt mit den echten Grundsätzen jeder christlichen Kirche: es hat nie getaugt, wenn das Kreuz sich in das Schwert verwandelte, wenn aber der Handgriff des Schwertes sich für Christi Kreuz ausgibt, so ist der Aberglaube nicht geringer und das Joch noch schwerer.

XVI. Seemacht. Lange war man in Amerika der Errichtung einer Kriegsflotte zuwider: es gehe über die finanziellen Kräfte des Staates hinaus und werde immer nichts entscheiden, niemand wolle für so ungewisse Fälle und Zwecke große Steuern tragen, u. s. w. Als aber die englische Flotte im Jahre 1814 bis Washington vordrang, so viel zerstörte, und nirgends dagegen Hülfe zu finden war, so änderten sich die Ansichten; und noch mehr, als der Handel Amerika's dergestalt in diesem Jahre gehemmt ward, daß Pennsylvanien — Nichts ausführte. Aber die acht Millionen, welche zu Folge eines Beschlusses von 1816 binnen acht Jahren auf die Flotte verwendet werden sollen, können die Sache noch nicht zum Ziele bringen. Der Bau einer Fregatte von 44 Kanonen kostete im Jahre 1813, ohne die Materialien (bloß für carpenters work) 94,934 Dollars, und seit 1810 stieg der Preis des Schiffsbauholzes um 10 Procent, zum Theil weil die Vorräthe nicht so groß sind, als man früher dachte. Im Jahre 1816 ward der Bau eines Schiffes für jede Kanone zu 5,538 Dollars angeschlagen. Ein Linienschiff von 74 Kanonen kostete jährlich an Sold, Nahrung, Kleidung, Unterhaltung u. s. w.

haltung u. s. w.	189740	Dollars
Ein Schiff von 44 Kanonen	134210	»
» » » 22 Kanonen	59162	»

Ein Schiffskapitän erhielt monatlich 100 Dollars und acht Rationen, und ein Matrose nach Maßgabe des Bedürfnisses und des Vertrags monatlich zehn bis siebzehn Dollars; während auf der russischen Flotte die erste Klasse der Matrosen jährlich nur zwölf Rubel bekommt, deren einer 73 Cents gilt. Im Jahre 1817, als der Krieg mit England ausbrach, hatte Nordamerika nur sieben brauchbare Fregatten, und kein Linienschiff, je-

nes dagegen 254 Linienschiffe und 244 Fregatten. 1818 besaß Amerika drey Linienschiffe von 74 Kanonen im Meere und drey auf den Werften, fünf Schiffe von 44 Kanonen, drey von 36, zwey von 32 Kanonen und mehrere kleinere Schiffe. Die volle Bemannung belief sich auf 5597 Personen mit Einschluß von 35 Hauptleuten und 118 Lieutenants; während des Friedens blieben aber weit weniger Matrosen im Dienste. Schiffswerfte gibt es in Portsmouth, Charleston, Neuyork, Philadelphia, Washington und Gosport. Für die Invaliden sowohl der Land- als Seemacht ist milde gesorgt, und für die letzten insbesondere sind zwey Procent des Prisengeldes zugewiesen worden.

Dieser hiermit beendeten Darstellung aller sächlichen Verhältnisse sollten eigentlich noch umständliche Betrachtungen und Vergleichungen folgen; allein theils verbietet dieß der Raum, theils ist für sinnvolle Leser bereits genug gesagt. Jene beyden, am Anfange unsers Aufsatzes angedeuteten Parteyen der Verehrer und der Verächter Nordamerika's dürften, bey unbefangener Erwägung aller Verhältnisse, von ihren Wahlsprüchen nil vituperandum und nil admirandum wohl etwas nachlassen müssen; Alle aber sollen sich bey Betrachtung und Behandlung der europäischen Verhältnisse zu dem stärkenden Einigungsworte bekennen: nil desperandum. F. v. Kr.

Art. II. Notizen über sämmtliche Alterthümer, Grab- und Denkmäler, welche dermal in dem Garten und in den Feldern des Herrn Jos. Rosenegger, Inhabers des Landsitzes Birglstein nächst der Hauptstadt Salzburg hervorgegraben, und einstweilen in mehreren Zimmern aufgestellt worden sind. Mit Anreihung der Geschichte, des Mythos, der Sitten und Gebräuche, des Kostums und Kultus der Römer, Noriker und anderer Völker. Vom Verfasser der römischen Alterthümer in den Umgegenden von Salzburg. — Salzburg 1817, in der Mayr'schen Buchhandlung. 12. VI. B. 154. S.

Dieß ist der lange und breite Titel einer kleinen Schrift, die von den Aufgrabungen bey Salzburg, in Gestalt eines Tagebuches, kurze Nachrichten ertheilt. Wenn wir nun auch im Ganzen diese mit Sorgfalt, wie es scheint, niedergeschriebenen Fundnachrichten mit Vergnügen gelesen haben, so ist es doch uns, und muß einem jeden höchst auffallend seyn, daß diese kurzen Nachrichten die einzigen sind, welche zur Zeit bekannt gemacht worden, und doch waren die bey Salzburg gemachten Auffindungen von der allerhöchsten Wichtigkeit für die Alterthumskunde. Unbekannt mit der Lage der Umstände, wollen wir uns darüber kein Urtheil erlauben, da es überdieß nur höchst ungünstig über die

Lauigkeit, mit der diese wichtigen Entdeckungen aufgenommen worden sind, ausfallen müßte, und wir wünschen, daß uns bald Gelegenheit gegeben werde, diese unvortheilhafte Meinung in eine recht günstige zu verwandeln; denn nicht leicht möchte ein günstiger Zufall in Deutschland wieder so viel darbieten.

Es ist die größte Pflicht aller derjenigen, denen Alterthum, Kunst und Wissenschaft am Herzen liegen, denen diese Sachen nicht hohle Namen oder bloße Namen, keine lebendigen Anreize zum Handeln sind, dahin zu wirken, daß diese in Salzburg aufgefundenen Alterthümer aufs genaueste beschrieben, und in ihrer natürlichen Größe (so viel dieß nämlich nur möglich ist) abgebildet werden, wozu die in Bayern und Oesterreich blühenden Steindruckereyen am leichtesten mitwirken werden.

So erfreulich nun auch schon diese wenigen Nachrichten dem Freunde des Alterthums seyn müssen, so unangenehm muß doch einem jeden nicht Verbildeten der gezierte Ton und die undeutsche gemischte Sprache auffallen, die an vielen Stellen, besonders im Anfange herrscht, und je Besseres und Merkwürdigeres uns der Verfasser bietet, um so mehr muß man diese Ziererey und entstellenden Flecken entfernt wünschen. Wenn der Verfasser gleich so anhebt: »Die schauerlich- ehrwürdigen Denkmäler und Begräbnisse in den »Gefilden von Birglstein, dem romantisch schönen Landsitze des »Herrn Joseph Rosenegger, sind es, welche den verewigenden »Griffel des Chronos zur Verzeichnung aufrufen« — so brauchen wir wohl nichts weiter zur Erhärtung dieses ersten Urtheils hinzuzufügen und für die andere Bemerkung werden sich gelegentliche Beweise bald finden.

Zuerst bemerkt der Verfasser, daß er schon früher, beym Schlusse seines Werkchens: römische Alterthümer in den Umgegenden von Salzburg (jene herrlichen Mosaik-Fußböden beschreibend), bemerkte: daß in Birglstein ein den Göttern und den Begräbnissen der Römer geheiligter Ort gewesen sey, daß dieses Assert (?) ein quer durch den Garten bis an den romantischen Hügel gelaufenes (laufendes), sehr ausgebreitetes, dichtes Gemäuer, welches schon vor vielen Jahren aus ökonomischen Absichten abgebrochen ward, allerdings zu erwähren (?) scheine u. s. w. Dann sagt derselbe aber auch: »Es ist wirkliche Obliegenheit, daß man »auch von diesen sehr relevanten Resultaten (?), welche in der mit »wahrem ästhetischen Geschmacke gebildeten Gartenanlage zu Birgl»stein — auf klassischem Boden — hervorgingen, und bey kraft»voller Unterstützung und Aufmunterung des uneigennützigen Ei»genthümers (ist beydes von Gelehrten dem Manne und der wichti»gen Sache während dieser vier Jahre geworden? fragen wir, »wenn nicht: wie konnte man sich diese Vernachläßigung zu Schul-

»den kommen lassen!), dieses großen Alterthümerfreundes und Be»forderers alter Künste und Erfindungen, immer reichhaltiger her»vorgehen dürften, mit voller Würdigung, Warme und Tendenz (?) »gesprochen, und hierüber ein sonderheitliches Detail (?) aufge»stellt werde.«

Der Verfasser setzt den Anfang der Zeit, in welcher diese Aschenkrüge und andere Seltenheiten dem Schooße der Erde anvertraut wurden, vom J. 739 der Erbauung Roms, also zwölf bis funfzehn Jahre vor der Geburt des Heilandes an, bis ins siebente Jahrhundert, in welcher Zeit der heilige Rupert jene Gegenden zum Christenthume bekehrte. Zur Zeit der Römer stand nämlich dort die alte Juvavia, die, nachdem Rupert sie aus dem Schutt ihrer Zerstörung erhob, ihren Namen in Salzburg verwandelte.

Die bey Salzburg gefundenen Aschentöpfe bestehen aus verschiedenen Steinarten, oder auch aus Thonerde, oder aus Glas. Man grub dergleichen von »Sand-, Tuff- und Kieselstein, aus »Nagelfluh, Granit, Alabaster, Marmor, und aus einer Mi»schung verschiedenartiger Steinarten hervor; derley von grauer ge»wöhnlicher, und von feiner Thonart, mit und ohne vermikulirte »Dekoration (?); Bruchstücke solcher Aschentöpfe von sehr feiner »hochrother terra sigillata, mit eleganten (?) hetrurischen, go»thischen u. dgl. Dekorationen (?) ausgeschmückt; auch einige zum »Theil von dem feinsten Glase, an Feinheit dem feinsten Papier»grade beynahe gleich. Ihre Struktur (?) hat ein sehr gefälliges »Ansehen; der Körperbau dieser gläsernen Aschentöpfe erscheint völ»lig gerundet, und am obern Rande eingebogen; dieser Rand zeich»net sich vorzüglich aus. Das Glas changirt (?) vom Grünen ins »Blaulichte. Ein seltener Zufall ist es, wenn zwey Urnen in ein»ander liegen. In diesem Falle erscheint dann die äußere aus ei»nem gröberen und roheren Stoffe bearbeitet.« (Hier findet sich auch eine Uebereinstimmung mit den in Deutschland gefundenen Urnen.)

»In der inneren Umfassung oder Peripherie (?) der erstern »und äußern Urne sitzt, als wahre Seltenheit, eine andere zweyte »angenehmerer Art, von feinem Glase, manchmal in einer so ein»geengten, sich so knapp an die innere Peripherie (?) der ersteren »anschließenden Lage, daß man sich die Möglichkeit der Existenz (?) »einer solchen Vase in einem so zusammengedrängten Raume kaum »vorzubilden vermag.«

»In dem Innern der Aschentöpfe sowohl, als auch in deren »äußeren Umgegend, findet man in den Aschen und Gebeinen der »Verbrannten oftmal herrlich gebildete Büsten und Bildnisse römi»scher Kaiser — mit hohen Würden und Stande bekleideter Rö-

»mer, selbst von jenen Gottheiten, welchen sie vorzüglichst huldig»ten, Bildnisse der Priesterinnen der Vesta und römischer Don»nen; ein oder zwey wohlgeformte und in Farben spielende Thränen»gläser; dann eine Art kleiner Härfchen oder Leyern, viel mehr »Spangen, Schließen (fibulae) von schönem, aber ganz mit Grün»span überzogenen Metalle. Ich weiß nicht, was ich denselben ei»gentlich für Namen beylegen soll; man möchte erstere und letztere »Gegenstände für Symbole des treuen Andenkens, der Liebe und »Freundschaft, der Betraurung und der Beweinung halten.«

»Einige wollen behaupten, daß diese Härfchen oder Schließen, »ein ausdrückliches Attributum (?) des Jungfernstandes gewesen: »die meisten« (und dieß ist auch gewiß das Rechte), »daß es im Ko»stume (?) der römischen Frauenzimmer lag, ihre langen Kleider »(stolae) bey Freudenfesten hoch aufzuschürzen; daß sie sohin die»selben mit dieser Spangen-, Schließen- und Härfchenart hin»aufgeheftet, auch ihre Mäntel (Pepla) hiemit zusammengeheftet »haben dürften, wozu sich das heutige Frauenzimmer aber eines »viel leichtern Hülfsmittels, der sogenannten Klufen, bedient.«

»Eben so scheinen sich hier, als Symbole eines Huldungs»und Sühnopfers, jene Thiere darzustellen, welche Lieblinge der »Götter waren, welche die Römer ihnen in dieser Hinsicht zueig»neten, opferten und auch ihren Begräbnissen beylegten. Es hat »sich noch eine Art dieser Opfer der Alten in unsern kirchlichen Ri»tus eingeschlichen. Man fand daher bey, in oder unter der Asche »der Verbrannten, oder in der Umgegend eines Aschentopfes viel»fältige Figuren (?) von Tauben, Hahnen, Adlern, Hunden, »Schweinen u. s. w. beygelegt.«

»Auch einige Figuren, anscheinlich Lares, Penates, Ge»niusse des häuslichen Schutzes, wurden hervorgegraben, welche »sich theils in, theils außer den Aschentöpfen vorfanden.«

»Unter den Thierfiguren finden sich einige die dem ägyptischen »Annubis oder Popastis gleichen.« (Mittheilung dieser Zeichnungen würde uns besonders erfreuen, indem wir in Schlesien ein diesen ähnliches Götterbild gefunden haben, das wohl eine solche Vergleichung und dadurch nähere Untersuchung verdient.) »Man »weiß, daß die Römer auch ägyptische Gottheiten, z. B. die Isis »und den Osiris, angebetet haben.«

»Hie und da fanden sich in diesen Aschentöpfen, meistens aber »außer denselben, römische Münzen vor. Vielleicht sind es die »Oboli, welche die Alten dem Charon als einen gebührenden Zoll »für die Ueberfahrt über den Acheron und Styx entrichten zu »müssen sich einbildeten, um in die elyseischen Felder zu den Schat»ten ihrer Urväter gelangen zu können. Von den Münzen wird »späterhin an den geeigneten Stellen ein besonderes Wort gespro-

»chen werden.« (Wir haben im Verlauf unserer Betrachtung davon keinen Gebrauch gemacht, um nicht zu weit geführt zu werden.)

»Man findet die Aschentöpfe in sehr verschiedenen Tiefen, »manchmal zwey und drey derley auf einander sitzen. Manchmal »trifft man eine absichtlich und geflissentlich über die andere gestürzt »an. Als Vorspuren sich annähernder Ausbeuten können die her»vorkommenden Kohlen, und die schwarze schmierige Erde gelten.« (Alles dieß ist vollkommen so, wie es sich bey den Grabmälern der heidnischen Deutschen und Slaven findet, und zeigt eine merkwürdige und nicht genug zu beachtende Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche. Auf solche kleine und so fest bestimmende Zeichen ist wohl vor allem bey dem Wiederaufleben deutscher Alterthumskunde zu achten.) »Auch kommen gemeiniglich »zuerst kleine Bruchstücke von feinster terra sigillata, mit und »ohne Arabesken, derley Fragmente von Vasenböden, Lampen »und kleinen Geschirren von hochrothem, blaulichtem, graulichtem »und braungelbem Thone zum Vorscheine.«

»Unter den Kohlen, und unter den außer den Töpfen geblie»benen Gebeinen fanden sich viele Instrumente von Eisen, sichel»förmig gerundet, an beyden Seiten eingebogen, vermuthlich um »die Asche der verbrannten Körper auffassen, und in die Aschentöpfe »auffsammeln zu können. Auch anderweitige Werkzeuge von Eisen, »deren Zwecke wohl schwer zu errathen sind, finden sich mitunter »vor; dann viele Nägelgattungen und eine Art Dolche und Messer.«

»Alle diese Aschentöpfe, Urnen, von sehr verschiedener Größe »und Umfassung wurden gemeiniglich durch Deckel geschirmt, welche »meistens aus einer andern Steinart, als die Töpfe selbst, bear»beitet waren. Sie werden meistens aus einer Tiefe von vier bis »fünf Schuh hervorgegraben.« (Was die Deckel betrifft, so sind sie in Schlesien nur selten, entweder sind die Urnen gar nicht bedeckt, oder mit kleinen Scheibentellern, oder mit Tellerbruchstücken. Die Masse derselben ist der zu den Urnen gewöhnliche Thon. Was die Tiefe ihrer Lage betrifft, so ist diese sehr abwechselnd, von einem Fuß unter der Oberfläche bis zu acht Fuß und vielleicht stellenweis noch tiefer. Einzelne entblößt der Wind, die leicht im Sande nachscharrende Hand, oder zersplittert Pflugschar und Spaten, andere müssen durch tiefes Graben ans Licht gebracht werden. Einige bilden Hügel, andere liegen reihenweise in der Ebene, und wie dieser Verschiedenheiten mehrere sind, die theils aus der Oertlichkeit, theils auch vielleicht aus verschiedenen Gebräuchen entspringen.) »Ueber alle diese genannten Objekte an »Urnen von kostbarem Glase, Thon und Steinarten, Zährenglä»sern, Schließen, Figuren, Büsten, Opferthieren, Münzen der

»Imperatoren von gutem, schönem, vielleicht manchmal von korin»thischem Erze, findet man auch noch Bruchstücke herrlicher und far»biger Glasschmelzungen aller Art; Gezeuge von Bronze, Metall»spiegel, Lampen, eiserne Griffel.« (Griffel von Eisen sind uns sehr auffallend, da wir sie nur von Kupfer kennen, und vielleicht hier ein Irrthum obwaltet.) »Messer; Trink- und andere Geschirre »von Krystallglase, Balsamgläser; Gefäße für orientalische Un»guente, Krügelchen, Schalen und Schüsselchen; Ringe, Perlen »und Halsgeschmuck; Dekorationen, Beschläge; — ja, hunderte »der Lieblingsobjekte der Römer, ihren Begräbnissen beygelegt.«

Wir haben diese Einleitung mit den eigenen Worten des Verfassers und wenigen unserer Bemerkungen angeführt, einmal, um zu zeigen, welch' eine reiche Sammlung von Alterthümern jeglicher Art hier an das Tageslicht gefördert worden ist, ein deutsches Pompeji und Herkulanum, dann aber auch, um die große Uebereinstimmung in Hinsicht der Zusammenstellung und Auffindung zu zeigen, welche zwischen diesen und den eigentlich deutschen Alterthümern herrscht, welches sich durch die Folge noch mehr bewähren wird, wo wir einige Werke, die von den in Deutschland gefundenen Alterthümern handeln, zu betrachten gewilliget sind.

Wir kommen nun zu dem Tagebuch der Ausgrabungen, in welchem genau angegeben wird, was an einem jeden Tage gefunden worden ist. Wir wollen daraus bemerken, was für uns von Wichtigkeit erscheint. S. 34. Einige Laren von Thon. S. 35. Auf einer gerundeten Lampe stehen deutlich die Züge Felix. (Wir werden noch einige solcher Lampen finden, und haben schon bey anderer Gelegenheit bemerkt, daß dieß Wort unmöglich den Namen des Verfertigers bedeuten kann.) S. 38. Einige schöne Aschentöpfe von grauem, etwas gelblichtem Sandsteine, und auch von grauer Thonerde, zerfielen bis auf zwey. (Ueber das Aussehen und die Färbung des grauen Thones sind wir nicht recht im Klaren.) S. 39. Eine Art Messer (auf dessen nähere Beschreibung und Abbildung wir sehr gespannt wären), ansehnliche Bruchstücke von hochrother Thonerde (terra sigillata) mit trefflichen Verzierungen in hetrurischem Geschmacke, wovon einige ganze Jagdpartien vorstellen. (Auch eine Mittheilung dieser wäre sehr wichtig.)

S. 40. Der hohen Aufmerksamkeit ist eine weibliche Figur würdig, welche in einem hervor gegrabenen Aschentopfe sich auffand. Sie ist aus weiß und gelblichem Thone gearbeitet, und stellt sich im Stande der Natur in einer stehenden Attitude, und in einem schönen symmetrischen Ebenmaße des Körperbaues dem Auge dar. Ihre Physiognomie drückt die Fülle des Liebreizes und hoher Anmuth aus. Ihre Kopfhaare erscheinen in einem Geflecht auf die Art eines Zopfes, oder in eine Art Knoten geschürzt. An ihrer

Seite steht eine andere kleine weibliche Figur, über deren Kopf die mütterliche Hand gleichsam zum Schutze und zur Schirmung zu ruhen scheint. Auf der andern Seite stellt sich ein niedlich ausgearbeiteter Adler dar. — Ein anderes kleines Figürchen von Bronze oder anderer Komposition, in der Länge eines Fingers, ward aus dem nämlichen Aschentopfe hervot gefunden. Der Körperbau dieser Figur gleicht beynahe vollkommen jenem eines Pavians, besonders auffallend in den Gesichtszügen, welcher nicht undeutlich ein kleines Kind im Arme zu halten, mit demselben zu tändeln und auf Bocksfüßen zu stehen, oder auf einem Thiere zu reiten scheint. Etwas einem Pan oder Satyr ähnlich. (Herr Rosenegger sollte von diesen und allen andern Gestalten, die in seinem Besitzthum entdeckt worden sind, recht genaue und saubere Abgüsse machen lassen, um sie an Freunde und Forscher der Alterthumskunde abzulassen, damit man, durch den Augenschein geleitet, Untersuchungen und Vergleichungen anstellen könnte. Zeichnungen reichen selten ganz aus, eigene Anschauung ist nothwendig, und dazu sind sorgfältige Abgüsse am besten.)

S. 42. In einer aus Sandstein gehauenen Urne fand man: eine aus schwärzlich grauer gebrannter Thonerde, mit aller Kunst der Bildung, und mit einem erhabenen seelenvollen Ausdrucke ausgearbeitete Büste. Die Muskulatur, die Erhebungen und Vertiefungen der Haut an der Stirn, die mannigfaltigen Furchen und Faltungen derselben, das lange ehrwürdige fromme Gesicht im Vereine mit Erhabenheit und Würde, Mienen, welche tiefes Nachdenken anzudeuten scheinen, der sanfte Blick der Augen, von denen eines geschlossen scheint, eine lange edelgestaltete Römernase, der sehr lange, sich sehr schön in mannigfaltige Wendung verschlingende Bart, alles dieß liefert ein Ergebniß der höchsten Kunst der Alten. Diese Büste hat an der Rückseite eine Höhlung, worin man ein schönes, kleines, höchst niedliches Gefäß von Elfenbein in Fingerlänge und beyläufiger Breite oder im Durchschnitt von drey Viertel Zoll auffand. In dessen Innern lagen drey Stück Edelsteine, welche für orientalische Amethyste gehalten werden. Ferner ein kleiner Schmuck von Bronze in Gestalt einer Blume, einer Krone oder noch eher eines Helmbusches oder Schwertknopfes. Weiter gingen aus eben diesen Aschengefäß ein Paar gut erhaltene Sporen mit großen Sternen von Eisen und ebenfalls eisernen Befestigungskettchen hervor. (Wir machen hier auf die im Rücken der Gestalt befindliche Höhlung aufmerksam, deren Anwendung sich hier zeigt: als ein kleiner Schrein, um irgend eine Kostbarkeit hinein zu stellen. Wir glauben, daß dieß wohl in der Regel die Bestimmung einer solchen Oeffnung war, und die Meinung Montfaucons, Caylus und Grivaud [welcher letz-

tere Bd. VI. dieser Jahrbücher hierüber nachzusehen], daß solche Büsten als Gewichte gedient, wird sich dadurch wohl erledigen.)

S. 45. Ein ungemein zierliches und feines Frauenzimmer-Kettchen von feinstem Golde, mit kleinen Steinchen, vermuthlich Ambra oder Moschus, in gewissen Entfernungen unterlegt und untermengt. An der Mitte hing eine äußerst niedliche Lunula herab.

S. 52. Ein Topf von anscheinlich mit Chlorit versetztem Granit, hat an seinem Rande herum eine angenehme Bildung, welche einem Küraß gleicht. Bey Nacht und Licht strahlt er in einem hellleuchtenden Feuer. — Eine Gestalt, etwas größer als die Länge eines Fingers, welche vollkommen einem Pfeile gleicht, fand sich aus einer Erdscholle hervor. Dieser Pfeil ist aus Bein künstlich gedreht, und bildet an seiner Spitze eine Schlangenzunge. An dem Ende seines Stängels, welcher etwas krumm gebogen ist, sieht man ein kleines Schäufelchen.

S. 54. Ein kleines Messer von Eisen, krumm und in einen Winkel gebildet. (Dergleichen Messer sind uns mannigfach vorgekommen, und eine Vergleichung mit denen, welche in Salzburg und andern Gegenden entdeckt worden, wäre sehr wichtig. Vielleicht ergibt sich nach und nach auch etwas über ihren Gebrauch. Wir werden die von uns gefundenen nach und nach in den Heften der heidnischen Alterthümer Schlesiens in natürlicher Größe abbilden lassen.)

S. 55. Eine Art gläserner Lampe oder vielmehr Gefäß, für kostbare Salben bestimmt. Sie ist hohl, an den Extremitäten mit Oeffnungen versehen, und bildet in ihrer Figürlichkeit einen Hahn. S. 56. Ein sogenannter Hausgötze (Lar), aus weißlichem Thone gut gebildet, aber leider zerbrochen, ohne Füße. (Wir haben schon an anderem Orte aufmerksam darauf gemacht, wie überaus wichtig eine Erforschung der alten römischen Laren ist; unstreitig werden sich daraus wichtige Ergebnisse für die Götterlehren anderer Völker ergeben.) Zwey kleine Büsten von weißlichtem Thone, eine Vestalin und edle Römerin; jene erscheint in einem Schleyer oder Kopftuche, diese in einem hohen und zierlichen Kopfputz.

S. 57. Eine gut erhaltene Lampe von weißlichtem Thone, worauf das Wort Sexti steht. Sie gleicht in der Bildung dem Gestelle einer Lichtschere, und hat eine sehr gefällige Form. Auf der Oberfläche zeigt sich eine höchst närrische Larve mit geöffnetem Munde. Zwey Gestalten eines Penaten von grauer Thonerde, gut gebildet; an einem sind an der Stelle, wo die Verbindung der Arme mit der Achsel beginnt, zwey Köpfe statt der Arme. (Wie manche neue Ansicht würde durch Zeichnung dieser Götterbilder verbreitet und begründet werden! Es ist ein unnachläßliche

Pflicht, recht bald dafür zu sorgen.) Eine Gestalt, die mit menschlichem Körper und mit dem Kopfe eines Vogels — mit dem Schnabel eines Habichts oder Sperbers — mit einem weiten Sacke oder Schlunde; mit großen, umfassenden und weit hervorragenden aufgedunsenen Augen einer ägyptischen Gottheit, vielleicht dem Osiris oder einem Hammon in etwas zu gleichen scheint.

S. 60. Eine schöne Lampe, geschmackvoll und schön gebildet von aschgrauer gebrannter Thonerde. Auf der Kehrseite dieser Lampe drückt sich der Name Atime bestimmt aus. (Der Verfasser fragt: waren diese Worte Namen der Töpfer oder der Verbrannten? er glaubt letztes; aber wir haben an andern Orten schon bemerkt, daß einige Worte unmöglich Namen seyn können. Ferner fragt er: was bedeuteten diese Lampen? Wir haben dieß auch schon in einer andern Beurtheilung (*d'Agincourt* Recueil de fragmens de sculpture antique, Bd. VIII. dieser Jahrbücher) beantwortet: Zeichen der Verklärung und reinern Fortdauer,)

S. 61. Ein kleines Messerchen von Eisen, etwas in die Krumme gebogen, woran sich noch Reste einer Schale von Elfenbein befinden. (Der Verfasser fragt: wozu diese Messer? Opfermesser? Abbildungen sind auch hier wieder nöthig, um sie mit andern zu vergleichen und Schlüsse darauf zu bauen.)

S. 63. In einer schönen Urne von Thon fand sich eine weibliche Gestalt mit einem Kinde auf dem Arme, an einen kleinen Pfeiler angelehnt, von einer Steinart, die dem feinsten Alabaster (oder Porzellanerde?) gleicht. Der schlanke Körperbau dieses Frauenzimmers steht mit den übrigen körperlichen Schönheitszügen im reinsten Ebenmaße. Ein volles, kleines, rundes, mit allen Liebreizen, mit hoher Geisteswürde, holder Sittsamkeit und Anmuth ausgeschmücktes Gesicht (wen macht diese und die folgende Beschreibung nicht begierig auf die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Bildwerks), mit einladenden etwas stark aufgeworfenen Lippen, schön gebildeter, etwas breiter Nase, Liebe ausdrückendem Auge, beschattet von starken umwölbenden Augenbrauen, umgeben mit einem tief an dem Körper hinunterragenden Kopfschleyer oder Tuche, worin zum Theil das im Arm gehaltene Kind eingehüllt ist, bekleidet mit einer langen in niedliche Falten gelegten Tunika, welche durch den am Halse angebrachten Ausschnitt und durch künstliche Bildung die Brüste in das vortheilhafteste Licht stellt; durch den Faltenwurf in der Tunika wird der üppigste Wuchs, die schönsten Lenden und der niedlichste Fuß durchsichtlich; in einer Hand einen Blumenstrauß, in der andern das äußerst schöne, mit krausen Haaren, vollem runden Gesichtchen, mit vollem Körperchen und Aermchen gebildete Kind. Die Höhe der Gestalt beträgt 10 Zoll.

S. 68. Eine vier Zoll hohe Gestalt, von Alabaster, mit einem lichtgelben Lack oder Firniß übertüncht. Der Kopf zeigt ein Gesicht mit langem, schön verschlungenen Barte, etwas breiter und platter Nase, mit starkem durchdringenden Auge, das Haupt mit einer Art Turban oder einem Bunde geschmückt. Den Leib scheint ein mit Laubwerk verzierter Gürtel oder eine Binde zu umgeben. Die Gestalt lehnt sich an einen Pfeiler oder Ast, oder ist an eine Herkuleskeule gelagert. — Eine andere eben so schön gebaute drey Zoll hohe Gestalt von Alabaster, mit einem braunröthlichen Lack oder Firniß überzogen. Ein Mann mit langem Mantel, dessen Kopfhaare in drey Knoten geschürzt sind. Die Gesichtszüge lassen sich nicht beurtheilen, da sie sehr zusammengeschoben erscheinen. Uebrigens scheint diese Gestalt einen länglichen Kranz, oder einen andern gerundeten, in seiner innern Fläche hohlen Gegenstand in einer Hand zu halten. Ueber dieses Bild war ein schönes, drey Zoll hohes Trinkglas, wahrscheinlich von Krystall, gestürzt. Es ist mit den schönsten gothischen, in die Tiefe des Glases geschliffenen Schwiebbogen, an deren Höhe lauter Federsträuße eingeschliffen sind, geschmückt. (Schon einmal ließen wir oben im Eingange das Wort gothisch gesperrt drucken, da es auffallend erscheinen muß, wie dasselbe bey so alten Kunstwerken gebraucht werden kann. Offenbar ist hier aber nur die Bogenstellung gemeint, indem wir auch schon vor einigen Jahren in den Göttinger gelehrten Anzeigen eine Nachricht fanden, daß auf den Gläsern sich Spitzbogen fänden. Wir können nun diese Verwunderung nicht theilen, da der Spitzbogen nicht eine ganz neu erfundene Gestalt des dreyzehnten Jahrhunderts war, sondern schon uralt ist. Dieß machte ihn nur in der deutschen Baukunst berühmt, daß er fortan als einzige, bestimmende Richtschnur beym Entwurf und der Ausführung vollständiger Gebäude galt, wodurch natürlich die ganze Bauart gewandelt werden mußte.)

S. 71. Eine Gestalt von Alabaster, mit lichtgeblichtem Lack übertüncht, vier Zoll hoch. Das Bild eines langen Mannes, welcher, dem Anscheine nach, mit einem Wamms, das mit einer Art langen Beinkleids zusammenhangend und vereint zu seyn scheint, angethan ist. Einer der Füße ist in einer festen, ehrfurchtgebietenden Stellung vorgesetzt. Um den Leib scheint ein prächtig verzierter Gürtel oder eine Binde gewunden. Dieser Mann lehnt sich an eine Herkuleskeule, die er in der Hand hält. Das Kopfstück hierzu hatte man noch nicht auffinden können, nur einen Theil eines langen Barts erblickte man noch. (Dieses Bild scheint uns überaus merkwürdig zu seyn, indem wir es auf keine echt römische Gottheit, sondern vielmehr auf eine verdeutschte

beziehen. Es ist nämlich der Herkules, den die Römer bey den Deutschen zu finden glaubten, und derselbe mit dem, welcher in Strasburg einige Mal gefunden wurde (*Schöpflin* Alsatia illustrata und Königshofens Chronik), und dort, der Sage nach, Kruzmann hieß. Dieser war nun, alle dem nach, was wir bis jetzt darüber gefunden haben (siehe unsere Abhandlung: das Bild des Gottes Tyr, und: die Vorzeit, Bd. III. Heft III), nichts anders als der Wodan der alten Deutschen, der Vodha der Slaven und der Thor und Tyr der nordischen Götterlehre. Unläugbar ruhen in den dunkeln und ununtersuchten Alterthümersammlungen Deutschlands, Dänemarks, vielleicht auch Italiens, noch manche dieser Bilder, die höchst lehrreich und beweisend seyn werden, wenn wir sie einmal öffentlich kennen lernen.)

S. 72. Vortrefflich ist die aufgefundene Büste eines Imperators oder Feldherrn von braunem Thone, welche man in einer Tiefe von vier Schuh unter zwey Steinplatten im bloßen braunen Sande fest am Fuße des Hügels hervorgrub, und welche eine Höhe von beyläufig einem Schuh sechs Zoll mißt. Das mit Lorbern bekrönte, mit Locken umringelte Haupt zeigt eine Gesichtsbildung, die sich in ihren Zügen auf das bestimmteste ausdrückt. Der gerundete Kopf ist mit einer niedern Stirne, mit kleinen, etwas schielenden Augen, mit dick aufgedunsenen Hautumwölbungen, an welchen hinab sich tiefe Winkel zeigen, mit einer Habichtsnase, mit einem an beyden Seiten stark hervorragenden Kinnbackenbein, und einer unter diesem liegenden starken Vertiefung, vielmehr Höhle; mit aufgeworfenen, etwas schief scheinenden Lippen, an deren Ende sich an einer Seite ein Grübchen bildet; mit einer Muskulatur, woran man den Lauf, das Hervorquillen, das Emporstreben und die Spannung jeder Nerve erblickt; mit ziemlich vorgeschobenem Kinne; mit schrecklichen, jede wilde Leidenschaft und moralische Verderbtheit ausdrückenden tiefen Furchen links und rechts, dann über die Nase. Das Bruststück ist mit einem Mantel umgeben, an welchem noch eine Fibula sichtbar ist.

S. 75. Eine runde sehr seichte, blaue gläserne Schüssel mit eingeschmolzenen weißen Verzierungen, acht Zoll im Durchschnitt. An der untern Rundung des Bodens stehen die Zahlen CCCXXII, als ein Zeichen, daß diese Beerdigungsart noch durch das vierte Jahrhundert fortgedauert hat. (So der Verfasser, aber wie sollten die damals noch heidnischen Bewohner, was ihre Begräbnißart und alles Beywerk in den Urnen zeigt, zu dieser christlichen Zeitbestimmung gekommen seyn? wie ist es dann aber mit der gleich folgenden Zahl 615? Alles dieß erfordert doch noch gründlichere Untersuchungen, und der Verfasser selbst birgt seine Zwei-

sel darüber auf den folgenden Seiten nicht, wenn auch jene Zahlen auf die Erbauung Roms bezogen, viel zu früh seyn würden.) Unter dieser Schüssel lag eine fünf Zoll hohe Gestalt von Alabaster, welche mit einem braunen Lack überzogen zu seyn scheint. Diese hat ein volles rundes Gesichtchen, mit lieblichen Augen, kleinem geschlossenen Munde, eine längliche Bildung, den rechten Fuß stark vor; an dem linken Fuß scheint eine Art Kugel mit einem Kreuze zu stehen; in dem rechten Arme hält dieselbe eine Art Früchtengarbe; die linke Hand ist an die Hüfte gesetzt. Uebrigens ist sie mit einem langen Kleide oder Mantel, der vorne hinab geöffnet ist, angethan. Man könnte sie für eine Ceres halten.

S. 76. Eine gläserne Urne hatte die Zeichen Atimus DCXV. S. 77. Die Gestalt einer weiblichen Gottheit; ein volles rundes Gesicht, auf der Stirn eine Luna als Diadem ruhend, die Haare in einen zierlich gerundeten Knoten aufgeschürzt, ein langer schlanker Körperbau, angethan mit einer schön gefalteten Stola oder Tunika, in einer Hand Apollo's Leyer haltend, mit der andern die Töne hervorrufend. Zu ihren Füßen liegt das Ungethüm eines Thieres, auf dessen Rumpf der Kopf eines alten Mannes mit langem Barte, hoher Stirn und langem Gesichte steht; man dürfte ihn für einen Centaur halten. Die Figur ist Alabaster. S. 78. Ein mit schönen und vollkommen regelmäßigen Zügen versehener voller freundlicher Kopf eines jungen Mannes, Bruststück von drey Zoll Höhe, mit einem Mäntelchen umhüllt, den vorn eine Schließe hält, auf dem Kopfe eine Art Turban oder Spitzkappe, der Unterleib ist mit einem Gürtel über die Tunika umgürtet.

S. 82. Eine schöne Lampe von rothbraunem Thone, auf der Rückseite steht deutlich: fortis. S. 83. Ein kleines, in die Runde gebogenes, fast einen halben Bogen beschreibendes Messerchen von Eisen. S. 84. Eine Thiergestalt von bräunlichtem Thone, ein Mittelding zwischen Hund und Wolf. Spitze Schnautze, steife, in die Höhe gerichtete gespitzte Ohren, einen scharfen und wilden Blick. Opferthiere: ein Vogel von grauem Thone, Bruchstücke einer Taube, eines Huhns u. s. w. S. 85. Eine gar kleine, sehr nette, geschlossene, an der obern Fläche mit einer kleinen Oeffnung, und mit einem Schnabel versehene Lampe von grauem Thone, auf deren Rücken das Wort communis. (Hier zeigt sich deutlich die beywörtliche Bedeutung dieser Inschriftsworte, und daß es nicht ein Name ist.)

S. 86. Mehrere sehr artige Gestalten von Hunden, Hähnen und Hühnern, Pferden, Vögelchen, Bruchstücke von Tauben u. s. w. von graulicht, lichtgelblicht und weißlichtem Thone. Erstere sind Mitteldinge zwischen Hund und Wolf, vielleicht der

äpyptische Anubis; sie sitzen auf dem Gestelle und strecken die vordern Füße stark aus. Den Hals dieser Thiere scheint ein Halsband mit einem Glöckchen zu umgeben. Die Kämme und Federn der Hähne und Vögel sind trefflich ausgedrückt. S. 87. Die Gestalt eines Hausgötzen vom weißlichtem Thone, aber in zerstörtem Zustande. Das Kopfstück mangelt; um die Lenden, Hüften und Schenkel windet sich eine schön ausgezackte Schürze. — Eine kleine niedliche Lampe, worauf das Wort: Fortis.

S. 88. Die Bilder zweyer Gottheiten, der Pomona und Ceres, von dunkelbraunem Thone. Pomona, funfzehn Zoll hoch, hat ein volles, liebliches, länglichrundes regelmäßiges Antlitz, freundliches Auge, schöne Nase, einladenden Mund, mit etwas hervorragendem runden Kinne, zwischen welchem und dem Munde sich ein Grübchen bildet. Sie ist mit einem flatternden am Kopfe befestigten Schleyer umgeben; über der Stirn erscheint ein Strauß von Früchten und Blumen. Der ganze Körperbau ist im schönsten Ebenmaße, in einer angenehmen Stellung, schlank wie eine Rebe und stellt sich, bis auf eine kleine Schürze um die Lenden und Hüften, im völligen Zustande der Natur dar. Von der Schulter, zwischen dem vollen reizenden Busen hinab, dann querhin an die Hüfte, läuft eine Kette, woran man jedes Gliedchen erkennt. In einer Hand hält sie ein niedliches Körbchen, worin Früchte und Blumen liegen, in der andern Hand eine Traube. Auch die Höhlung am Rücken hinab zwischen den Schulterblättern ist schön gebildet. Ceres ist mit noch liebevolleren Zügen im Antlitz, mit noch mehr Anmuth, eben so zart und fein ausgearbeitet. Ein fliegender Schleyer umflattert ihren Rücken, über der Stirn erscheint eine Perlenschnur in den lockigen Haaren, welche in mehrere schöne Bünde geschlungen sind. In einer Hand hält sie eine Getreidegarbe. Beyde Bildsäulen sind an einen Baumast oder Pfahl gelagert. — (Hier finden wir wieder einen Beweis von der kunstreichen Art, mit der die Künstler des Alterthums den Thon zu behandeln wußten. Wir sprachen schon in diesen Jahrbüchern bey Gelegenheit der Werke von Grivaud und d'Agincourt darüber. Zu beyden würde ein Kupferwerk über diese Alterthümer Juvavia's einen herrlichen Beytrag und ein für Deutschlands Alterthumskunde überaus wichtiges Werk liefern.)

S. 91. Zwey große Hähne mit herrlichen charakteristischen Zügen; drey Messer von Eisen, deren eines förmlich einen halben Bogen beschreibt. — Die kleine Büste einer römischen Frau von Thon, deren Kopfhaar am Scheitel getheilt, und in zwey, links und rechts bis an die Ohren sich hinabdehnende aufgekrauste Haarschmückungen sich bildet, dann aber endlich am hintern Theile

des Kopfes in einen schönen Knoten geschürzt zu seyn scheint. S. 92. Eine prächtige Fibula von der außerordentlichen Größe von beyläufig neun Zoll, mit einer schönen Ausschmückung in einer Art Vergitterung, worin lauter kleine Löcher angebracht sind, wodurch die Schließe selbst an das Kleid befestiget worden seyn dürfte.

S. 93. Ewig Schade ist es um eine beyläufig sechs Zoll hohe weibliche Gestalt, von schönem weißlichten Thone, welche in zerstörtem Zustande hervorgegraben, aber bis auf das Antlitz größtentheils noch ergänzt worden ist. Noch drückt sich an dieser Gestalt das in lauter Locken schön und hoch geschlungene Haar, und dessen Bund am Hintertheile des Kopfes, eine breite Stirn, starke Wölbungen der Augenbraunen und etwas von der Nase aus; das Uebrige des Kopfes mangelt, der Hals scheint mit einem in Falten gelegten Tuche bedeckt zu seyn. Man bemerkt, daß der Kopf sich etwas vorneige, um die beyden Kinderchen gefällig anblicken zu können, welche an ihren Brüsten saugen, und sich mit ihren Händchen anklammern zu wollen scheinen. Die Frau sitzt auf einem breiten, im Innern in eine schöne Höhlung oder Wölbung ausgerundeten Schlaf- oder Lehnsessel, welcher mit langen Streifen auf Kannefaßart ausgeziert ist.

S. 95. Ein Anubis oder wolfartiger Hund, ein gut gebildeter Hahn, ein Vogel, an dem die Federn sehr gut ausgedrückt, endlich ein Bruchstück einer Lampe, auf deren Oberfläche ein Hahn ausgedrückt ist; alles von gelblichem Thon. S. 96. Eine Gestalt von weißlichtgrauem Thone von acht Zoll, mit einer langen Toga von gutem Faltenwurf angethan. Ueber die Toga ist noch eine kürzere Kleidung gezogen; in einer Hand eine Kugel, in der andern ein Schwert oder eine Friedenspalme. Die Gesichtszüge erscheinen platt, breit und aufgebläht, die Stirn niedrig.

S. 98. Das Brustbild einer Frau von weißlicht grauem Thone und etwa 4 Zoll Höhe. Das Gesicht breit, die Züge gut gebildet, die Kopfhaare hoch gekämmt. S. 99. Eine andere Frauenzimmergestalt in Höhe von 9 Zoll und nackt; die Gesichtszüge länglich, der Körper im Ebenmaße, der Wuchs lang; der eine Arm scheint eingebogen und gegen die gelockten Haare hinaufgezogen. — Eine weibliche Gestalt von 6 Zoll Höhe, von Alabaster, mit guter Gesichtsbildung. In einer Hand hält sie ein Vögelchen, am Fuße sitzt eine Eule. Sie ist mit einem faltigen Mantel umgeben, aus welchem sie einen entblößten Fuß vorstreckt. Es fing an auffallend und bemerkenswerth zu werden, daß die meisten der beschriebenen Büsten gegen Sonnenaufgang hervorgingen.

S. 100. Ein dem Anscheine nach weibliches sehr kleines Kopf-

stück von weißer Thonerde. Es ist ziemlich gut ausgebildet; die Haare erscheinen am Scheitel in zwey links und rechts niedergehende Theile gescheitelt. S. 102. Eine Art Lampe von weißgrauem Thone, welche, dem Anscheine nach, einem Steinbocke gleicht. Auf der Vorderseite des Kopfes zeigen sich zwey aufrecht stehende Hörner, hinter welchen die Ohren in der nämlichen Richtung und Höhe sichtbar werden. Zwischen den Hörnern und Ohren hebt sich eine Art Mundstück, wie das einer Trompete empor; vermuthlich hat die, mit der innern Höhlung dieser Figur zusammenhangende Oeffnung in diesem Trompetenmundstück oder Auffatze zur Einlage des Dochtes und zum Einfluß des Oels gedient. Ueber den Rücken hinab ist eine Handhabe angebracht. Die Figur liegt übrigens auf eingebogenen Läufen und hat eine Höhe von 4 Zoll. — S. 103. Eine Lampe von graulicher Thonerde und schöner Bildung. Auf der Oberfläche ist eine Schlange in erhabener Arbeit ausgedrückt. — Ein Vogel von weißlichtgrauer Thonerde in einer Höhe von 5 Zoll, und ein wolfartiger Hund von gleichem Thone 4 Zoll hoch.

S. 105. Es wurde eine schöne Fibula von ziemlicher Größe hervorgegraben, welche mit einer Art grünen Lacks überzogen zu seyn scheint. An dem obern Theile derselben ist ein Ringelchen befestigt. (Bey der Erwähnung dieses Lacks scheint es uns nicht unzweckmäßig, unsere Ansicht darzulegen. Es ist bekannt, daß viele Alterthumsforscher das Daseyn eines solchen Lackes läugnen und alles einem gleichförmigen Ueberziehen der kupfernen Geräthe mit schönem edlen Roste beymessen. Belehrt durch die mannigfachen schönen Metallgebilde, die sich auf der von uns errichteten Alterthümersammlung der Breßlauer Hochschule finden, sind wir überzeugt, daß mit einem dreyfarbigen Lacke einzelne Werkzeuge, besonders die schönen Haarnadeln, Brustbedeckungen, Spangen und Streitärte überzogen worden sind, nämlich mit: einem bräunlichen, einem grünen und einem braunen. Dieser Lack [blau und grün spielen oft in einander über] erhielt auch das Metall vor der Zerstörung, und wo er nicht angewendet ward, da zeigte sich ein unregelmäßiges, wenn auch gleich grüngefärbtes Ansetzen des sogenannten edlen Rostes, der auch bisweilen neben jenem Lack erscheint, und die Zerstörung größer machte. Einige solcher Werkzeuge, wenigstens tausend Jahr alt, zeigen eine Arbeit, eine Reinheit der Gestalt und eine Unverletztheit, als wenn sie erst vor wenigen Tagen aus der Hand des Künstlers entlassen wären.)

Die Nachricht S. 107 von einer Schale von terra sigillata, 4 Zoll Durchmesser und 3 Zoll Höhe, mit umgestülptem Rande und schönen einfachen Verzierungen, gemahnt an die Gefäße, die in Schlesien, wenn auch höchst selten, gefunden worden sind.

Möchte doch eine Vergleichung mit dem Schälchen angestellt werden, welches Heft I. der heidnischen Alterthümer Schlesiens, Tafel I. unter zwey abgebildet ist. — S. 102. Das Bodenstück einer hochrothen Schale zeigte die Buchstaben SACRO I. M. S., eine andere: VAVI. Wie willkommen wäre eine genügende Deutung! (In Schlesien fand bekanntlich nur erst Hermann bey Massel eine Urne mit römischer Inschrift; leider ist, ungeachtet bedeutender Entdeckungen in neuester Zeit, noch keine Schrift aufgefunden worden. Doch ist die Hoffnung auch dazu noch nicht aufgegeben.)

S. 110. Ein kleines Bruchstück von rothem Thone, worauf mit ziemlicher Bestimmtheit zu lesen: MENIVSFR. Ein anderes zeigt: SIIXTIM. S. 112. Eine männliche Gestalt von Alabaster, 5 Zoll hoch, mit einer Toga angethan, welche mit einem Gürtel am Unterleibe umwunden ist Der Kopf ist mit einer Mütze bedeckt, die Züge des Gesichts sind nicht erfreulich, man sieht nur breite, platte und blöde Züge ohne Kraft. Zu den Füssen dieser Gestalt liegt eine andere; auf dem Körper eines Löwen erblickt man ein weibliches Kopfstück mit starken Brüsten und mit einem Helme bedeckt, vollkommen einer Sphinx gleichend. S. 113. Zwey Bruchstücke von Böden von Schalen hochrothen Thones; auf einer: Paternus, auf der andern: Ronin.

S. 116. Ein großer Hahn von weißlichtgrauem Thone in einer Höhe von 5 Zoll, Kamm und Federn sind gut gearbeitet. (Häufig kommen diese Thiere in den Urnen vor, oder neben denselben; erinnern wir uns, daß auch Grivaud de la Vincelle [Bd. VI. dieser Jahrb.] von Hähnen spricht, die in Gallien gefunden worden sind.) S. 117. Die Gestalt einer Frau von weißem Thone; sie liegt auf einem Ruhebette, die eine Seite des Körpers an eine Rolle gelehnt, die Füße übereinander geschlagen. In der Gegend der Füße liegt ein wolfartiges Hündchen, mit welchem die Frau zu tändeln scheint, mit einem Glöckchen um den Hals Die Gestalt ist nackt und mißt 6 Zoll. Stirn, Nase, Lippen erscheinen breit, glatt und ausgedehnt, ohne Feuer im Auge und ohne Geist. Die Stirn zieren in schöne Locken geschlungene Haare, in welche auf beyden Seiten herabhangende Bänder eingeflochten scheinen. Ueber dem Kopfe, am Rücken hinab, erblickt man eine Art Schleyer. S. 118. Eine Lampe von weißgrauem Thone, worauf ein Tempel oder Thurm. Zwey Bruchstücke zweyer Schalen von terra sigillata, auf deren jedem die Buchstaben IICAIIVII. Ein anderes hat die Schrift VIVAS.

S. 120. Ein weibliches Kopfstück von gebrannter grauer Thonerde; hatte als Lampe gedient, 4 Zoll hoch. Breite, von Gesundheit und Wohlleben strotzende Züge, ein großes Auge, nie-

dere Stirn, an welcher ein Haarschmuck und hinter diesem eine trichterartige Oeffnung. Die Lippen in der Mitte etwas gespalten, die Nase breit, der Hals lang, sehr breite Ohrläppchen. An der Rückseite ein Griff. (Wir erinnern uns, in Abbildungen alterthümlicher Lampen schon gleiche Stücke gesehen zu haben.) S. 121. Eine Taube von dem nämlichen Thon, 3 Zoll hoch, gut gebildet, mit einem Griff und einer trichterartigen Oeffnung zur Einfüllung des Oeles auf dem Rücken. Sie liegt auf eingebogenen Füßen.

S. 124. Eine Opferschale von rothem Thone, hoch 6 Zoll, im Durchschnitt 8 Zoll. Die außen angebrachten Verzierungen in erhabener Arbeit sind theils Hirsche und Hasen, theils eine geschichtliche dunkle Vorstellung. Eine weibliche nackte Gestalt, vom Schmerzgefühl durchdrungen, hält beyde Hände vors Gesicht, sie scheint von einer großen Schlange, die sich sogar durch den Körper durchgefressen zu haben scheint, umwunden. Die andere dabey befindliche Gestalt ist an Zügen und Kleidung nicht mehr deutlich, ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechts; auch diese scheint eine Schlange zu umwinden. S. 125. Eine männliche Gestalt von Alabaster, 4 Zoll hoch, mit einer Toga praetexta angethan, am Unterleibe mit einem Gürtel, mit der Krone eines Feldherrn oder Imperators, zu Füßen scheint ein Lamm oder Widder zu liegen.

S. 126. Eine 1 Schuh hohe Urne von dunkelbraunem Thone. Außen: schön belaubte Bäume, um welche Frauen und Männer, sich die Hände bietend, tanzen. Die Gesichtszüge sind schon sehr verloschen. Die Männer erscheinen mit langem Spitzbart und mit Federn auf einer Art Baret, dem Anscheine nach in einer Art spanischer Tracht, in Wämmsen mit Spangen und kurzen Beinkleidern; die Frauen in langen Kleidern, mit einer Art Brustlatz, mit einer an beyden Seiten der Stirn bis an die Ohren hinablaufenden dicken Haaraufpauschung oder Kopfbedeckung; am Boden sind Hasen angebracht. Eine andere lange Mannsgestalt, auf einem Felsen stehend, und sich an einem Baume haltend, sieht man in halb erhabener Arbeit darunter. (Diese überaus merkwürdige Urne verdient nun vor allen andern eine Bekanntmachung, durch Steindruck oder Stich, indem sie nach allem, keineswegs den Römern, sondern vielmehr den deutschen Stämmen angehört, und in mancher Hinsicht höchst wunderlich, ja zweydeutig erscheint.)

S. 130. Eine Opferschale von dunkelrothem feinsten Thone, in Gestalt einer Rauchpfanne. Der Rand ist stark umgestülpt und mit Laub geschmückt, am Boden mit einem Kranze. Der obere Theil des Aeußeren dieser Opferschale enthält Zeichen des

Thierkreises: Steinböcke, Stiere, Fische, Krebse, dann zwey Kugeln, jede mit zwey Flügeln; der untere Theil aber sechs Sterne, worunter man einen Kometen erblickt und zwey Schlangen. S. 132. Eine Mannsgestalt von grauer Thonerde, 4 Zoll hoch. Ein Mann mit einer am Halse ausgeschnittenen Tunika, um welche unter der Brust eine Binde läuft, und über welche ein Mantel tief nieder zu hangen scheint. In der aufgehobenen Hand hält er eine Keule die auf der Achsel aufliegt. Die andere Hand erscheint an den Leib angestemmt. Die Züge des Gesichts sind voll und vollkommen ausgedrückt, die Haare des Hauptes sind gekrauset. (Man vergleiche diese Beschreibung mit dem Bilde, das bey Trier gefunden und in der Vorzeit Bd. III. St. III. abgebildet ist.)

S. 133 Ein Knäbchen mit vollem Gesicht, welches beyde Hände über einander gelegt an den Mund hält und den Ausdruck von Wehmuth im Gesicht hat; nackt, die Haare sind lockig; 3 Zoll, von grauer Thonerde. S. 140. Das Brustbild eines Imperators oder Feldherrn, hoch 1 Schuh 7 Zoll, die Breite über die Schultern ist 15 Zoll. Ein langes, hageres, ehrwürdiges und ernstes Gesicht mit stark hervorragenden Backenbeinen, mit einer länglichten, mit einem kleinen Höcker begabten, an ihren Oeffnungen breiten Nase, über welcher eine Furche des finstern Ernstes sich bildet, mit tiefen Augenhöhlen, mit weit geöffneten Augen, über welchen aufgedunsene Wölbungen sich ausdehnen, mit stark aufgeworfenen und breiten Lippen, mit einem langen Kinne, mit spitz zulaufendem kurzen Barte, mit einer niedern Stirn, welche mit der Corona triumphalis umwunden ist, unter welcher die kurz geschnittenen Haare über die Stirn herabhangen. Ein faltiger Mantel, der am Halse geöffnet, umgibt die in zerbrechlichem Zustande befindliche Büste.

S. 142. Die anscheinliche Gestalt einer Vestalin, von weißem Marmor, 3 Schuh hoch. Der Leib ist mit einer in zierliche Falten gelegten und mit einer Art Gürtel umwundenen langen Tunika angethan, über welche ein Schleyer oder eine Art langen Kopftuches, welches etwas hinaufgezogen zu seyn scheint, tief herabhängt. Der Faltenwurf ist unvergleichlich. Vor ihr steht ein Opfertischchen von weißem Marmor in einer Höhe von 2 Schuh. Hierauf eine Opferschale, woraus Flammen emporlodern.

S. 143. Der Kopf eines Jünglings, vielmehr Cherubim's (wie beweist dieß der Verfasser? Die Angabe wäre unstreitig sehr wichtig!), von weißem Marmor mit regelmäßigen vollen Gesichtszügen und lockigem Haare, 10 Zoll hoch. S. 144. Eine 6 Zoll hohe Gestalt eines Knäbchens von grauer Thonerde. Ein äußerst lieblicher Ausdruck liegt in der Bildung. Ein läng-

liches Gesicht mit vollen Backen, mit gekräuselten, über die Stirn herabhangenden Locken, mit kleinem reizenden Munde, schön gebildeter länglicher Nase und lieblichen Augen, mit einem schönen Ebenmaße in allen Zügen, mit einem trefflichen Körperbaue, umhangen mit einem Tuche oder Schleyer, welcher sich zwischen den Schenkeln durchwindet, mit einem flatternden Vögelchen auf der Hand; nackt sonst. S. 145. Zwey Hähne von weißlichtem Thone. Die Federn und Kämme sind mit Natur ausgearbeitet.

S. 146. Auf einer viereckigen Urne von kaffeebraunem Thone, 5 Zoll hoch und 4 Zoll im Durchmesser, zeigten sich folgende Bilder in erhabener Arbeit: einer Seits ein Imperator mit Diadem und Zepter; mit einem langen, weit ausgebreiteten faltigen Mantel mit einer Schleppe, mit einem Brustharnische, mit einer Schürze, welche bis zum Ende der Schenkel reicht. Die Knie sind bloß und die Füße mit einer Art Kothurnen bedeckt. Zu den Füssen erblickt man die anscheinliche Figur einer Sirene, welche nach etwas zu langen scheint, welches ihr durch die Hand des Feldherrn hinab gereicht wird. Auch ein Stück eines Fisches sieht man zu den Füßen desselben liegen. Vielleicht eine Anspielung auf einen zur See erfochtenen Sieg? Das Hinabgereichte ist undeutlich. Zweyte Seite: ein geharnischter Mann mit ausgebreitetem Mantel, großem Schwerte, einem Brustharnische, einer Schürze und einem Helme, mit länglichtem ernsten Gesichte und starkem Barte, mit einer über die Waden hinabragenden Fußbedeckung. Dritte Seite: eine weibliche Gestalt mit einem weiten faltigen Mantel umhangen, in einer Hand einen Speer, in der andern eine Luna haltend, mit einem Harnische, welcher bis an die Brüste reicht, mit einer Schürze bis unter die Schenkel bekleidet. Zu den Füssen sitzt ein Hund oder eine Eule. Vierte Seite: Die Gestalt eines langen Mannes mit starkem Barte, mit einem Harnische und einer Schürze bekleidet, mit einem langen fliegenden Mantel umgeben, und mit einer Art Schäferstab. Hinter dieser Gestalt blickt ein kleines Knäbchen mit freundlichem Gesichtchen hervor.

S. 148. Ein Kopfstück eines Jünglings mit lockigem Haare von weißem Marmor, in einem edlen Style ausgebildet. Es kam schon früher ein eben solches Kopfstück vor. — Ein Bruchstück des Bodens einer Schale, worauf der Name Placidus S. 151. Mehrere aus grauem und gelblichten Thone gebildete, oftmal zu zwey und drey aneinander gereihte Membra. Alterthumskenner wollten behaupten, daß so viele Männer eine Frau hatte, eben so viel Stücke dieser Art dem Priapus zu Ehren geopfert und den Begräbnissen beygelegt worden wären. Diese Gegenstände waren schon oftmals Ausbeute der Hervorgrabungen, aber immer unbedeutend behandelt, bis man über den Zweck ihres Daseyns

Belehrung erhielt. (Und hier müssen wir die deutschen Urnengräber anderer Gegenden auf die höchste Genauigkeit aufmerksam machen, die zu beobachten ist. Auch in deutschen und slavischen Urnen fehlen solche priapäische Stücke nicht. Der ausgezeichneten Genauigkeit und Sorgfalt des Herrn Prediger Jakobi zu Neumarkt in Schlesien glückte es, ein Paar solcher überaus kleiner Gebilde in einer Urne zu entdecken. Nicht größer wie hier stehend,



eben so gebildet, von gelblichtem Thone, wurden zwey solche Stückchen von ihm in einer großen Knochenurne bey Schlaupe gefunden; die Rundung bedeutet ein Loch, wodurch ein Faden gezogen werden konnte. Die rohe Gestalt soll doch gewiß einen Phallus bedeuten.)

* * *

Vielleicht sind alle diese Aufgrabungen (bis zum 26. April 1817 gehend) nur Vorläufer einer weit reichern Ernte; denn ausgebreitet sind die Umgebungen Birglsteins. — Möchte uns der Herr Verfasser doch bald mit den Nachrichten erfreuen, die von 1817 bis 1820 gehen.

* * *

Wir haben uns bey diesem kleinen Büchlein länger aufgehalten als es vielleicht manchem recht erscheinen mag, aber nur aus der Ueberzeugung, daß dieß die wichtigsten Fünde sind, die vielleicht jemals in Deutschland gemacht wurden, und weil wir es für ernstliche Pflicht hielten, das gemeinsame deutsche Vaterland und das nähere, in dessen Mittelpunkt diese Anzeige erscheint, dringend darauf aufmerksam zu machen, welch einen überaus wichtigen Schatz die Erde hier verbarg und spendete, damit reichliche Unterstützung vollende, was Eifer begann. Nur die Metall-, Stein- und Thonbilder haben wir hier ausgezogen, da sie am seltensten erscheinen, nichts aber gesagt von den Münzen und dem mannigfachen Schmuck, wenig berührt von den Urnen und Gläsern; das möge der Freund des Alterthums selbst in dem Büchlein aufsuchen. Nur dieser eine Punkt Oesterreichs enthält so viel Schätze in dem Schooße der Erde, wie viel noch die andern des gesegneten Landes! Möge jeder Ort seine gebührende Untersuchung finden, das hoffen, das erbitten wir von dem Geiste, der die Höchsten des Landes beseelt. Büsching.

6

Art. III. Giornale di Fisica, Chimica, Storia naturale, medicina ed arti; de' Professori *Brugnatelli*, *Brunacci* e *Configliachi*, membri del R. C. istituto. Compilato dal Dottore Gaspare *Brugnatelli*. Decade II. Tomo I. Pavia 1818. 502 S. in 4to.

Der Zweck dieser Anzeige ist nicht sowohl der, auf die genauere Beurtheilung des in vieler Hinsicht trefflichen Journals der um Wissenschaft so sehr verdienten Herren Configliachi und Brugnatelli einzugehen, sondern dasselbe der Kenntniß des deutschen Publikums näher zu bringen. Wir wählen dazu jetzt den vollständigen ersten Band, den eine reiche Auswahl der mannigfaltigsten Untersuchungen ziert, die einen neuen Beweis geben, wie verbreitet auch in diesem Fache die literarische Thätigkeit Italiens sey, und wie manches wir in der Folgezeit von dem Scharfsinne seiner Naturforscher zu erwarten haben. Wir wählten in unserem Berichte aus dem Reichthume des dargebotenen Materials dasjenige zur genaueren Darstellung aus, was uns als das Bezeichnendste für den Werth des Journals und als das Wissenswürdigste für die Kenntniß erschien. Jedes Heft dieses Journals zerfällt übrigens in zwey Abtheilungen, deren eine mehr oder weniger ausführliche Abhandlungen, die andere Relationen über einzelne Beobachtungen und Entdeckungen enthält.

Osservazioni sopra varj cangiamenti che avvengono nell' ossiurico (ac. urico) trattato coll' ossisetonso (acid. nitroso) del Dott. Gaspare *Brugnatelli*. P. 38 — 47 e 117 — 129.

Die sorgfältige Untersuchung der verschiedenen Produkte, welche gebildet werden, wenn Salpetersäure auf Harnsäure (Blasensteinsäure) einwirkt, führte den Herrn Brugnatelli auf die Erkenntniß einer neuen Säure, welche das Resultat dieser Einwirkung ist. Die erste Hälfte seiner Abhandlung enthält sehr schätzbare Beobachtungen über das Verhalten der Verbindung der Harnsäure mit der Salpetersäure, welche indeß keines Auszugs fähig sind; die zweyte Hälfte beschäftigt sich mit der Untersuchung der neuen Säure und einiger Verbindungen derselben mit den Basen, davon wir Einiges ausheben wollen. Schon Bergmann hatte beobachtet, daß, wenn Salpetersäure auf Harnsäure gegossen wurde, sich, nachdem die erste heftige Einwirkung nachgelassen hatte, aus der Flüssigkeit ein Niederschlag absonderte. Dieser Niederschlag ist die neue Säure, welcher Herr Brugnatelli wegen ihrer Eigenschaft, die Haut und andere thierische, ja auch vegetabilische Substanzen roth zu färben, den Namen ossieritrico, von ερυϑραινω (ich röthe) beylegt, und die wir im Deutschen Erythrinsäure oder röthende Säure (acidum erythranti-

cum) nennen möchten. Um diese Säure im reinen Zustande zu erhalten, soll man nach Herrn Brugnatelli auf folgende Weise verfahren. Man übergießt Harnsäure mit Salpetersäure. (Das relative Verhältniß der beyden Säuren wird so wenig als der Grund der Konzentration der Salpetersäure, welche angewendet werden soll, angegeben; obschon es nothwendig seyn möchte, dieses zu wissen, um bey Wiederholung seiner Versuche das gleiche Resultat zu erhalten.) Man läßt die Mischung so lange ruhig stehen, bis die häufig darin schwebenden gelben Flocken sich zu Boden gesetzt haben; hierauf gießt man die darüber stehende klare Flüssigkeit ab, bringt den Niederschlag auf ein Filter, und läßt ihn so gut wie möglich trocken werden. Der trockene Niederschlag wird nun in Wasser aufgelöst, und die Auflösung durch freywilliges Verdunsten an der Luft zum Krystallisiren gebracht. Die erhaltenen Krystalle sind die reine Erythrinsäure, sie haben die Form von Rhomboedern, sind farblos und durchsichtig, verlieren in warmer trockener Luft ihr Krystallwasser (verwittern) und werden undurchsichtig; dem Sonnenlichte ausgesetzt werden sie roth (wahrscheinlich, wie der Herr Verfasser meint, durch Desoxydation, für welche Meinung auch anderweitige damit angestellte Versuche sprechen); ihr Geschmack ist anfangs stechend, hierauf süßlich.

Die Erythrinsäure ist im Wasser und Alkohol auflöslich, die wässerige Auflösung schmeckt süßlich und röthet die blauen Pflanzentinkturen u. s. w. Im Kreise der Voltaischen Säule wird sie — an den negativen Pol gebracht — theils zersetzt, theils unzerlegt vom negativen Pole zum positiven übergeführt. Von den Verbindungen, welche die Erythrinsäure mit den Salzbasen eingehet, sind von dem Herrn Brugnatelli jene untersucht worden, so sie mit dem Kalk, Baryt, Kali, Natron, Ammoniak, Eisenoxyd, Bleyoxyd, Merkuroxyd und Silberoxyd bildet. Unauflöslich im Wasser sind der (basische?) erythrinsaure Kalk und Baryt, dann das erythrinsaure Merkur-, Bley- und Silberoxyd. Die übrigen sind auflöslich, und die metallischen meist farbig. Das dreyfache Salz aus Erythrinsäure, Eisenoxyd und Kali ist von schöner dunkelbrauner Farbe. Die Auflösungen dieser Salze im Wasser erleiden aber sehr bald eine Entmischung. Namentlich wird die Auflösung des neutralen erythrinsauren Kali durch längeres Stehen, wie auch durch Einwirkung des Sonnenlichtes und durch Erhitzung, sehr bald in der Art verändert, daß sie sauer reagirt. Herr Brugnatelli schließt daraus, daß die Erythrinsäure in eine andere Säure verändert werde, deren Sättigungskapacität größer als die der Erythrinsäure seyn müsse. Die

Versuche, diesen Gegenstand mehr aufzuklären, haben indeß kein völlig befriedigendes Resultat gewährt. Ohne Zweifel hätten stöchiometrische Untersuchungen, die man ungern vermißt, hier eins und das andere besser beleuchtet, und den Herrn Verfasser zu abgeänderten Versuchen veranlaßt. Recensent ist überzeugt, daß nur auf stöchiometrischem Wege, deßhalb, weil man da im Stande ist, über jede einzelne Veränderung des ursprünglichen Mischungsverhältnisses Rechenschaft zu geben, die Kenntniß der unmittelbaren organischen Stoffe gefördert werden kann. Allerdings setzen solche Untersuchungen zuförderst die Kenntniß des qualitativen Verhaltens voraus; überdieß gehören sie auch zu den schwierigsten, und erfordern neben einem großen Aufwand von Zeit und Geduld auch noch mannigfache kostbare Apparate. Da man es von dem Eifer und der Geschicklichkeit des Herrn Brugnatelli erwarten kann, daß er diesen Gegenstand noch weiter verfolgen und ausbilden werde; so können wir den Wunsch nicht verhehlen, daß es ihm gefallen möge, bey der weitern Bearbeitung dieses interessanten Gegenstandes auf die von Proust in dem kritischen Harne bey Fieberparoxysmen entdeckte rosige Säure (acide rosacique) Rücksicht zu nehmen, und auch diese einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, deren sie wohl noch sehr bedürftig ist. Vielleicht daß bey einer genauen Erforschung des quantitativen Verhältnisses zwischen Oxygen, Hydrogen, Azot und Kohlenstoff, woraus alle diese drey Säuren, nämlich: Harnsäure, rosige Säure und Erythrinsäure, zu bestehen scheinen, sich auch eine befriedigende Erklärung der Art und Weise, wie die eine aus der andern entstehe, gewinnen ließe, wo denn auch die chemische Physiologie und Pathologie nicht leer ausgehen möchten.

Dimande sulla teorica fisica del calore raggiante. Del Sig. *Fourier*. Pag. 5 — 18 et 89 — 103.

Nicht neue Ansichten oder Versuche enthält dieser Aufsatz, sondern wie der Verfasser selbst am Eingange und am Schlusse erklärt, blos eine wiederholte Prüfung einiger Punkte, die in der physischen Theorie von der strahlenden Wärme noch Zweifeln ausgesetzet sind; und eine kurze Zusammenstellung des größtentheils schon von andern, z. B. von Pictet, Prevost, Leslie, Rumford, Wells Gesagten, um zu zeigen, daß diese Theorie zur Erklärung der bisher bemerkten Erscheinungen hinreiche.

Wenn man in einer gewissen Entfernung von einer erhitzten ebenen Fläche einen metallenen Hohlspiegel aufstellt, und in den

Brennpunkt desselben ein Thermometer setzt, so steigt es schneller, als wenn der Hohlspiegel nicht da wäre. Und wenn man den Neigungswinkel der erhitzten Ebene zur Achse des Spiegels verschiedentlich ändert; so entdeckt man, daß die Intension der ausgeströmten Wärme proportionirt sey dem Sinus des Winkels, den jeder Wärmestrahl mit dem Elemente der Fläche, aus der er hervorgehet, bildet. Ueber die physische Ursache dieser Gesetze gibt der Verfasser einige Vermuthungen an.

Stellt man sich nämlich vor, was schon die Analogie mit dem Lichte so wahrscheinlich macht, daß es nur eine sehr dünne Schicht an der Oberfläche eines Körpers sey, deren Theilchen ihre Wärmestrahlen in den äußern Raum unmittelbar aussenden können; so ist leicht zu begreifen, daß bey jedem Theilchen, das nicht ganz oben aufliegt, um so mehr Strahlen, die es nach einer gewissen Richtung ausschickt, von den umliegenden Theilchen aufgefangen werden, je kleiner der Winkel ist, den diese Richtung mit der Oberfläche des Körpers in dieser Stelle macht.

Wenn ein zur Nachtzeit dem heitern Himmel ausgesetztes Thermometer zu einer bleibenden Temperatur herabgesunken ist: so muß die Menge der Wärme, die es nach allen Richtungen ausströmt, zusammengenommen eben so viel betragen, als die Menge der Wärme, die es von dem umgebenden Körper, der Luft u. s. w. von allen Seiten her empfängt. Nun ist begreiflich, daß die Luftschicht, die in fast senkrechter Richtung über uns steht, zur Nachtzeit, ihrer geringeren Dichtigkeit wegen, auch stärker auskühlt, und folglich dem Thermometer weniger Wärme zuführen kann, als es von unten her (von der Erde) oder von jener Luft erhält, die es zur Seite umgibt. Wenn also eine Wolke oder ein anderer Körper, der eine Temperatur beyläufig wie die ihn nächstumgebende Luft hat, also nicht so kalt ist, als die Luft der höhern Regionen, dem Thermometer den Anblick des heitern Himmels entzieht: so sinkt dasselbe nicht so tief, als wenn es der freyen Luft ganz ausgesetzt gewesen wäre; denn während es noch immer so viel Wärme, als vorhin ausströmt, strahlt ihm so viel Wärme als vorhin zu; indem der Körper, der hinzugekommen ist, mehr Wärme gegen dasselbe zu ausströmt, als es der kalte obere Himmel gethan haben würde. Bringt man dagegen bey heiterem Himmel einen Hohlspiegel unter dem Thermometer an, so sinkt es tiefer als sonst, denn während der Spiegel die wärmeren Strahlen der Erde durch seine Dazwischenkunft vom Thermometer abhält, leitet er die viel kältern des Himmels auf dasselbe.

Wenn zwey metallene Gefäße, das eine polirt, das andere mit schwarzem Firniß überzogen, beyde mit einer gleich heißen Flüssigkeit, z. B. siedendem Wasser, gefüllt werden, so braucht das erstere beynahe doppelt so viel Zeit als das zweyte, und letzteres sendet auch viel mehr strahlende Wärme aus. Denn, wenn man den Wänden beyder Gefäße Hohlspiegel gegenüber setzt, so steigt das Thermometer im Brennpunkte bey dem schwarz angestrichenen Gefäße im Falle des siedenden Wassers sieben bis achtmal so hoch als bey dem andern. Darum erklärt sich nun, warum zur Nachtzeit unter heiterem Himmel ein Thermometer, dessen Kugel schwarz angestrichen ist, um einige Grade tiefer fällt, als ein anderes, dessen Kugel mit polirtem Metall umlegt ist.

Sull' effusso de' fluidi. Estratti de' sperienze de' Sig. *Hachette*, *Girard* e *Faraday*. (Annales de Chimie et de Physique 1816.) Pag. 18 — 26.

1) Erfahrungen über die Art, wie der Ausfluß aus einem Gefäße durch den Ansatz eines Rohres an die, in der dünnen Wand derselben angebrachte Oeffnung vermehret wird. — Wird das innere des Rohres mit sehr trocknem Wachs überzogen, so fließt das Wasser nicht mit voller Mündung heraus, sondern der Wasserstrahl ist dünner, weil das Wasser von den Wänden der Röhre zurücktritt, bis das Wachs naß geworden ist. Reines Quecksilber fließt aus eisernen Rohren mit sehr zusammengezogenen Strahlen, wie aus Haarröhrchen, mit voller Mündung aber, wenn die Röhren inwendig verzinnt sind. Je höher der Druck der Flüssigkeit ist, desto mehr zieht sich selbe von den Wänden der Röhre zurück, und fließt mit dünnerem Strahle heraus; ist sie aber einmal mit dünnerem Strahle herausgeflossen, wird sie dann auch bey verminderter Druckhöhe mit demselben fortfließen.

2) Erfahrungen über die Art, wie die Erhöhung der Temperatur einer Flüssigkeit ihren Ausfluß vermehret. — Alle Flüssigkeiten fließen viel freyer aus den Haarröhrchen, je höher ihre Temperatur ist, und diese Beobachtung dürfte wohl von den Flüssigkeiten überhaupt, so in den Haarröhrchen wie in allen andern gelten. Nur Quecksilber bewegt sich bey jeder Temperatur mit gleicher Leichtigkeit, welches von der geringern Attraktionskraft desselben zu den Röhren, als der Theile des Quecksilbers unter sich herzuleiten ist.

3) Erfahrungen über die Ausflußzeit verschiedener Gasarten. Von Faraday.

Seine Vorrichtung bestand in einem kupfernen Gefäße von 100 Kubikzoll Kapacität; welches oben eine Kompressionsröhre hatte, die von jedem Gas vier Atmosphären enthielt, an selbes

hatte man ein sehr feines Haarröhrchen von einem Thermometer 20″ lang angebracht, ließ durch dieses das Gas bis zum Druck einer und einer Viertel Atmosphäre herausgehen, wobey die Zeit mittelst eines Sekundenpenduls gemessen wurde. — Die so angestellten Versuche zeigen, daß, je schwerer das Gas, desto langsamer, und je leichter, desto schneller herausfließe; doch muß man gestehen, das diese hier beschriebenen Versuche größere Genauigkeit zu wünschen übrig lassen.

Analisi di una terra rossa, caduta colla pioggia. Del Caval. Luigi *Sementini*. Pag. 28 — 32.

Sopra una pioggia di terra. Del. Sig. *Levagna*. Pag. 32 — 36.

Jede dieser Abhandlungen enthält eine Beobachtung über einen sogenannten Blutregen. Erstere enthält eine Zerlegung der bey diesem Regen herabgefallenen rothen Erde, und schließt aus dem sich bey dieser Analyse ergebenen Verlust ($15\,^1/_2$) auf einen darin enthaltenen größeren Antheil brennbaren Stoffes, und aus dem gefundenen Chromkalk macht er auf die Aehnlichkeit dieser Erde mit den Aerolithen aufmerksam, überläßt aber doch die Entscheidung, ob wohl sie mit diesen gleichen Ursprung haben dürfte, künftiger Untersuchung.

Letzterer rügt erstlich die Ungereimtheit der Erklärungsart solcher Regen durch zerstückelte Insekten, wie Valmor Bomaine that, und glaubt sie am wahrscheinlichsten und natürlichsten durch Wirbelwinde erklären zu können, welche bey einem sehr elektrischen Zustande der Atmosphäre leicht entstehen, und in Gegenden, wo eine solche rothe Erde vorhanden ist, selbe in die Höhe treiben, dort eine Zeit lang erhalten, und sie dann bey günstigem Winde in benachbarte Gegenden treiben, wo sie dem herabfallenden Regen leicht ihre Farbe mittheilet.

Sopra gli Equilibri. Discorso accademico del Cav. Prof. *Brunnacci*. P. 134 — 138.

Künstler, die einen Stock, Degen, oder sonst etwas Aehnliches auf einem Finger, auf der Nase oder Stirn herumtragen wollen, kehren den schwereren Theil der Sache nach aufwärts, da man doch, um einen Gegenstand auf ruhender Basis sichrer zu stellen, gerade das Gegentheil thun muß. Es frägt sich, warum sie jenes vortheilhafter finden? Herr Brunacci erklärt diese Thatsache aus dem bekannten Lehrsatze, daß ein Körper, den man nach einer, nicht durch seinen Schwerpunkt gehenden Richtung stößt, nebst der fortschreitenden Bewegung, auch noch eine drehende um diesen Schwerpunkt erhält, deren Geschwindigkeit um so größer ist, je größer das Perpendikel aus dem Schwerpunkte, auf die

Richtung der stoßenden Kraft ist. Haben wir also den Gegenstand, den wir auf einem Finger tragen wollen, mit seinem schwerern Theile nach oben gekehrt, so ist eben deßhalb unser Finger weiter von dem Schwerpunkte entfernt, als im entgegengesetzten Falle. Und wenn sich der Körper nach irgend einer Seite etwas hinneigt, und zu fallen droht, so werden wir ihn dadurch, daß wir den Finger nach eben dieser Seite hinbewegen, zu einer drehenden Bewegung um seinen Schwerpunkt zwingen, die ihn bald wieder in die nöthige senkrechte Stellung zurückführt. Je entfernter aber unser Finger vom Schwerpunkte ist, in desto kürzerer Zeit, oder mit um so geringerer Kraft können wir dem Körper diese drehende Bewegung geben, um desto leichter wird es uns also, seinen Umsturz zu verhindern. (Recensent würde lieber sagen: Je weiter der Schwerpunkt vom Finger absteht, um desto größer ist der Bogen, den der untere mit dem Finger in unmittelbarer Berührung stehende Theil des Körpers beym Fallen beschreiben muß, um desto eher bemerken wir also sein Bestreben, nach dieser oder jener Seite hinzufallen, an dem Drucke, den sein unterer Theil nach der entgegengesetzten Seite zu auf unsern Finger ausübet, um so schneller können wir also ihm diese Neigung zum Falle durch eine entgegengesetzte Bewegung benehmen. Daher kommt es, daß unter zwey Stöcken, die beyde ihren Schwerpunkt im Mittelpunkte haben, auch allenfalls von gleichem Gewichte sind, der längere leichter zu balanciren ist, als der kürzere.)

Sopra le leghe metalliche, che si possono avere col galvanismo per via umida, per servire di risposta all' articolo del Sig. G. L. inserito negli Annales de Chimie et Phys. Février 1818. Pag. 130—134.

Es ist bekannt, daß viele Metalle sich aus ihren Auflösungen Säuren durch metallische Stücke eines andern Metalls, im metallischem Zustande niederschlagen lassen, wenn solche Metalle nur sehr verschiedene Verwandtschaft zum Oxygen haben, und mit einander, wenn sie mittelst einer Flüssigkeit in Berührung stehen, einen galvanischen Prozeß erregen können; diese Fällungsmethode haben viele Chemiker angewendet, um die Metalle im reinsten Zustande zu erhalten. — Professor Brugnatelli gibt sie und vertheidigt sie dagegen im gegenwärtigen Aufsatze als eine sehr vortheilhafte Verfahrungsart, um Verbindungen verschiedener, besonders solcher Metalle zu erhalten, die sich durch eine sehr große Verschiedenheit ihres Schmelz- und Verflüchtigungspunktes unterscheiden, und zwar in solchen Verhältnissen, wie man sie auf trockenem Wege nicht erhalten kann. Er führt mehrere Versuche an, (eine Verbindung aus Quecksilber mit Kupfer); so

will er das schönste Similor auf diesem Wege erhalten haben; nur bedauert er selbst, daß dergleichen Verbindungen wohl im Kleinen, aber keineswegs im Großen gelingen.

Sul latte dell' albero della vacca, e in generale sul latte dei vegetabili. Del Sig. A. de *Humboldt*. (Estratto dagli Ann. de Chimie et Phys. Fév. 1818.) Pag. 138 — 145.

Dieser Aufsatz enthält eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen Pflanzenmilche; der Pflanzen, von denen sie kommen, besonders jener der Tropenländer; physiologische Bemerkungen, wie, und unter welchen Einflüssen sich die Milch in selben bildet, besonders aber eine sehr genaue Vergleichung derselben in Bezug auf ihre Bestandtheile, ihre größere oder geringere Aehnlichkeit mit der thierischen Milch, und schließt endlich mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Pflanzenmilch um so nahrhafter wird, je mehr sie ihres scharfen und narkotischen Stoffes beraubt, weniger an elastischem Gummi als an käseartiger Materie reich ist. Recensent findet ihn sehr reichhaltig an vortrefflichen Bemerkungen, er würde einen Auszug aus demselben liefern, wenn nicht dessen Präcision (zumal er hier schon Auszug ist) es unmöglich machte.

Notizie scientifiche raccolte in un viaggio all' isola die Ceylan, e principalmente sull' uso del termometro nella navigazione. Del sig. J. *Davy*. (Estratto.) Pag. 160 — 162.

Diese Anzeigen enthalten eine Erklärung von Humphry Davy, der schon von Franklin, Williams etc. gemachten Beobachtung, daß das Thermometer in der Nähe des festen Landes oder einer großen Tiefe eine geringere Temperatur des Meereswassers anzeige, als auf der hohen See. Da diese Beobachtung als Kennzeichen einer nahen Sandbank, Untiefen etc. im Mangel anderer den Seefahrern dienen kann, so erregte dieselbe Aufmerksamkeit, ward häufig versucht und bestätiget gefunden; allein immer fehlte eine zureichende Erklärung. — Nach diesem Auszuge gibt H. Davy folgende Erklärung derselben; die Sonnenstrahlen, indem sie das Wasser der offenen See bis auf eine gewisse Tiefe durchdringen, müssen in derselben, als in einem dichteren Medium, mehr Wärme hervorbringen, als in der Luft. Nachts kühlen sich die oberen Schichten ab, und sinken als schwerer abwärts, während die wärmeren als leichter an die Oberfläche kommen, und da dergleichen Schichten in der hohen See sehr viele sind, so dauert dieser Wechsel lange, und es erhält sich in derselben Tag und Nacht eine ziemlich gleichförmige Temperatur. In weniger tiefen Gewässern, in der Nähe des festen Landes aber wird zugleich auch der

Boden erwärmt, und dadurch die Temperatur des Wassers bey Tag viel höher. Des Nachts aber kühlt das feste Land weit schneller ab, als das Wasser, weil es als fester Körper eine größere Wärmeleitungsfähigkeit besitzt, und dadurch entsteht zugleich eine Störung des Gleichgewichts zwischen der kühlern Luft über dem Lande, und jener über dem Wasser, folglich ein Wind, welcher vom Lande gegen das Meer wehet, und dieser bringt eine Temperatur-Verminderung auf einer Strecke des Meeres hervor. — Diese Erklärung scheint uns keineswegs über alle Zweifel erhoben, denn außerdem, daß eine solche Temperatur-Verminderung nach selber blos Nachts und zwar früh sich ergeben könnte, sehen wir auch da nicht vollkommen die Nothwendigkeit derselben ein; es dürften also wohl noch viele andere Ursachen zu dieser Erscheinung beytragen, jedoch als Kennzeichen für Seefahrer wird es immer einen sehr relativen Werth haben, da es bekannt ist, wie selbst der Verfasser dieses Auszuges bemerkt, daß auch entgegengesetzte Ursachen, wie selbst eine sehr große Tiefe, gleichen Effekt, besonders aber Sturm und Ungewitter auf das Thermometer hervorbringen.

Sulla composizione delle forze. Memoria del Sig. A. *Bordoni*. Pag. 177 — 193.

Der Herr Verfasser löset folgende Aufgabe: Wenn die Längen der Geraden, welche gewisse Kräfte vorstellen, und die Längen der Geraden, die ihre Endpunkte verbinden, gegeben sind, die Größe und Lage der mittleren Kraft zu finden. Eine ähnliche Aufgabe, nämlich wenn gewisse Massen und ihre Entfernungen gegeben sind, ihren Schwerpunkt zu finden, hat zuerst Lagrange in den Akten der Berliner Akademie gelöst. Wenn erstlich n Kräfte p, q, r, an einem Punkte angebracht sind, und die Verbindungslinie zwischen den Endpunkten der Kräfte p q durch $\overline{pq}$ u. s. w. angezeigt wird; so ist die mittlere Kraft (la risultante) $R^2 = n(p^2 + q^2 + r^2 + \ldots) - (\overline{pq}^2 + \overline{pr}^2 + \overline{qr}^2 + .)$

Wenn diese Kräfte zweytens an verschiedenen Punkten angebracht sind, und man bezeichnet ihre Anfangspunkte beziehungsweise durch p′, q′, r′, ... ihre Endpunkte durch p, q, r, + ... so ist

$$R^2 = p^2 + q^2 + r^2 + \ldots + \overline{p'q}^2 + \overline{pq'}^2 - \overline{p'q}^2 - \overline{pq}^2,$$
$$+ \overline{p_{,}r}^2, + \overline{pr'}^2 - \overline{pr'}^2 - \overline{pr}^2,$$
$$+ \overline{q'r}^2, + \overline{qr'}^2 - \overline{q'r'}^2 - \overline{q_{,}r}^2,$$

Nicht so leicht, wie die Größe, läßt sich die Richtung der

mittlern Kraft, besonders im letzteren Falle bestimmen. Die Resultate sind zu weitläuftig, als daß wir sie hieher setzen könnten. Statt dessen erlauben wir uns ein Paar Bemerkungen, die vielleicht eine interessante Untersuchung veranlassen könnten. Die eine ist: Wenn es sich darum handelt, die wesentlichen Gesetze des Gleichgewichts zu finden, oder was auf dasselbe hinausläuft, die nothwendige Bedingung zu bestimmen, die die Kraft erfüllen muß, welche mehreren gegebenen entweder gleich gelten, oder denselben das Gleichgewicht halten soll: so ist es überhaupt nicht zweckmäßig, sich diese Kräfte als angebracht an gegebenen Punkten zu denken, weil es hier bekanntlich nur auf die Größe dieser Kräfte, und auf die Richtung, in der sie liegen, nicht aber auf die Punkte, an denen sie angebracht sind, ankommt. Zieht man daher diese Punkte gleichwohl in Betrachtung: so drücken die Formeln, die man erhält, die Gesetze des Gleichgewichts nicht rein, sondern verbunden mit denjenigen Gesetzen aus, die unter Punkten obwalten; deren je zwey sich in gegebener geraden Linie und in gegebener Entfernung befinden. Unsere zweyte Bemerkung sey, daß die Worte Schwerpunkt, mittlere Kraft u. s. w. gewisse Punkte, Linien ꝛc. bezeichnen, die nebst ihrer wohlbekannten Wichtigkeit in der Mechanik, auch eine minder beachtete Wichtigkeit in der reinen Geometrie haben, und eben deßhalb auch in einer gewissen rein geometrischen Bedeutung aufgefaßt zu werden verdienten. Es ist dieß eben so, wie mit den Worten, Quadrat, Quadratwurzel, Kubus, Kubikwurzel, Polygonalzahl und dergleichen, die ursprünglich nur zum Behufe gewisser geometrischer Lehrsätze erfunden worden sind, von denen sich aber in der Folge gezeigt hat, daß sie noch allgemeiner, nämlich rein arithmetisch aufgefaßt zu werden verdienen. Kein Mathematiker denkt heut zu Tage bey dem Worte Quadratwurzel an das, was es ursprünglich bezeichnete, die Seite eines Quadrats, dessen Fläche eine gegebene Größe hat. Wie viele Vortheile es gehabt hat, diesen und mehrere andere ursprünglich gemeine Begriffe in die Arithmetik einzuführen, sieht jeder: ähnliche Vortheile haben wir uns von einer zweckmäßigen Aufnahme verschiedener bis jetzt nur noch in der Mathematik bekannten Begriffe, in der Geometrie zu versprechen, und Recensent hielt es für seine Pflicht, hierauf aufmerksam machen.

Lettera sull' ossieritrico, sul color cangiante metallico, e sulla costruzione di una lampada senza fiamma. Del sig. *Ridolfi.* Pag. 215—219.

In diesem Briefe wird erstlich eine Verbesserung der von Hrn. Baget angewandten Methode, um auf Weißblech ein metallisches Farbenspiel mittelst Säuren hervor zu bringen, angege-

ben, und selbst das quantitative und qualitative Mischungsverhältniß, der zu einen Bade nöthigen Säuren genau vorgeschrieben. Zweytens wird die Lampe ohne Flamme (die man bekanntlich durch das langsame Verbrennen des Weingeistes, welches mittelst eines Dachtes, das Glühen eines um denselben spiralförmig gewundenen Platin- oder Silberdrathes erhält) beschrieben. Diese Lampe hat allerdings dort ihre vortheilhafte Anwendung, wo man jeden Dampf vermeiden, durch beständiges Licht nicht inkommodirt, und jede Feuersgefahr verhüten will. Der Verfasser schreibt sich diese Erfindung zu, obgleich sie in England schon bekannt, aber in Toskana noch keine Nachricht davon gekommen war.

Sul principio della minore quantità d'azione del Sig. Prof. A. *Bordini*. Pag. 259 — 266.

Der Herr Professor glaubte einen Beweis gefunden zu haben, daß die bekannte Größe $m \int u\, ds + m' \int u\, ds + \ldots$ immer ein Minimum sey, allein nach einer am Schlusse des folgenden Heftes angehängten Nachricht widerruft er diesen Beweis selbst als einen ungültigen.

Sopra di una relazione fra i successivi moti istantanei, che hanno luogo nel moto continuato di un sistema libero qualunque, su cui non agiscono forze acceleratrici esteriori, e fra le forze finite, che possono produrre i medesimi movimenti. Del Sig. *Bordoni*. Pag. 266 — 268.

Man denke sich irgend ein freyes System von Körpern, das durch gewisse endliche Kräfte in Bewegung gesetzt, und dann sich selbst überlassen worden ist. Wenn nach was immer für einem Zeitraum an dieß System gewisse endliche Kräfte in der Richtung der Geschwindigkeit, welche die einzelnen Körper desselben in diesem Augenblicke haben, und so groß als die Produkte aus diesen Geschwindigkeiten in die beziehungsweise Masse es erfordert, angebracht würde, so würden diese Kräfte in dem Systeme augenblicklich eine Bewegung erzeugen, welche derjenigen ganz gleich ist, die es in diesem Augenblicke wirklich hat. Zwischen der ersten und dieser letzteren Kraft herrscht das merkwürdige Verhältniß, daß wenn sie sich je auf eine einzige zurückführen lassen, auch diese letzteren auf eine einzige zurückgeführt werden können, und umgekehrt. Würden wir also z. B. die Massen und Entfernungen aller Weltkörper und die Größe und Richtung ihrer Geschwindigkeiten kennen, so könnten wir das beurtheilen, ob die Kräfte, die beym Anfang der Welt diese Körper in Bewe-

gung gesetzt haben, auf eine einzige zurückgeführt werden können oder nicht. —

Considerazioni sopra la preparazione degli estratti che ottengonsi col metodo di *Störck* e sopra l'estratto spiritoso di Vaniglia. Del Dott. F. *Marabelli*. Pag. 268—275.

Aus Veranlassung eines Artikels in dem zu Paris erscheinenden Bulletin de Pharmacie über die Bereitung des Schierlingsextraktes (Extractum conii maculati) aus frisch gepreßtem Safte, bringt Herr Dr. Marabelli seine Vorschrift zur Bereitung der sogenannten Störck'schen Extrakte in Erinnerung, welche er schon im Jahre 1790 in dem von ihm herausgegebenen Apparatus medicaminum vorgeschlagen hatte. Das eigenthümliche seiner Bereitungsart besteht darin, daß er das grüne Satzmehl absondert, an der Luft, oder bey gelinder Wärme, trocknet, hierauf pulverisirt, und das Pulver dem Safte erst dann zusetzt, nachdem dieser schon zur Konsistenz eines dünnen Extrakts eingedickt ist, worauf alles unter fleißigem Umrühren zum trocknen Extrakt gebracht wird. Hr. Marabelli ziehet sein Verfahren dem von Parmentier und dem Störck'schen deßhalb vor, weil durch das seinige eine größere Gleichförmigkeit des Gemenges, als bey dem Parmentier'schen erreicht, und das Anbrennen leichter vermieden wird, als bey dem Verfahren nach der Vorschrift des Freyherrn von Störck. Er rühmt, daß bey vergleichenden Versuchen, die nach seiner Vorschrift bereiteten Extrakte in ihrer Wirksamkeit diejenigen übertroffen hätten, welche nach Parmentier's Methode dargestellet worden, noch mehr aber die nach der des Baron von Störck bereiteten. Es ist schwer, in dieser Sache einen festen Standpunkt zu gewinnen, so lange nicht durch unmittelbare Erfahrungen ausgemittelt worden ist, welcher Bestandtheil oder welche Bestandtheile in diesen Extrakten die specifisch wirksamen sind; denn es gibt kaum ein Präparat in dem ganzen Arzneyschatz unserer Dispensatorien, das zusammengesetzter und zusammengemengter wäre, als diese Extrakte. Liegt die Wirksamkeit in dem sogenannten grünen Satzmehl, wie einige meinen, und den Theilen, die mit dem Eyweißstoff zugleich gerinnen, warum wendet man nicht lediglich diese im ausgetrockneten Zustand an? Liegt sie aber nicht darin, sondern in dem klaren nicht gerinnbaren Saft, wozu, kann man fragen, die Beymischung jener, die so leicht bey der Darstellung dieser Arzneymittel Veranlassung geben zur Verderbniß des Ganzen? Wofern aber die specifische Wirksamkeit dieser Präparate aus dem gesammten der Komposition hervorgehet; so ist allerdings diejenige Bereitungsart vorzuziehen, bey welcher man am mindesten

zu besorgen hat, daß eine gegenseitige Zersetzung der einzelnen Bestandtheile statt finde; und dieses möchte sich wohl bey gehöriger Sorgfalt auch, und vielleicht am besten, bey Befolgung der Störck'schen Methode erreichen lassen.

Das Extractum Vaniliae spirituosum hat ganz den Geruch und Geschmack der Vaniglie selbst, und läßt sich lange Zeit (Hr. Marabelli hatte es nach sechzehn Jahren unverändert befunden) aufbewahren, ohne an seiner Kraft zu verlieren. In vielen Fällen kann man es statt des Moschus anwenden. Sechs Unzen Vaniglie gaben Hrn. Marabelli 2 Unzen 6 $^1/_2$ Drachmen Extrakt.

Sulla comunicazione dei fluidi. Del Sig. *Brunacci*, pag. 275—278.

Ein nachgelassener, nicht ganz vollendeter Aufsatz des seligen Brunacci, worin er zu zeigen sucht, daß das hydraulische Gesetz von der gleichen Höhe, zu der die Flüssigkeit in kommunicirenden Gefäßen steigt, wohl eine Ausnahme habe, wenn sie beym Uebergange aus dem einen Gefäße in das andere beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden hat. Wenn er sich vorstellt, daß die Verbindungsröhren zwischen ein Paar Gefäßen, deren das eine mit Wasser gefüllt ist, immer enger und enger werden, bis sie zuletzt ganz null wird, so sollte nach der gewöhnlichen Ansicht die Höhe, zu der das Wasser in dem andern Gefäße steigt, immer die nämliche bleiben, und nur zuletzt auf nicht Null werden. Ist das wohl wahrscheinlich? — Bey Wässern, die mit einem Damme eingeschlossen sind, trifft man auf der entgegengesetzten Seite häufig kleine Pfützen an, deren Oberfläche immer viel niedriger ist, als die des eingedämmten Wassers. Brunacci füllte zwey an ihrem Boden vermittelst einer Röhre verbundene Gefäße mit Erde, Sand und Kies bis zur Höhe eines Meters an, goß hierauf in das eine viel Wasser, so viel als nöthig war, damit es einen Decimeter hoch über die Erde stehe, und wo es nach einiger Zeit gesunken war, goß er neues zu. Nach einigen Tagen zeigte sich allerdings auch in dem zweyten Gefäße Wasser, es stieg langsam höher, allein es blieb wenigstens drey Centimeter niedriger, als in dem ersten. Brunacci erklärte sich diese Erscheinung auf eine ähnliche Art, wie man sich erklärt, daß ein schwerer Körper auf einer schiefen Fläche nicht herabsinkt, wo der Widerstand der Reibung größer, als sein Gewicht ist. Vollends in solchen Fällen meint er, wo die Flüssigkeit nach einer andern Gegend zu einen viel leichtern Ausgang findet, z. B. in Kanälen, sey gar nicht zu erwarten, daß sie die schwierigere erwählen werde. Der Gegenstand scheint Recensenten dessen ungeachtet einer noch stren-

geren Untersuchung würdig, bey welcher hauptsächlich der Stand der Ruhe und der Bewegung zu unterscheiden seyn würde.

Spiegazione di un fenomeno, ch' offrono in vari casi le giocciole cadenti sulla superficie di un liquido omologo. Di B. *Bizio*. Pag. 279 — 288.

Herr Bizio und Herr Kanonikus Balloni machten die schöne Beobachtung, daß Tropfen einer Flüssigkeit, die aus einer gewissen Höhe auf die Oberfläche einer ihr gleichartigen herabfallen, erst einige Sekunden lang auf ihr herum zu hüpfen pflegen, bevor sie sich mit ihr vereinigen. Hr. Bizio bemerkte dieß zuerst an jenen Regen von Tropfen, die eine Ruderstange, wenn sie der Ruderer aus dem Wasser hervor zog, auf dasselbe herabfallen ließ. Besonders schön stellte sich diese Erscheinung bey Alkohol dar, vollends bey einem solchen, in dem Kampher aufgelöst war. Bey Quecksilber konnte man nichts bemerken. Hr. Balloni suchte diese Erscheinung durch die Annahme einer Art von Ueberzug, mit dem die Luft jeden Tropfen umkleidet, zu erklären. Hr. Bizio dagegen bestreitet das Daseyn dieses Ueberzuges mit Gründen, die weder dem Herausgeber des Journals, noch uns genügend scheinen. Die Luft, meint er, hätte keine Zeit, einen solchen Ueberzug zu bilden, wo die Tropfen, wie bey den Rudern der Fall ist, so schnell entstehen, und herabfallen. Der Herausgeber versichert dagegen genaue Versuche angestellt zu haben, welche das Gegentheil beweisen.

Quecksilbertropfen auf einer geglätteten horinzontalen Ebene zerstreuet, und mit einem durch Anhauchen gebildeten Ueberzuge viel dichterer Art, als es der luftige seyn kann, umgeben, vereinigten sich gleichwohl, sobald sie einander näher kamen. Endlich soll jene Erscheinung auch selbst im luftleeren Raume statt finden, wie Hr. Bizio aus einem Versuche schließt, von dem er doch selbst gesteht, daß die Verdünnung der Luft wegen der Unvollkommenheit der Maschine nicht sehr beträchtlich war. Hr. Bizio selbst erklärt sich die Erscheinung aus dem Gesetze der Reaktion. Der Tropfen, der auf die horizontale Oberfläche der Flüssigkeit aufhält, verursacht hier eine Vertiefung; indem nun die Flüssigkeit ihr Niveau wieder herstellt, stößt sie die Tropfen in die Höhe; ja zuweilen erhebt sich die Flüssigkeit selbst mit über ihr Niveau, und bildet eine Art von Hügel, auf dem der Tropfen, gleichwie auf einer schiefen Fläche, herabgleitet u. s. w. Beym Quecksilber ist die Erscheinung, wie der Verfasser meint, nur darum nicht zu bemerken, weil die Tropfen dieser Flüssigkeit vermöge ihrem sehr großen specifischen Gewichte bey jeder auch noch so geringen Höhe, von der sie herabfallen, eine zu tiefe Grube

schlagen, um nicht in ihr begraben zu werden. Unserer Meinung nach ist freylich kein Zweifel, daß die Reaktion oder besser die Elasticität der Flüssigkeit eine Hauptursache der ganzen Erscheinung sey; ob aber nicht auch die Dazwischenkunft der Luft dazu nöthig sey, möchten wir nicht entscheiden. Die größere Konsistenz, welche die Theile einer Flüssigkeit unter einander haben, dürfte gleichfalls zu berücksichtigen seyn; auf jeden Fall müssen noch mehr reine Versuche, unter andern auch mit Tropfen, die auf eine heterogene Flüssigkeit herabfallen, angestellt werden, bevor sich etwas entscheiden läßt.

Esperimenti ed osservazioni sui bagni tiepidi, caldi e cocenti. Di A. Nicholl. M. D. Pag. 293 — 305.

Diese Versuche, die in Indien angestellt wurden, haben zum Zweck, die Temperatur der Flüssigkeit zu bestimmen, bey welcher die Bäder sowohl für Gesunde als Kranke nützlich oder schädlich werden. Die einzelnen Versuche zu beurtheilen, wäre zu weitläufig; sie scheinen mit vieler Genauigkeit angestellt, nur wünschen wir, daß diejenigen, die mit Kranken vorgenommen, genauer und spezieller in Bezug auf die Krankheit erörtert wären. Uebrigens bestätigen sie abermals die Erfahrung, daß der thierische Organismus einen sehr großen Hitzegrad auch eines dichtern Mediums als die Luft, wie hier des Wassers, ohne Beschwerde erträgt, wenn dadurch seine Transpiration vermehrt wird.

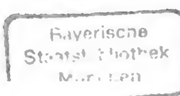
Descrizione di un nuovo termometro estremamente sensibile. Del. Cav. Marsilio *Landriani*. P. 338. 345.

Seitdem uns de Luc gezeigt, wie ungleichförmig sich der Weingeist durch Wärme ausdehne, wurde der Weingeist-Thermometer fast gänzlich bey Seite gesetzt, bis ihn neuerlich wieder Graf Rumford hervorzog, weil er ein Mittel suchte, um auch sehr kleine Unterschiede in der Temperatur zu messen. Hiezu eignet sich Weingeist begreiflicher Weise viel besser als Quecksilber, weil seine Ausdehnung durch Wärme achtmal größer ist, als die des letzteren. Auch Herr Ritter von Landriani wählt also zu seinem mit Recht empfindlich genannten Thermometer Weingeist. Das wesentlichste ihrer sehr sinnreich erdachten Einrichtung besteht kürzlich darin. Eine Glasröhre, die bey ziemlicher Dicke von außen innerlich das feinste Haarröhrchen darstellt, wird unten wie gewöhnlich in eine Kugel ausgeblasen, gegen ihr oberes Ende bläst man solcher Kugeln, die etwas kleiner sind, zwey aus, füllt alles von unten bis etwa in die Mitte der obersten Kugel, mit Weingeist, und schließt noch überdieß ein kleines Tröpfchen Quecksilber in die oberste Kugel mit ein. Durch Erwärmung der

untern Kugel kann man des Weingeistes so viel man will in die oberste hinaufschieben, und dann, wenn man das Instrument vertikal aufstellt, bewirken, daß sich das Quecksilbertröpfchen in die tiefste Stelle der obersten Kugel und beym allmählichen Abkühlen des Weingeistes immer tiefer herab in die Thermometerröhre ziehe. Das Quecksilber, das in der Röhre die Ausdehnung von etwa ein Viertel Zoll annimmt, läßt sich deutlich wahrnehmen, und steigt und fällt bey der geringsten Aenderung der Temperatur beträchtlich. Durch Vergleichung mit einem guten Quecksilber-Thermometer bestimmt man, was für eine Aenderung der Temperatur erforderlich sey, um das Quecksilbertröpfchen von einem Ende der Röhre bis zu dem andern zu treiben, woraus sich dann durch eine bloße Proportion ergibt, wie viel jeder andere desselben im Grade des Quecksilber-Thermometers betragen würde, wo sich so kleine Theile an ihm wahrnehmen ließen. Herr Ritter von Landriani sieht sich auf diese Art im Stande, vermittelst eines Thermometers, das eben nicht länger als 12 — 15 Zoll ist, 500tel eines Grades zu messen. Er zeigt noch überdieß gewisse andere Vorzüge vor den gewöhnlichen Quecksilber-Thermometern. Bey dieser Gelegenheit fiel uns ein, ob man nicht auf eine ähnliche Art gewisse Luft-Thermometer verfertigen könnte, die noch empfindlicher seyn müßten.

Osservazioni sulla legge di dilatatione dell' acqua pel calore. Del Sign. *Avogrado* P. 351. 377.

Bey einer Temperatur von etwa vier Graden über den Frierpunkt erreicht das Wasser bekanntlich das Maximum seiner Dichtigkeit; steigt die Temperatur, so nimmt seine Ausdehnung, jedoch nicht gleichförmig, sondern im Anfange langsamer, in der Folge schneller zu. Durch diese Beobachtung wurde Dalton auf die Vermuthung geleitet, daß diese Ungleichheit der Ausdehnung wohl auch bey andern Substanzen und namentlich auch beym Quecksilber selbst statt finden dürfte, und daß daher die wirklichen Grade der Wärme ganz andere wären, als jene, die das Quecksilber angibt. Obgleich nun Herr Avogrado nicht wahrscheinlich findet, daß die Ausdehnung des Quecksilbers eine beträchtliche Ungleichförmigkeit habe, weil nach Gay Lussac's und Flaugergens Beobachtungen die Ausdehnung des Quecksilbers von Grad zu Grad sehr genau mit der Ausdehnung gasförmiger Flüssigkeiten im Verhältniß stehe: so unterscheidet doch auch er zwischen der wahren Temperatur und jener, die uns das Quecksilber-Thermometer anzeigt. Sey A die Anzahl der Grade, um welche die wahre Temperatur, bey der das Quecksilber das Maximum seiner Dichtigkeit erreicht, unter derjenigen steht, von



der man die Grade des Thermometers zu zählen anfängt, und x eine Anzahl von Graden der wahren Temperatur über den Mittelpunkt: so wird die Ausdehnung des Quecksilbers sich wie $(x+A)^2$ verhalten, $o = n\ (x+A)^2$ seyn; also wenn y die Zahl der Grade am Thermometer anzeigt, $y = n\,x^2 + 2\,n\,A\,x$. Nach Daltons Angabe erreicht nun das Quecksilber seine größte Dichtigkeit, wo es gefriert, d. h. wo das 100gradige Thermometer auf $-40°$ steht. Setzt man also $x = A$, so ist $y = 40°$; und man erhält $40° = n\,A^2$; setzt man $n = 100°$, so ist auch $y = 100$, und man erhält $100 = n.\ (100)^2 + 2\ n\ A\ 100$. Aus beyden Gleichungen ergibt sich $y = 0{,}003030\ x^2 + 0{,}69697\,x$. Will man die x und y nicht vom Gefrierpunkte des Wassers, sondern von seiner größten Verdichtung an zählen; so muß man A um 7,222 vermehren, welches die Formel $y = 0{,}003030\,x^2 + 0{,}740740\ x$ gibt, woraus $x = \sqrt{330.\ y + (122{,}222\ x)^2} - 122{,}222$ also wird die Ausdehnung des Wassers $z = a\ (\sqrt{330\,y + (122{,}222)^2} - 122{,}222)^2$ seyn. Aus Daltons siebzehnter Beobachtung fände sich $a = 0{,}4689\ x$. Die Formel stimmt aber mit Daltons übrigen Beobachtungen nicht so genau überein, als man wünschen muß. Um also eine genauere Formel zu finden, nimmt der Verfasser allgemein $z = a\ (\sqrt{\alpha\ \eta = \beta^2} - \beta)^2$ oder $z = g\ (\sqrt{y + h^2} - h)^{-2}$ an, und bestimmt aus zwey Beobachtungen Daltons den Werth von $g = 2''$ und $h = 8{,}64$. Wenn man in der allgemeinen Gleichung $z = g\ (\sqrt{y + h^2} - h)^3$ die Größe $y + h^2 = t$ setzt, d. h. die n Temperaturen von einem Punkte zu zählen anfängt, der um h^2 Grade unter dem Maximum der Dichtigkeit des Wassers stehet, und von eben diesem Punkte a auch die Ausdehnung desselben tr mißt, also $r = z - g\,h^2$ macht, so erhält man $r = g\ (t - 2hrt)$ d. h. die Ausdehnungen verhalten sich wie die Temperaturen, vermindert nun ein Theil, welcher der Quadratwurzel aus diesen Temperaturen proportionirt ist. — Nun untersucht der Verfasser noch die muthmaßliche Ursache dieses Gesetzes; zuvörderst frägt er sich, was es zu bedeuten habe, daß die Formel einen imaginären Werth für die Ausdehnung r angibt, wo die Temperatur y t um mehr als h^2 Grade unter das Maximum der Verdichtung herabsinkt. Er antwortet, wenn wir ihn anders recht verstehen, dieß komme daher, daß das flüssige Quecksilber eine noch niedrigere Temperatur gar nicht annehmen könne, indem es frieret. Die Formel $r = g\ (t - 2\ h\sqrt{t})$ zeigt, daß sich die Ausdehnung r schlechtweg, wie die Temperatur t verhalten würde, wo nicht eine gewisse andere Ursache obwaltete, die diese Aus-

dehnung um eine Größe verminderte, die der Quadratwurzel proportional ist. Dieser Umstand kann wohl nichts anders seyn, als die Anziehungskraft, welche der Wärmestoff auf die Theilchen (molécules) der Flüssigkeit ausübet, vermöge der er sie einander zu nähern sucht, während seine Abstoßungskraft eben diese Theilchen von einander zu entfernen bestrebt ist. Ueber eine gewisse Temperatur hinaus ist die Wirkung der Abstoßungskraft größer, als die der Anziehungskraft, und die Flüssigkeit erweitert sich durch Wärme, unter dieser Temperatur ist die Wirkung der Anziehungskraft stärker als die der Abstoßungskraft, und die Flüssigkeit verdichtet sich durch Wärme. Das Ausdehnen beym Gefrieren erklärt der Verfasser von der großen Menge des Wärmestoffs, der sich dabey entwickelt, wodurch sich die Mittelpunkte der ganzen Molecülen entfernen, während die einzelnen Theile, aus denen ein solches Molecul zusammengesetzt ist, den Theilchen des nächstanliegenden näher gerückt sind u. s. w. Diese Ansichten können wir mit dem Verfasser nicht theilen; wir glauben, daß die Annahme einer anziehenden und abstoßenden Kraft unter denselben Substanzen ein Widerspruch sey, können bey gleichartigen Stoffen, und insbesondere bey Flüssigkeiten keine Moleculen, die aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt wären, annehmen, und haben über diese Gegenstände überhaupt ganz andere Ansichten, die wir hier nicht auseinander setzen können.

Sopra gli ossidi di stagno, e di alcuni sali che da essi risultano. Del D. *Filippo Cassola*. P. 378 — 382.

Obschon das Zinn zu den seit den ältesten Zeiten bekannten Metallen gehöret, so sind seine Oxyde und Salze, ungeachtet der vielen Untersuchungen ausgezeichneter Chemiker, kaum noch so vollständig erforscht, als die des neuerlichst entdeckten Kadmiums. Die Schwierigkeiten sind hier sehr groß, hauptsächlich deßhalb, weil die Zinnoxyde ähnlich der Thonerde eine so geringe Basicität besitzen, daß sie gewissermaßen bald als Säure, bald als Base auftreten, daher auch die leichte Zersetzbarkeit ihrer Salze. Herr Cassola nimmt mit Thenard und andern blos zwey Zinnoxyde an, das Protoxyd und Peroxyd. Seine Versuche beschäftigen sich hauptsächlich mit der Entstehungsart der beyden Oxyde durch Einwirkung verschiedener Säuren auf Zinnfeile, und der Untersuchung der dabey entstehenden Salze. Diese letztere Untersuchung beschränkt sich aber lediglich auf das Verhalten zur Goldauflösung, ob nämlich diese Zinnauflösungen daraus Purpur fällen oder nicht, indem Herr Cassola voraussetzet, daß nur die Protoxyd-Salze Goldpurpur hervorzubringen vermögen. Recensent hält diese Prü-

fungsart auch schon deßhalb für unzureichend und unverläßlich, weil dadurch nicht ausgemittelt werden kann, in wiefern nicht etwa die zu prüfende Zinnauflösung ein Gemisch von Protoxyd- und Peroxydsalz sey, anderer Ursachen, die jedem, der sich etwas genauer mit den Zinnsalzen und der Darstellung des Kassischen Purpurs beschäftigt hat, von selbst einleuchten, zu geschweigen. — Das weiße Oxyd, welches man durch Einwirkung der Salpetersäure auf Zinnfeile erhält, sieht Herr Cassola für ein Protoxyd-Hydrat an, weil es frisch bereitet sich in Salzsäure auflöset, diese Eigenschaft aber nach acht bis zehn Tagen verliert, was auch der Fall ist, wenn man es glüht. Herr Cassola schreibt dieses Verhalten einer fortgeschrittenen höheren Oxydation zu. Um dieses aber außer Zweifel zu setzen, hätte nachgewiesen werden müssen, daß das Protoxyd eine Gewichtszunahme erlitten habe, was nicht geschehen ist. Berzelius vielmehr, auf quantitative Versuche gestützt, ist der Meinung (Annales de Chimie et Physique, Tom. V. p. 157), daß dieses Verhalten begründet sey auf der geringern oder größern Condensation des Oxyds.

Note sopra un nuovo alcali; de' Sigg. *Pelletier* e *Caventou* (letta all' Accademia delle Scienze il 18. Agosto 1818). P. 398—399.

Es wird hier angezeigt, daß die Herren Pelletier und Caventou in der bittern Fiebernuß (Ignatia amara) und dem Krähenauge (Stricheri nux vomica), welche Samen für die meisten Thiere tödtlich sind, eine neue alkalinische Substanz gefunden haben, welche alle Wirkungen auf den thierischen Organismus ausübet, wie das mittelst Alkohol aus ihnen erhaltene Extrakt, nur in weit stärkerem Grade. So sehr wir in dergleichen Analysen die großen Fortschritte der heutigen Chemie verehren, so können wir uns doch nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß dergleichen Bemühungen der Chemiker für die Medicin weniger nützlich werden, als sich es jene im Allgemeinen versprechen. Denn es ist bekannt, daß die Körper nicht bloß durch ihre Qualität sondern auch durch ihre Quantität auf den thierischen Organismus wirken. Wenn wir erfahren haben, daß ein Naturkörper, in welchem wenige sehr wirksame Bestandtheile mit vielen andern unwirksamen in einem bestimmten Verhältnisse verbunden, eine bestimmte Wirkung auf den thierischen Organismus ausüben, so läßt sich noch nicht mit Zuverläßigkeit schließen, daß diese wirksamen Theile allein gegeben gleiche Wirkung haben werden, sondern wir müssen nothwendig mit denselben neu experimentiren, um seine Wirkungen zu erforschen. So wirkt Chinarinde im Aufgusse, Abkochung und im Pulver verschieden. Die Chemiker geben uns daher dadurch

nicht vereinfachtere Mittel, sondern neue noch unbekannte, um die man ihnen in der Medizin weniger Dank wissen kann, als um eine einzige genauere Bestimmung in der Anwendung eines bekannten.

Descrizione di due Termometri che in assenza dell' osservatore uno indica il massimo e l' altro il minimo di calore; e del Lucimetro. Del. Cav. Marsilio *Landriani*. Pag. 413—420.

Seit Bernoulli, welcher der erste seine Ideen über ein Thermometer, welches in Abwesenheit des Beobachters den höchsten und niedersten Wärmegrad anzeigen solle, Leibnitz mittheilte, haben Krafft, Cavendish und Fitzgerald die Versuche zur Erfindung eines solchen fortgesetzt. Nur das von J. Six erfundene aber, welches in den Londner philosophischen Verhandlungen beschrieben wird, entspricht dem Zwecke dieses Instruments. Allein bey Anwendung desselben stieß man wieder auf mehrere Schwierigkeiten. Denn, da bey demselben die Thermometer-Röhre, in welcher das Quecksilber auf- und absteigen soll, einen etwas größeren Durchmesser haben muß, damit man die zwey mit Federn versehenen Cylinder, die zum Anzeigen des Wärmegrades dienen, hineinbringen könne, so muß auch die Kugel des Thermometers einen bedeutenden Durchmesser erhalten, welches nothwendig der Empfindlichkeit und Schnelligkeit des Instrumentes bey Anzeige plötzlicher Temperaturswechsel schadet. Zudem bewirket bey diesem Thermometer der Weingeist, der sich an die inneren Wände der Thermometerröhre anhängt, eine Verengerung der in derselben befindlichen Quecksilbersäule, und gehöret nicht mehr zur Masse der Flüssigkeit, die das Thermometer bildet. Aus diesem Grunde ist auch ein solches Thermometer schwer zu transportiren, indem die Quecksilbersäule, welche einige Zolle lang ist, und wenigstens $^2/_3$ einer Linie im Durchmesser hat, durch die unvermeidlichen Erschütterungen beym Transportiren in mehrere Stücke sich theilet, welche schwer wieder in eine Säule zu vereinigen sind. Ferners hängen die Bewegungen der Anzeiger von der gleichzeitigen Ausdehnung und Zusammenziehung des Weingeistes, der eigentlich die Thermometermasse bildet, und zugleich der Quecksilbersäule ab. Es sind daher keine genauen Anzeigen zu erwarten, wenn nicht das, was auf Ausdehnung und Zusammenziehung der Quecksilbersäule, und des Weingeistes insbesondere zu rechnen ist, genau geschieden, und bestimmt wird. Aus diesen Gründen fand das Six'sche Thermometer, so sinnreich die Erfindung war, keine allgemeine Anwendung. Die Beschreibung des von dem durch seine physikalisch-chemischen Kenntnisse rühmlichst bekannten Ritter Landriani

erfundenen Thermometers, der seinem Zwecke vollkommen entspricht, läßt keinen Auszug zu, und würde ohne eine Abbildung auch nur eine unvollkommene Vorstellung von diesem Instrumente geben. Der Ritter Landriani verschaffte sich solche Thermometer, welche dreyßig Reaumursche Grade, jeden von beynahe zwey Linien Ausdehnung, enthielten, und doch nur dreyßig Gran wogen, dabey durch keine Erschütterung an der Genauigkeit ihrer Anzeigen verloren. Das berühmte Problem von der Wärme der Mondesstrahlen erwartet seine bisher vergebens versuchte Auflösung von diesen Thermometern. Denn nur durch ein so ungewöhnlich empfindliches Instrument kann man den höchsten Wärmegrad, den die in einem Brennspiegel konzentrirten Mondesstrahlen hervorbringen, und den mindesten nach diesem Versuche finden, und so den Wärmegrad bestimmen, den das Mondeslicht erzeugt. Herr Ritter Landriani beschreibt unter dem Namen Lucimeter oder Fotometer die Vorrichtung zur Anstellung dieses Versuches, eine Beschreibung, welche ebenfalls, um genau begriffen zu werden, eine Abbildung fordert.

Analisi comparativa dello Smilace Salsapariglia naturale e del lavorato. Del Sig. G. B *Canobbio*, Farmacista in *Genova*.

Wenn gleich die Sassaparilla nicht mehr sehr im Gebrauche ist, und bey syphilitischen Uebeln, in welchen man sie vormals so sehr rühmte, durch das Quecksilber beynahe ganz verdränget worden, so kann doch die sorgfaltige Analyse dieser Pflanze, und ihrer chemisch-pharmacevtischen Behandlungsart, eine genauere, als je erschienen, dem Chemiker und Ärzte nur willkommen seyn. Vielleicht kann der quantitative Verlust an Urstoffen, welchen diese Pflanze bey der Behandlung der Spezereyhändler, ehe sie zur Arzneyverwendung kömmt, erleidet, selbst den Mißkredit erklären, in welchen sie bey den Aerzten gefallen ist. Der Gang, den der Verfasser in dieser Abhandlung befolgt, ist dieser. Zuerst gibt er die botanische und merkantilische Beschreibung der Pflanze überhaupt, und der verschiedenen Gattungen derselben insbesondere, welche aus Neu-Spanien, aus Caraccas oder Hondures und aus Brasilien in den Handel kommen. Dann führt er die Versuche an, welche er mit dem Aufgusse und dem Dekokte der natürlichen Sassaparille durch Beymischung verschiedener Substänzen, als z. B. des Veilchensaftes, des reinen Alkohol, der Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure, des salpetersauren Silbers, des Quecksilbers u. dgl. anstellte, und wodurch er die Urstoffe, die in dieser Pflanze enthalten sind, bestimmte. Dann entwickelt er seine analytischen und quantitativen Versuche über die natürliche Sassaparille, die er mit destillirtem Wasser

und mit Alkohol anstellte. Das bisher Angeführte bildet den ersten Theil dieser Abhandlung. Der zweyte Theil beschreibt in dem ersten Paragraphe die gewöhnliche kaufmännische Behandlungsart der natürlichen Sassaparille. In dem zweyten Paragraphe gibt der Verfasser die Resultate der zur Auffindung der quantitativen Verhältnisse der bereiteten Sassaparille mittelst destillirten Wassers und Alkohols angestellten Versuche an, und vergleicht sie mit jenen, welche sich aus der Analyse der natürlichen Sassaparille ergaben. Der dritte Paragraph enthält besondere Versuche über die Urstoffe der Sassaparille, und der vierte Beobachtungen über die Auswahl der Sassaparille überhaupt, und über die pharmaceutischen Bereitungen, welche dem medicinischen Gebrauche dieser Pflanze am meisten zusagen. Die ganze Abhandlung ist von großem praktischen Nutzen.

Relazione sopra gli avanzi marini, che si trovano dentro i monti della Provincia Veronese, diretta al chiarissimo Professore D. Antonio *Okofer*, da Tommaso Antonio *Catullo*.

Der Verfasser dieses gehaltvollen Aufsatzes, dessen Fortsetzung in den folgenden Heften versprochen wird, handelt in dem ersten Theile desselben von den versteinerten Fischen, die sich in der Provinz von Verona finden. Wir heben einiges Wichtigere aus demselben aus. Der Berg, in welchem man die Ichthyolithen findet, ist ungefähr eine Meile weit vom Dorfe Bolca entfernt, und besteht aus zwey unterschiedenen Gattungen von Kalkstein. Die eine ist blätterricht, nimmt von etwas harten Gegenständen Eindrücke an, und gibt, wenn sie gestrichen wird, einen harzigen Geruch von sich. Die andere ist ziemlich fest, nimmt Politur an, und zeigt sich im Bruche fast schneckenförmig. Hie und da ist dieser Kalkstein mit kleinen Adern von einem zuweilen farbigen Kalkspathe durchzogen. Die Meinung einiger Geologen, daß ein Erdbeben die ursprüngliche Lage der Schichten dieses Berges verändert habe, scheint dem Verfasser nicht gegründet, und er glaubt diese Unregelmäßigkeit besser durch die Meeresströmungen selbst erklären zu können, welche, von ihrer Richtung hie und da abweichend, die erdigen Bestandtheile, womit sie geschwängert waren, auf verschiedene Weise absetzen konnten. Die feste Kalkerde bildet mächtigere Schichten als die blätterichte, und enthält Alaun in beträchtlicher Menge. Dagegen enthält die blätterichte Kalkerde noch mehr Thon, der sich zuweilen in geschwefelten Kalk verwandelt. Oxydirtes Eisen, von welchem die Entstehung der Schwefelsäure in dieser Steinart herzuleiten ist, findet man in diesem Gestein unter verschiedenen Formen. Die Steinart, welche die Fische umgibt, ist licht aschgrau, zuweilen

auch dunkler; je dunkler sie ist, desto weniger enthält sie Ichthyolithen. Es finden sich in dieser Kalkerde zuweilen auch Theile von Knorpeln oder Knochen der Ichthyolithen. Die bald lichtere, bald dunklere braune Farbe der Erdart, in welcher sich diese Fische finden, erklärt der Verfasser auf scharfsinnige Art so: Die Ichthyolithen, welche sich unversehrt in einer Kalkerde von hellerer Farbe finden, waren zur Zeit ihrer Bedeckung mit Erde gesund und stark, wogegen die kranken oder leblosen kaum mit Schlamm überzogen, schon die Spur ihrer Organisation verloren, und durch ihre, nun unkenntlich gewordenen Muskeltheile der Erde die braune Farbe und den unangenehmen Geruch mittheilten, welcher sich beym Abschaben oder Zerschlagen mit dem Hammer entwickelt. Wenn man Ichthyolithen pulverisirt, und mit Reverberierfeuer destillirt, so erhält man dieselben Gasarten, welche man bey Destillation der Petten-Steinkohle erhält. Nur ist das Oel, welches sich bey dieser Operation ergibt, beynahe dicht, und hat den Geruch eines animalischen Oels. Die Gattungen von Fischen, die man in dem Berge bey Bolca vergraben findet, sind großentheils einheimisch, doch finden sich auch Exemplare von asiatischen, afrikanischen und selbst amerikanischen. Mit der Anführung der verschiedenen von Volta, Fortis, Testa, Scorticagna und Gazola zur Erklärung dieser wunderbaren Erscheinung aufgestellten Hypothesen und ihrer Gründe schließt sich dieser sehr interessante Aufsatz.

Analisi delle nevi e piogge colorite, cadute negli ultimi scorsi anni in diverse parti d' *Italia.* Pag. 466—480.

Die Resultate der vom Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes gemachten Analyse des Regens und Schnees von verschiedenen Farben, und anderer schon früher angestellter bekannter Versuche sind folgende. Der Ursprung solchen Regens und Schnees ist verschieden von dem der Aerolithen, und läßt sich noch weniger von Schwärmen unwahrnehmbarer Insekten, oder von animalischen Stoffen, die in der Luft hie und da herumgetrieben werden, herleiten. Die erdige Substanz, welche dem gefärbten Regen und Schnee die Farbe gibt, ist nicht aus Gegenden, welche dem Orte, wo der Niederschlag erfolgte, nahe gelegen sind. Der Niederschlag selbst geschah zuweilen bey heftigem Winde, zuweilen aber auch bey Windstille. Da die Landesstrecke, innerhalb welcher gefärbter Schnee und Regen herab fiel, gegen acht Grade in der Breite und ungefähr eben so viele in der Länge betrug, so scheint dieser Erscheinung mehr eine allgemeine, als eine örtliche Ursache zum Grunde zu liegen. Der gefärbte Regen und Schnee fiel bald nach der Frühlings-Nachtgleiche, das ist zu einer Zeit, wo in

den Ländern, die den Wendekreisen nahe, oder noch südlicher liegen, heftige Winde sich erheben. Es scheint daher, daß man die Ursache dieser Erscheinung in diesen heftigen Wirbelwinden zu suchen habe, welche wohl auch kleinen Sand und Staub durch längere Zeit in der Luft zu erhalten, und in entferntere Gegenden zu führen im Stande sind. Daß dieser Staub, mit wässerigen Dünsten vermischt, längere Zeit sich mechanisch in der Luft erhalten könne, auch nachdem die Gewalt des Windes sich bedeutend verminderte, beweisen die gefrornen Nebel (Reif, Mehlthau), welche sich bey einer Temperatur von funfzehn Graden unter Null in der Luft halten, und dann sich an feste Körper anhängen. Winde, die zur Zeit der Nachtgleiche in Afrika entstehen, dürften daher die Erscheinung rothen Regens und Schnees in Kalabrien, den Abruzzen und anderen Gegenden geringerer Temperatur erklären. Wenn solche Winde, die gefärbten Staub in die Luft hoben, große Strecken überzogen, mußten sie ihre anfängliche Stärke verlieren, und sich in verschiedenen Richtungen nach Maßgabe der Lage und verschiedenen physischen Beschaffenheit der Länder dekomponiren. Deßwegen war bey dem in Italien im Jahre 1813 in verschiedenen Gegenden gefallenen gefärbten Schnee und Regen weder eine und dieselbe Richtung, noch auch gleiche Kraft des Windes zu bemerken, doch war die gewöhnliche Richtung Südost nach Nordwest. Der Verfasser unterscheidet dann die von ihm untersuchte Erscheinung von einer anderen, welche Reisende auf mit Schnee bedeckten Bergen bemerken, daß nämlich der Schnee oft mit einem, selbst groben Staube bedeckt wird, der eigene Schichten bildet, und dem Schnee seine natürliche weiße Farbe benimmt. Eben so verschieden ist sie von der Erscheinung gefärbten Schnees in der Nähe eines brennenden Vulkans, wie man auf den Kordilleren in Amerika bemerkte, und wie am 30. April 1812 in Folge eines vulkanischen Ausbruches auf der Insel St. Vinzenz vulkanischer Staub auf der zwanzig Meilen davon entfernten Insel Barbados fiel. Endlich unterscheidet sie sich auch von den gewöhnlich rothen Flecken, welche man zerstreut und von verschiedener Form auf Schneegebirgen trifft, und welche der Verfasser nach gemachten Analysen und Lokal-Untersuchungen vielmehr von einem Eisenoxyd, als, wie die gewöhnliche Meinung will, von vegetabilischen Substanzen herleitet.

Art. IV. Solyme conquise, ou la dispersion des Juifs. Par A. T. *Desquiron* de *Saint-Agnan*, de l'académie d'*Erfort*. Deux Vol. in 8. ensemble de 44 feuilles. Impr. de *Plassan*, à *Paris*. — *Paris*, chez Rapot. et Comp. 1819.

Das befreyte Jerusalem des unsterblichen Tasso mochte wohl einem Dichter Anregung geben, das durch die Römer eroberte in einem eignen epischen Versuche darzustellen. Herr Desquiron de Saint Agnan hat dieß nicht etwa in flüchtiger Art gewagt, sondern alles, was Geistesanstrengung heißen mag, daran verwendet, nach seinen Einsichten ein wirkliches Epos zu liefern. Wie es scheint in dem Wahne, eine Aeneide geschrieben zu haben, dedicirt er sein Werk einem Mäcenas (wenn ein solcher existire), und fragt, ob er denn nicht endlich zum Vorschein kommen wolle? Er betrachtet sich, als von aller Welt verfolgt, in dem unglücklichsten Schicksale ganz dem Virgil gleich zu setzen, eh' dieser seinen Mäcenas gefunden, und gibt zu verstehen, daß es endlich Zeit wäre, ihn unter die Flügel eines erhabenen Schutzes aufzunehmen. Wir wollen diesen Schutz dem Verfasser, da er sich so sehr darnach sehnt, gerne gönnen.

Das Epos selbst möchte schwerlich von einem Deutschen mit Geduld zu Ende gelesen werden. Es ist reich an glänzenden Darstellungen, pomphaften Beschreibungen, an leidenschaftlichem Ergusse der sogenannten Begeisterung, aber in diesen Darstellungen und Beschreibungen oft zur Ermüdung weitläuftig, und weit von den innern Zwecken der Dichtung abirrend. Wird dieser Stoff in echt christlichem Sinne, als Erfüllung der Weissagungen des Herrn, behandelt, so ist er der erhabenste und wundervollste, den die Geschichte darbietet. Er ist überdieß so reich an innerem Leben, der reichhaltigsten Entwicklung ungeheurer, im Kampf mit Widerwärtigkeit und Mißgeschick aufstrebender Kraft, daß der Dichter echter Art kaum etwas hinzuzufügen braucht, um in der Darstellung Alles mit sich fortzureißen, und auch den Kältesten mit dem Feuer der Begeisterung zu durchglühen. Als Großthat der Römer aufgefaßt, wird das eroberte Jerusalem einer der gewöhnlichen Gegenstände, an welchen sich die Mittelmäßigkeit aller Zeiten versuchte. Wie wenig der Verfasser seinen wahren Vortheil verstanden, ist kaum zu glauben. In seiner Meinung genöthigt, diesem wundervollsten aller Ereignisse erst ein Wunderbares unterzuschieben, damit es recht ein Epos werde, nimmt er zum Teufel seine Zuflucht, dessen Reich er so ausführlich entwickelt, als ob er sich wirklich dort aufgehalten, oder wenigstens eine gelehrte Reise durch dessen Staaten vollendet hätte. Eine solche Reise läßt er in Nachahmung alter und neuer Muster wirk-

lich den Römer Felix an der Seite Satans machen. Dieser zeigt jenem, der als Heide ganz erstaunt ist, daß es da unten einen so mächtigen Herrn gebe (des Pluto gedachte er nicht), das ausgebreitete Reich der Unterwelt, die düstere Herrschaft jenes ewigen Peinigers, und die Qualen der Verdammten, die einzige Lust seines Unheil frohen Herzens — worauf sich Felix voll Bewunderung dem Teufel verschreibt; zufrieden, wenn er hienieden einiger ihm zugesagter Lust genießet, eh' er gleichfalls seinen Theil der Qualen, die er mit Augen gesehen, für die Ewigkeit auf sich nimmt. (Recensent hofft sowohl von seinem eigenen, als auch von dem Verstande des Verfassers, daß, wenn ihnen beyden der Teufel dergleichen gezeigt hatte, sie vielmehr getrachtet haben würden, sich die Hölle so fern als möglich zu halten.) Was sollen wir von der Dichtkunst unserer Nachbarn neuerer Zeit erwarten, wenn die herrlichsten epischen Stoffe (in ihrer tiefern Wesenheit verkannt, und nicht beachtet) ferner nur die Gelegenheit darbieten sollen, Tiraden auszuspinnen, die wir doch in anderen Lesarten schon vor uns hatten, oder Kriegesabenteuer mit hohen Worten zu schildern, während der Dichter selbst die heilige Bedeutung der Tapferkeit nicht fühlt? wenn sie nur locus communis nicht mehr geglaubter Wunder der Heidenzeit, oder unglücklich erfundener späterer Jahre seyn sollen, und wenn der Dichter, dem Gottes sonnenhelle Schöpfung zur Ernte offen steht, immer noch des Teufels Hülfe gebrauchen will, um einem Helden auf die Beine zu helfen, oder ihm einige Schwierigkeit in den Weg zu legen?

Wir können uns hier nicht auf eine genaue Entwicklung des Gedichtes einlassen, da diese im Ganzen unfruchtbar, und für deutsche Leser, welche dem alten Herkommen des neueren Epos, das auf einem Mißverstehen des antiken Epos beruht, größtentheils entsagt haben, weder lehrreich noch unterhaltend seyn würde; wir glauben aber nicht unterlassen zu dürfen, dem Verfasser, der Gerechtigkeit gemäß, sein Lob, wo es ihm gebührt, zu ertheilen. Es ist dieses Gedicht nämlich die ernste Arbeit eines mit mannigfaltigen Gaben ausgerüsteten, um Erreichung des Schönen, nach seiner Einsicht, wahrhaft bemühten Mannes. Die Irrthümer, in welche der Verfasser verfallen, sind größtentheils der Schule, aus der er hervor ging, zuzuschreiben, und keine epische Dichtung der Franzosen ist von den Fehlern frey, die wir hauptsächlich an ihm zu tadeln finden. Homer hat ihnen noch nicht die Augen geöffnet, und sie verharren in der Einseitigkeit ihrer vom Antiken, das sie noch durch strengere Despotie der Regeln verbessern wollen, sich selbst geschaffenen Begriffe. Sie gehen daher bey jeder Dichtung vorzüglich nur von dem Streben aus,

das leere Feld der Regel nach Noth und Bedürfniß gleichsam auszufüllen, und wackere Beyspiele der richtigen Ausübung des gebietendes Gesetzes zu geben. Doch aber ist in aller Poesie vor allem richtige Auffassung des Stoffes in seinen geheimsten Eigenheiten erforderlich, wenn etwas der Bewunderung und Theilnahme werthes geleistet werden soll; die Treue der Bemühung vergütet nicht die Mißgriffe in jenem wichtigen Punkte. In einem Gedichte, welches die Eroberung Jerusalems durch die Römer entwickeln soll, darf freylich die Darstellung des um der Güte seines Herzens willen gefeyerten, hier gleichwohl so strengen Imperators eben so wenig, als die Charakterisirung jener nach Beute und Mord gierigen civilisirten Horde der römischen Legionen versäumt werden. Der Dichter kann sogar weiter gehen, und den römischen Staat selbst in seine Darstellungen aufnehmen: die Hauptsache wird aber einzig und allein die mit Unheil aller Art überfüllte Stadt, die auf sie hereinbrechenden Gerichte Gottes, die in schaudervolle Wirklichkeit getretene Weissagung des Herrn seyn müssen. Der Sturz eines im Segen Gottes einst zu großer Herrlichkeit empor gewachsenen, nun durch verjährte Schuld seinem Zorne heimgefallenen Volkes ist der Hauptgegenstand dieses Epos; die Behandlung wird aber eine vorzügliche Kraft gewinnen, wenn die Juden, wie es auch die Geschichte lehrt, nicht in einer an sich undenkbaren Opposition des Willens gegen die Rathschlüsse Gottes, sondern in jener unseligen Verblendung dargestellt werden, welche das Rechte zu thun vermeint, aber nur den unlauteren Eingebungen eines nicht mehr reinen Herzens folgt. Die großen Anstrengungen menschlicher Kraft für unheilsame Zwecke haben überhaupt für denjenigen, der sie überschaut, die Wirkung der erhabensten Rührung; hier müßte sie um so eindringender werden, da dieser Zweck, für welchen Alles von Seite der Juden geopfert wird, einerseits die Verehrungsweise Gottes — von ihm nicht mehr gebilligt — andererseits die Erhaltung der Selbstständigkeit (nach jenem ersten das höchste und edelste Streben) ist, welche der Ewige hier aber, um gehäufter Schuld willen, zu vernichten beschlossen hat.

Recensent läugnet nicht, daß, da in jedem Gedichte, seiner Natur nach, Dichtung eintreten muß, dieß vorzüglich im Epos werde statt finden, und daß daher auch das Wunderbare, wenn es dem Dichter so beliebt, dort seine Stelle werde finden können; der Dichter mache aber nicht Mißbrauch davon, und verunstalte nicht durch ungeschickte Erfindung die Erhabenheit sich selbst tragender großartiger Stoffe. Das Wunderbare will nicht angehängt seyn, sondern wo es eintritt, muß es den Stoff ganz und gar durchdringen, und die dargestellte Begebenheit aus dem ge-

wöhnlichen Kreise menschlicher Ereignisse empor heben, und gleichsam verklären. Es kann eben so sehr phantastisch als wahrhaft erhaben seyn; aber der ganze Stoff, den es trägt, oder durchleuchtet, muß sich diesem Charakter fügen, und mit ihm eins seyn. Klopstock hat nach Miltons Beyspiele es gewagt, in seinem Epos die Geister des Abgrunds in Bewegung zu setzen, und einem Stoffe, dessen Wahrheit eben die heiligste unserer Ueberzeugungen ist, oder seyn soll, die Dichtung beyzufügen. Wir glauben nicht, daß ihn hierin Jemand mit Grunde wird tadeln können. Erstens schien es hier beynahe Pflicht des Dichters, die Geschichte zu suppliren, und das Gegenstreben der unreinen Geister, deren Sturz durch Christus bereitet wurde, und welches die heilige Schrift wirklich andeutet, darzustellen; theils hat er seine Aufgabe auf eine Art gelöst, welche eben so sehr die heilige Scheu des Dichters vor den Rathschlüssen Gottes und den Geheimnissen einer andern Welt, als dessen ungemeine Geisteskraft, Güte des Herzens und Gemüthsstärke bekräftigt. Ein wahrer Heros unter den Dichtern hat er sich des schwierigsten Gegenstandes mit Erfolg zu bemächtigen gewußt; und wenn er anderer individueller Eigenheiten wegen, die ihn mehr zum lyrischen Dichter weihten, kein eigentliches Epos zu Stande brachte, der Würde seines Stoffes hat er nichts vergeben, und gegen die innere Angemessenheit desselben hat er sich nirgends versündigt. In dem eroberten Jerusalem erscheint aber Satan kaum anders, denn nur als ein großer Herr, der seinen Antheil Bosheit hat, Macht genug, große Dinge auszuführen, und sehr darauf bedacht, sein Reich zu mehren, und zur Ergötzung unheimlichen Spuck zu treiben. Der Verfasser hat sogar auch das Schlüpfrige seinem Wunderbaren vereinigen wollen, und der Kupferstich sucht es zur Anschauung zu bringen. Der Teufel hat nämlich dem Felix eine jüdische Jungfrau, eine holdselige Fürstentochter, versprochen, die diesen Römer nicht leiden kann. Durch die Luft entführt, wird sie in eine von dem Teufel reizend hergezauberte Gegend gebracht, wo Felix ihrer wartet, und wo ihr allerley Genien (man merkt wohl, wessen Geistes Kinder dieß seyn mögen) von der Venus und von Amor vorsingen. Sie will aber davon nichts wissen, und nachdem sie sich vergeblich zu ertränken versucht, ißt sie mit Begierde ein Kraut, welches sie als todbringend kennt. Weil aber dieß Kraut, wie Alles im Umkreise, nur vom Teufel gemacht ist, daher der wahren Kraft entbehrt, bringt es nicht die gehoffte Wirkung; sondern die arme Jungfrau, welche vergeblich Gott angerufen, verfällt durch den Genuß des Krauts in die Mutterwuth, und läuft nun selbst ihrem Verfolger in die Arme, um nach dem Erwachen aus ihrem unheiligen Tau-

mel im Entsetzen über das Vollbrachte sich zu erstechen. Fürwahr eine eben so lächerliche als wahrhaft barbarische Erfindung. Der Verfasser hätte ihrer, wie aller Sessionen des großen Rathes der Hölle, und der breiten Reden der dortigen Stimmführer entbehren können, wenn er, wie gesagt, gar kein Wunderbares einem Stoffe hätte aufzwingen wollen, der dessen nicht bedarf, um erhaben im höchsten Sinne zu seyn. Das Wunderbare im Epos der Heiden kommt eben nur daher, weil es ihnen ein Natürliches war, weil ihnen die Totalität des Daseyns erst im Mitleben und fortgesetzten Einwirken ihrer Götter erschien: wir aber gerathen, bey nun ganz veränderten Ansichten, nur zu leicht in Gefahr, durch dessen Anwendung in Unnatürlichkeit und Thorheit zu verfallen.

Art. V. **Barlaam und Josaphat**; von Rudolph von **Montfort**; herausgegeben und mit einem Wörterbuche versehen von Fr. Karl **Köpke**. **Königsberg** bey **Nikolovius** 1818. 8. XII Sp. 1—402. S. 403—527.

I. Das griechische Original II. **Rudolph's** Bearbeitung III Ihr Verhältniß zum Urbild. IV. Handschriften des Gedichts. V. Die Münchener vom Jahre 1284. VI. **Lachmann's** Verbesserungen. VII. Berichtigte Fehler des **Metrum's**, VIII. der Interpunktion, IX. des eigentlichen Textes, und X vorzüglich des Wörterbuches. XI. Ergänzung einer Lücke; Schluß.

I. Was als Hauptinhalt so vieler **alter** Legenden sich darstellt, der Sieg der christlichen Religion über das Heidenthum, und was der Zweck jener schon um d. J. 390 übersetzten Reiseberichte ist, denen das Mittelalter den Namen Vitas Patrum beylegte, die Anpreisung und Verherrlichung des zur Zeit **Konstantin's des Großen** durch **Paulus** und **Antonius** in **Aegypten** gestifteten Eremiten- und Anachoreten-Lebens; dieser zwiefache Grundstoff bildet das Hauptthema der altchristlichen Sage von **Barlaam** und **Joasaph**, welche, angeblich nach glaubwürdigen Berichten, ohngefähr um 740 durch einen beredten und gelehrten Schriftsteller, den Joannes **Damascenus**, in griechischer Sprache aufgezeichnet wurde. Erzogen an dem Hofe des Kalifen der Saracenen, hatte er später seinen Aufenthalt im Kloster **Saba** bey **Jerusalem** gewählt; von hier aus arbeitete er der unter **Leo** dem Isaurier 728 begonnenen Bilderstürmerey mit eben dem Eifer entgegen, als er im **Barlaam**, wo übrigens die Verehrung der Abbildungen des Erlösers auch gebilligt wird, die heidnische Idololatrie bekämpfen läßt. Diese Geschichte, ohne nähere Lokalität oder Zeitbestimmung, spielt in **Indien**, oder dem inneren Aethiopien; sie enthält, neben manchen sinnreichen orientalischen Gleichnißreden (Parabeln), viel Rührendes und Schönes, ist selbst durch die Berührung alter

Mythologien für die Philologie nicht unwichtig, sonst durchaus keine eigentliche Wunderlegende, während die Erzählungen von jenen ägyptischen Anachoreten, auch bey dem um das Jahr 400 reisenden Jo. Kassianus, mit so manchen Phantasieen, fast den thessalischen Zaubermährchen zu vergleichen, angefüllt sind. Der Eremit Barlaam, seit fünf und vierzig Jahren auf der Insel Sennaar von der Welt geschieden, der nun auf göttlichen Antrieb dem empfänglichen Sohn des heidnischen Königs Avenier (Ἀβενὴρ), bey dem er als Kaufmann verkleidet Zutritt erhält, durch manches schöne Gleichniß den Glauben und die Mysterien der Christen aufschließt, ist ein eben so verständiger als edler Greis; nicht jener heilige Barlaam, den Basilius uns als einen Ungebildeten (ἄγροικος) bezeichnet, der, wiewohl der Sprache nach (als Syrer?) ein Barbar, doch der Gesinnung nach ein würdiger Mensch gewesen sey. Auf den Werth jener (vielleicht auf wirklich Vorgegangenes sich gründenden) Erzählung deuten schon die vielfältigen Uebersetzungen desselben, worunter eine alt-italienische zu den sogenannten testi di lingua gehört; gleichwohl ist das Werk bis jetzt noch nie in der Urschrift gedruckt worden, da der dritte Band der sämmtlichen Schriften des Jo. Damascenus durch Le-Quien nie erschienen ist. Von der alten lateinischen Uebersetzung, die einigemal fälschlich unter dem Namen des Georgius Trapezuntius gedruckt ist (wir besitzen eine solche Ausgabe Antv. s. a. 16), finden sich in der Münchener Bibliothek mehrere Handschriften aus dem eilften bis zwölften Jahrhundert; der deutsche Dichter irrt also, wenn er andeutet, Abt Guido von Kapelle (im Berner Gebiet) habe diese Geschichte, in der sich übrigens, wiewohl sie den ganzen alt-katholischen Lehrbegriff enthält, von einer römisch-katholischen Religion keine Spur findet, zuerst nach Deutschland gebracht.

II. Von diesem Abte Wide, um 1220 bis 23, angetrieben, bearbeitete Ruodolph von HohenEms, Dienstmann zu Montfort, die lateinische Uebersetzung zu einem deutschen Gedichte um. Das Werk hätte unstreitig in keine bessere Hände gerathen können, als in die eines so vortrefflichen und, was dießmal nicht übersehen werden darf, so gelehrten Dichters, dessen Charakteristik früher von uns in dem Museum für altdeutsche Literatur I, 45 bis 52 versucht worden ist. Der Barlaam ist das einzige von ihm bis jetzt vollständig gedruckte Werk; wir würden nun, zur Prüfung des dort Gesagten, mit größerem Vergnügen darauf hinweisen können, wenn die Ausgabe selbst ganz so fehlerfrey wäre, wie man wünschen möchte, wiewohl sie sonst ohne Vergleich besser ist, als der Abdruck der historischen Bücher des A. T. (Hamburg 1781) aus dem allgemeinen Zeitbuch desselben Verfassers.

Sie gibt indessen Anlaß, einen dort nur im Allgemeinen berührten Punkt näher zu bezeichnen. Der Styl dieses Dichters ist von ganz eigenthümlicher Art, vielleicht am meisten in dem vorliegenden Werke, wo so manche Dinge der übersinnlichen Sphäre und des inneren Lebens in der erst unter den Händen des Verfassers sich bildenden schönen Sprache darzustellen waren. Dieser ernste gehaltene Styl, von dessen übrigen Besonderheiten nur im Vergleich mit andern Denkmalen jener Zeit geredet werden könnte, zeichnet sich am meisten durch die Vorliebe des Dichters für bezügliche Nahestellung desselben Grundwortes, nur in wechselnder Form oder Redeweise, aus; eine Eigenheit, die wir so noch in keiner andern Sprache gefunden haben. Rudolph gefällt sich ganz eigentlich darin, und hielt diese unter sich wechselnden Bilder ohne Zweifel für Förderungsmittel der Schönheit und Klarheit der Rede; damit man nicht etwa glaube, es sey dieß bey ihm Ungeübtheit des Ausdrucks. (Als Beyspiel möchte ich hier, wär' es nicht zu lang, das mittlere Drittel der 158. Kolumne hersetzen.) Rudolph hat nachmals in der Alexandreïs, deren erste sechs Bücher noch vorhanden sind, sich hieraus eine eigene, schon in dem Prolog des Tristan vorgezeichnete, künstliche poetische Form gebildet, indem er, freylich aber nur das erste Buch durch, jeden Absatz mit vier Versen schließt, worin dieselben beyden Grundwörter des ersten Reimpaars in den letzteren, nur in der grammatischen Form geändert, wieder vorkommen. Ein einfaches Beyspiel hievon bietet der Barlaam selbst Sp. 221 dar:

Swer sich an die richeit (Die Herrlichkeit dieser Welt) *lat*,
Und si will erliche *hat*,
Der můz si vil ungerne *lan*,
So er si gerne wolde *han* (festhalten.) —

III. Zunächst möge hier nun von uns Einiges über das Verhältniß des Gedichtes zu seinem lateinischen Vorbilde bemerkt werden, was von Seiten des Herausgebers, der nur das Nächste und Nothwendigste im Auge hatte, ganz unterlassen worden. Es versteht sich von selbst, daß das Werk des Dichters eine freye Bearbeitung ist, die jedoch, mit sehr wenigen Ausnahmen, in jedem Absatz mit dem Original gleichmäßig fortschreitet. Eine eigene Zuthat des Bearbeiters ist die Stelle von den fünferley Züchtigungen, die Gott über die Frommen verhängt, 387, 20 bis 380, 30. Was S. 251 von der durch Jupiter getäuschten Alkmene steht, hat der Poet, wie wir gleich aus den Namen Geta und Arcas vermutheten, von eigener Hand hinzugethan; die Stelle bezieht sich nämlich auf ein Gedicht des Mittelalters (Geta), ganz im Styl des anonymen Fabeldichters bey Nevelet. Sp. 98, etwa 25 ist die Parabel von den drey Lehren der Nachtigall (griechisch

in den von Aretin'schen Beyträgen IX), wohl durch zufälliges Ueberschlagen ganz ausgelassen worden. Eine Abweichung von dem Original findet sich S. 302, 4; im Lateinischen sinnt die gefangene syrische Königstochter dem Josaphat an, daß er sich ehelich mit ihr verbinden möge; erst, da er wegen seines Gelübdes dieß ablehnt, verlangt sie, als minder schwierige Bedingung ihres Uebertritts zum Christenthum, von ihm: »concumbe mecum hac nocte tantum.« Rudolph hat auf jene erste Bitte gar keine Rücksicht genommen. Das Ende 306, 25 ist hier im Deutschen mit dem vorhergehenden nicht gut verbunden, da nicht klar gesagt wird, wie Josaphat sich der Verführerin in jenem Augenblicke entzog. S. 333, 15 wird der Antrag wegen der Theilung des Reichs von dem König in Gegenwart seiner Fürsten und Mannen vorgebracht, Josaphat steht ehrerbietig gegen die Eintretenden auf; davon nichts im Lateinischen. Eine Reihe solcher Anmerkungen dem Gedichte selbst beygefügt, würde dem Leser gewiß nicht unlieb gewesen seyn. Eine sorgfältige Inhaltsanzeige ist indessen vorausgeschickt.

IV. Wie sehr nun dieses schöne Gedicht den verständigen Lesern der früheren Zeit zugesagt habe, beweisen die vielen davon noch vorhandenen Handschriften; zwey zu Straßburg, eben so viel zu Königsberg (K, 1 und K, 2), deßgleichen zu München (M, 1 und M, 2); eine vor dem zu Hohenems, eine zu Gotha, die Kraftische zu Ulm (alt und gut, aber wo jetzt?), eine in Eschenburg's Besitz, neigt sich zum Niederdeutschen, eine zu Berlin, eine zu Wien, eine zu Heidelberg, eine zu Hamburg und eine vortreffliche funfzehnte in einer von Bodmer nicht genannten Stadt, wo schon etliche Blätter an die Windlade der Orgel angeklebt waren. Dem Text unserer Ausgabe liegt die Königsberger 1. zum Grunde; die zweyte (eben so, wie die im Ganzen sehr rein gehaltene Berliner, mitbenützte) hat man uns in Büsching's Nachrichten I, 142 nach bloßen Aeußerlichkeiten beschrieben, aber ohne nur die kleinste Stelle daraus herzusetzen, wir kennen sie also fast gar nicht. Jene erste, welche uns nach den Proben in von der Hagen's Grundriß und in den Nachrichten von großem Werthe schien, verliert durch das Zeugniß der vorliegenden Ausgabe sehr. Ihr größtes Lob ist, daß sie im Ganzen die alte Sprache des Dichters darstellt, und die metrische Richtigkeit der Verse durchgängig treu bewahrt hat. Aber, einzelner reeller Verstoße und kleiner Auslassungen zu geschweigen, ist sie reich an Unarten des Abschreibers, mögen diese nun provinziell seyn, oder seiner Ungeübtheit zur Last fallen, die sich besonders auch in dem öfteren Schwanken der Wortformen kund gibt, man vergleiche z. B. demůt, die-

můt, diemůt ꝛc. Um von diesen Unarten sich zu überzeugen, darf man nur etwas aufmerksam das angehängte Wörterbuch durchgehen; dort, oder doch im Text finden wir, einmal, mehrere durch die seltsam eingefügten e und i ganz verunstaltete Wörter; so nihet, wiret, wirit, ein liehit, schrifet, gerůp, kanphegenoz, zewelve, firůnt, virůntlich, geriez; statt fürht ich gibt diese Handschrift furt ich, und dem ähnlich vortliche klage; ihre alt-scheinenden o, wie gelůhsonde, do du hattost, leidor, hartor, sogar golǒben, sind für Rudolph's Sprache nur fehlerhaft. Am ungeschicktesten zeigt der Schreiber sich bey den Bey- oder Nebenwörtern auf lich, wo er beständig zwischen Richtigem und Fehlerhaftem hin und herschwankt; man vergleiche: flizeclich und flizelich; helfeliche und helfeclich; gewaltlich, gewaltecliche, gewaltich; vortlich, vorhteclich, vorhtelich und vorhtlich; sündeclich, sündelich; ferner in irdensú lant und in irdischú lant. Daß alle diese so leicht zu beseitigenden Flecken, so wie die fehlerhaft angebrachten Umlaute, (z. B. mit ebenmaeze, naekent) nicht durch Benutzung der zweyten Königsberger Handschrift getilgt worden sind, ist in der That zu wundern, und dieß um so mehr, da Herr Köpke sich stillschweigens die Freyheit genommen hat, die unzähligen Ausgänge der Wörter in in, ir, is, wovon der größere Theil ohne Zweifel dem altschweizerischen Dichter gehört, in die gewöhnlichen schwächeren en, er, es umzuändern. Beybehalten dagegen sind, was sehr zu loben ist, die aus einfachen Adjectiven gebildeten Seynswörter in i, z. B. einer Sache kůndi gewinnen, mit sensti, mit stati, dú schǒni (die Schönheit, dú schone ist das schöne Mädchen), alles ächt-schweizerisch; ferner die dieser Handschrift eigenen Endungen der weiblichen Adjective im Genitiv, z. B. der totvinstrún not, von ir giteclichún gir. Was Köpke außerdem nach eigenen Belieben in der rechtmäßigen Orthographie jener Handschrift geändert habe, kann ich nicht bestimmen; indeß läßt sich vermuthen, daß öfter die ch der Handschrift in k, ihre tz irrig in das bloße z verwandelt worden sind. Welche die originäre Schreibweise des Rudolph von Montfort gewesen sey, läßt sich auf anderem Wege ziemlich genau ausmitteln; die sicherste Entscheidung dürfte dießfalls die Handschrift eines Theils seiner Universalchronik in der Stadtbibliothek zu Wien gewähren, von der Lambacher nicht ohne Wahrscheinlichkeit annimmt, daß sie von der eigenen Hand des Dichters herrühre.

V. Abgesehen indessen von diesen die Orthographie betreffenden Dingen, wurde der Text mehrmalen durch die besser befundenen Lesarten der K. 2. und der Berliner verbessert; hiervon ist in der Tafel der »abweichenden Lesarten« S. 404—20 ge-

wissenhafte Anzeige gegeben worden. Es sind dem ungeachtet noch manche Fehler stehen geblieben, zu deren Tilgung beyzutragen, wir sowohl durch den Werth des Gedichtes, als durch die Verdienste dieser Ausgabe selbst uns aufgefordert fühlen; dem gründlicheren Studium unsrer älteren Literatur dürfen wir diesen Dienst um so weniger versagen, da, um jene Wiederherstellung genügender leisten zu können, sich uns die willkommene Mithülfe der besseren Münchener Handschrift darbietet, welche im J. 1284 durch einen gewissen Cunrad verfertigt worden, der sich in seinen lateinischen Schlußversen schon als einen literaten Mann, so wie durch die gleiche, feste Schrift als einen geübten Schreiber empfiehlt. Zwar auf eine vollständige Durchvergleichung können wir uns nicht einlassen, weil sonst die beabsichtigte einfache Beurtheilung vielleicht zu einem kleinen Buche anwachsen würde; auch würde das Ergebniß nicht einmal vollständig ausfallen, da an verschiedenen Stellen einzelne Blätter, zusammen acht, ausgeschnitten worden. Zur Kennzeichnung dieser Handschrift möge hier gleich Folgendes voranstehen. Auf ihr Vaterland deuten die darin durchgeführten, dem bayerischen und österreichischen Dialekt schon damals eigenen ei statt î und au statt ov, so: weiravh; tauwe statt tôwe; ferner die vielen Zusammenziehungen besonders in den en-Ausgängen der Zeitwörter, so: geresn, wesn; gelegn, wegn; betrogn, gelogn; gephlegn, degn; tagn, sagn; spehn, gesehn; begebn; lebnt, ergebnt; überdieß der Diphthong ev, devmůte, und die an Stelle der alten uo getretenen ue statt ů, z. B. wueste, svezze. Noch einiges der Art abgerechnet, ist alles übrige echt und alt, wie man sich aus den Gedichten des Striker, von derselben Hand, im ersten Band der Miscellaneen S. 51—64 überzeugen kann. (In den übrigen, im II. Bande, habe ich jene Abweichungen in die altschwäbische Form zurückgebildet, was kaum nöthig war.) So steht hier, wo die Ausgabe beständig stat ch ein k darbietet, auf gut schweizerisch: chram, craft, chrone; 228. chvniges chint verchere. Eben so bewahrt die M. noch häufig Rudolfs Genitive in is, so mutis, gutis, endis zil, des olis (Köp. des öles), welche Form Köpke zu dem schwächeren es herabgezogen hat; wie denn freylich die oben erwähnten i statt e auch in der trefflichen alten Handschrift, woraus Bodmer die Stellen bey chriemhilden Rache entnommen, nicht mehr gefunden werden. Außerdem hat die M. das Eigne, daß sie nach einem Artikel oder Pronom dem folgenden Adjektiv im Dativ regelmäßig auch das m gibt, z. B. dem edlem herren, K. edeln h.; nach seinem hohem troste, wo K. nach sime hohen tr. ꝛc. Auf den Gebrauch der Umlaute können wir uns hier nicht einlassen, weil dem Gegenbild der K. i

hierin gar keine Auctorität zuerkannt werden kann, und die M. der eingemischten bayerischen Aussprache wegen, für den Gebrauch des Dichters nichts entscheidet. Ein besonderer Umstand ist, daß in letzterer durchgängig die angeführten Stellen der biblischen Bücher lateinisch vorangestellt sind; sollten denn diese in Köpke's Handschrift ganz fehlen? Das Lateinische erklärt die Sache oft auf's kürzeste, z. B. 73, 12 ſi hant ein (l. in) iemer-weren-den hort Mit ſere ân ende geleit; ipsi thesaurizaverunt *sibi* malum. — Der angegebenen Vorzüge ungeachtet steht diese M. Handschrift jener Contraktionen wegen in metrischer Hinsicht weit hinter der K. 1 und der jüngeren Berliner zurück, da in unzähligen Versen die gehörige Sylbenzahl verkürzt ist, was indessen schon bey mäßiger Uebung im Lesen sich unmittelbar wiederherstellen läßt. Uebrigens ist diese Vernachläßigung des Metrums kaum begreiflich, da der Schreiber eine Reihe lateinischer Hexameter selbst zu verfertigen und richtig zu messen wußte.

VI. Ehe wir jedoch mit Beyhülfe dieser Handschrift zur Prüfung des hier gelieferten Textes übergehen, wobey von unwesentlichen orthographischen Dingen nun nicht mehr die Rede seyn kann, müssen wir erinnern, daß uns hierin schon Herr Lachmann zuvorgekommen ist, dessen »Verbesserungen« S. 421—36 eine Zierde dieser Ausgabe, und ein klares Zeugniß eines gründlichen Studiums der altdeutschen Sprache und Poesie sind. Freylich kommen hier manche Behauptungen vor, die blos auf die Schreibung sich beziehen, und von denen gar viele durch so manche alte Handschrift als ganz ungegründete Heischung könnten abgewiesen werden; daher es denn bey ähnlichen willkürlichen Forderungen nicht wenig befremdet, daß Lachmann dem Herrn von der Hagen eine verfehlte Gleichstellung so hoch anrechnet. Daß aber jene Behauptungen von einem sonst so gründlichen Forscher hier aufgestellt werden, scheint uns in so fern mehr erwünschlich, als nachtheilig, da sie zur genauen Prüfung oder Widerlegung aufregen, wodurch die Methodik der Behandlung der Texte unserer alten Gedichte doch endlich völlig ausgemittelt werden wird. Vor der Hand aber möchten die von uns allen, ausübend oder regulirend, begangenen Irrthümer die dringendste Warnung darbieten, nicht nach einseitigen Ansichten und Willkür die Schreibweise guter alter Handschriften anders zu modeln; wir verlieren dadurch nur oft sehr wichtige Dokumente eines einsmaligen Gebrauchs, wie dieß in der vorliegenden Ausgabe bey der nirgends gerechtfertigten Umstellung der klingenden, dem würdevollen Ton des Dichters so wohl passenden i-Laute der Endsylben in das matte e der Fall ist. Jene Prüfung der Meinungen Lachmanns kann hier von uns nicht mitgetheilt werden, da wir für die rich-

tige Darstellung des Textes eine wichtigere und näher liegende Aufgabe haben, als die der Untersuchung einzelner orthographischer Punkte ist. Dieß bey Seite gesetzt, hat Lachmann in jenem kritischen Anhange nicht blos manche verderbte Stelle des Textes oder irrige Interpunktion triftig verbessert, sondern auch durch oftmalige Anknüpfung der grammatischen oder metrischen Regel, der altdeutschen Sprachkunde wichtige Dienste geleistet. (Auf Einzelnes werden wir späterhin Rücksicht nehmen.)

VII. Nach diesen vorgängigen Erinnerungen müssen wir zuförderst nun der Ausgabe des Gedichtes selbst das ihr gebührende Lob ertheilen, daß sie selbes im Ganzen in unverderbter Form, in einem sehr korrekten Druck uns darstellt; das Druckfehler-Verzeichniß hat, neben den nöthigen, viele sehr unbedeutende Dinge berücksicht, die es der Mühe kaum werth ist, zu ändern. (Die Kolumnen zwischen 146 und 151 sind durch Versehen des Setzers in ihrer Folge gestört.) Das Gedicht selbst erscheint hier vollständig bis auf eine interessante Stelle, die diese Beurtheilung ergänzen wird. Die äußere Form würde ganz befriedigen, wenn die von dem Dichter selbst herrührenden Absätze oder Pausen nicht so häufig unterlassen wären, welche die M. genau darstellt. — Die Richtigkeit der Verse ist im Ganzen untadelich; indessen bleiben auch nach Lachmann's Verbesserungen noch mehrere Fehler übrig, wovon hier die wichtigsten, wie wir hoffen, mit Beyziehung der M. getilgt werden sollen. Wobey zu bemerken, daß jedes hier unterstrichene Wort eben aus jener Handschrift in die mangelhafte Verszeile der Ausgabe eingefügt worden ist; was eingeklammert, muß als Auswuchs ganz ausgeworfen werden. Den Vers jeder Kolumne citire ich oft blos nach der sichtbaren Hauptbezählung, 1, 5, 10, 15 ꝛc. Unsere bisherige Zählerey für jeden einen dieser so kurzen Verse hat etwas mühseliges und kleinliches; wie viel bequemer wäre es, wenn Köpke zwischen den beyden Kolumnen statt 1—40 blos sektionenweise 1 bis 8 gesetzt hätte, dann wäre seine Methode wohl weit einfacher und besser, als die Verse dieses Gedichtes von 1 bis 16,060 fort zu zählen. — 11, 20. Do wart dem kúnige *harte* zorn. 18, 15. Sag án, biſtu *noch* ſtaete; daſ. 37 an ſich, und gie *do* vil drate, schwerfällig; die M. blos: an ſich, er gie v. d. Eben so ist 27, 5. Doch gedaht er ime do alſo, dieses do mit M. zu streichen. 19, 32. Der leiſtenen ſo grozen haz gevie, schlechter Vers; besser M. Der Cr. grozzer(n?) h. g.; sodann gibt das folg. ſin pflác der göttes ſégen, in besserem Einklang mit dem Vorreim (vier Hebungen) die M. ſin phlác der göttelíche ſégen. 24, 9. Nu wart im *aber* kunt getan. 46, 20. Mit ir geberden *mir* erbot. 61, 5. Olofernes was [er] ge-

nant Ein fürste, der ꝛc. 76, 3. Ich bin erstanden *vnd bin* noch bi dir, das Eingefügte aus M. nach dem biblischen Texte richtiger, aber unmetrisch. 90, 29. Passender die M. Vns allen *al*gemeine Ist hie olis *ze* kleine. 98, 16. ein bilde, Daz mensche gemachet hat, besser M. menschen hant g. h. 115, 14. Und mügen laider doch niht komen. 180, 12. Dur uns wunders *ie* begie. 225, 16. Als ez geraten was davor, M.; im Druck ist der Vers gestört. 226, 19. Danne ieman *ie* verdurbe. 227, 1. In welher richeit ich *do* was. 264, 4. Die selben gottes erwelten schar hat auch die M.; die Versetzung im gedruckten Text erwelten gottes sch. leidet schon das Metrum nicht wohl, da unser Dichter wohl gottes einsylbig, aber gewiß nicht die selben als zwey Sylben brauchte. 283, 5. l. Tanz*en* buhurt ꝛc. 353, 9. Und wihten kirchen und münster gotte; und hat Köpke übel hinzugethan; diese Stellung ohne das Bindewort und findet sich auch 358, 30. Heiz in an der lebenden (M. daz lebende) buch Den rehten schriben, künden, wo Lachmann »verstehe ich nicht.« Nach K., 2. »zu den rehten schriben vnde kvnden« ist alles klar; der Dichter hat offenbar geschrieben: zen rehten (zu den Gerechten) schriben, künden; fehlerhaft liest auch M. Den rehten schreiberen chunden, was gar keinen Sinn gibt. 387, 23. Zů brůdern, die hie *nahen* sind.

VIII. So entbehrlich auch unsere im Altdeutschen so nicht bekannte Interpunktion dem geübteren Leser ist, so kann man die Beyfügung derselben in Rücksicht des allgemein leichteren Verständnisses als eine löbliche, ja nothwendige Zugabe ansehen, und so hat die Sorgfalt des Herausgebers sie auch bey diesem Gedichte nicht fehlen lassen wollen. Daß die Sache hier, wo so oft philosophirt wird, nicht so gar leicht war, wird sich aus der Berichtigung folgender Versehen ergeben, die in den Anhängen nicht berührt worden sind. Man erlaube uns, dabey der Kürze wegen statt Komma, Fragzeichen ꝛc. diese Zeichen selbst in unsern Worten aufzunehmen. Zu Ende des zweyten Verses steht irrig ein Komma, wodurch die Worte ganz unverständlich werden. 15, 20. unde wil dir sagen Ein teil, und miner swaere klagen; das Komma hier unrichtig, weil, wenn der Genitiv statt finden soll, ein teil auch bey miner swaere als wiederholt gedacht werden muß. 31, 25. Allen luten,; hier statt eines , ein ? zu setzen, da der Antwortende diese zwey Wörter fragend wiederholt. 33, 15. nieman ez erwenden kan; (hier ein ,) Ez si ꝛc.; nämlich zu erwenden gehört syntaktisch genau das Folgende: daz ez (ez ist der Accusativ, und wip oder man darunter gemeint) gůt oder ere behůten můge. Ich will hiebey gleich erinnern,

daß die wichtigsten Fehler der Interpunction dadurch entstanden sind, daß zu wenig auf die innere Verbindung und Abhängigkeit der Theile geachtet worden; so 68, 15. Nu mohte der richtum der richen davor niht bewarn, (nicht ein ;) Er muste vz dirre vreude varn; 94, 32. Der tac, da nieman sich behuten mac, (nicht ein ;) Er muze de emphahen, leider anders niht, Als ꝛc.; 130, 19. Daz mir dés gewisheit han Wirt uns vil gutes ꝛc., Daz ez uns si iemer bi; ferner 355, 9. »ir ist so vil.« Ein Punktum kann hier nicht stehen, da dieses so vil noch in dem folgenden fortwirkt, was der Dichter als einen absoluten Nachsatz behandelt; es darf dort nach die er tut auch nur ein Komma stehen. Da dieser Nachsatz mehrgliedrig ist: so ist es uns kaum möglich, ihn wörtlich in die gemein-logische Folge der Prosa an jenes ir ist *so* vil aufzulösen. 34, 22. owe, daz dirre welte git den (l. der) tot Nach liebe ꝛc. ohne Komma nach tot. 35, 1. Deme tet er ninder doch gelich (hier ein ;) Ze allen Ziten vreudenrich Was er, wo nach Ziten irrig interpungirt ist. 48, 19. Daz der vnreine versweín In den r. schrinen zwein, so ist zu verbinden. 49, 8. ganz falsch interpungirt, vermuthlich weil der (der Genitiv Plur. d e r e n) hier für den Artik. Nom. Sing. der angesehen wurde; man sollte in solchen Fällen das Relativ und Demonstrativ accentuiren, wie ich in jenen Versen hier ein Beyspiel gebe: Die diemutigen lute, Die bose kleider tragent an, (nicht;) Dér herze niht wan gutes kan, (nicht;) Dér sin, dér tugenthafter mut u. s. w., Und die mit rechter gute Belibent an diemute, (nicht;) *Dén* gelichet sich u. s. w. Aehnlich ist 50, 27. Ich bin nicht der einer Vermeinter vnde vnreiner, Die ꝛc. welches letztere nach Ausweisung des Wörterbuchs K ö p k e als Singul. ansieht; allein die richtig verstandene Construktion gibt: Ich bin niht dér (derjenigen) einer, Vermeinter vnd vnreiner, Die ꝛc., so daß diese zwey Wörter als Apposition im Genitiv Plur. stehen, und nicht vermeinter sondern vermeinet, befleckt, sündhaft im Lexikon aufzuführen ist. Das. 36. Gottes knecht ich einer bin, l. mit M. gottis knechte ich e. b., es ist der Genit. Pl. 64, 36. Nach der Lesart *sin* lere statt sinre l. ist diese Stelle nicht mehr »unverständlich« es fehlt nur an der Interpunktion. Man setze: eine Blume, Da ruffe der heilige geist In sibenvalter volleist Mit siben tugenden ruven sol, Dér (welcher, deren) sin name, sin lere ist vol: Der geist der wisheit... des rates vnd der vorhte, Div (auch M., es ist das Neutr. Plur., welche Dinge alle) Got mit kunsten worhte. 65, 26. Von der dir wirt gesaget, (nicht ein.) Ir wart ꝛc., so viel, als daß ihr ward. 76, 14. Christus öffnet ihnen die Schrift der Propheten. In bezeichenlicher lere *Mit* der ewangelien sage. Hat dieß

einen passenden Sinn? Ich dächte, nach lere sollte ein Punkt stehen; es folgt dann ein neuer Satz, wo freylich mit statt nach (gemäß) befremdet. 90, 10. Do wurden slaffric alle, die Der kunst da solden biten In des slafes ziten; dieß letztere gehört zu: sie wurden schlafrig, also nach biten ein Komma. 92, 10. Wie got, ubel unde wol, Al dirre welte lonen wil; Lohnt denn Gott etwa ü b e l? ubel unde wol ist der Accusat. (oder vielmehr stehen diese Wörtchen undeklinirt als Genitiv), zu lonen gehörend, vergl. 96, 21; auch liest die M. vielleicht richtiger *An* dirr w. statt Al. 98, 5. Du solt geloben, daz Ir dek einez ꝛc. so besser, als wenn das Komma nach daz steht, man müßte denn mit M. wieder anfangen: Daz ir dek. 106. Der tof die sünde reinet. (nicht,) Siver sine sünde weinet, (nicht;) Ist im herzeruwe kunt, So tofet er sich an der stunt, welches unstreitig ander-stund, d. h. zum zweyten Mal, zu schreiben ist. 155, 3. Nach gestan ein ;, nach han ein Komma, nach enthalden ein Fragzeichen; so wird hier vielleicht richtiger interpungirt. 191, 30. Sin tumpheit hohes leides phlac, (besser;) Dá (dort, wo) got mit liebe im selde wac, (nicht;) Dá wac sin ꝛc. 270, 27. Die wissagen, geloben sie,. Der Satz ist so ganz unrichtig gefaßt. 277, 5. Berathe dich mit den Deinen über das, swaz dir behage; daz tun och ich. 311. An sinen sin, als im ꝛc. Hier die Redeverbindung verfehlt; man interpungire: An sinen sin. Als im bis zu bereit, wo nicht ein Punkt, sondern Duo Punkta zu setzen sind. 313, 28. Als der hirz, der wazzer gert, l. ohne Komma, der wazzer ist der Genit. Plur. — Außerdem müssen wir hier noch als Fehler dieser, wie anderer früherer Ausgaben bemerken, daß die vielen Stellen wo die Worte der Redenden von dem Dichter nicht durch ein schwerfälliges: er sprach, er antwortete, geschieden sind, nirgends gehörig gesondert sind, was auf so einfache Art durch die Anführungszeichen geschehen kann, so daß diese immer d e r Person zugetheilt werden, die zuerst ohne einen solchen vorbereitenden Beysatz eingeführt wird. Der aufmerksame Leser findet das freylich leicht von selbst; um so mehr wundert uns, daß in dieser Ausgabe die Rollen zuweilen irrig vertheilt werden. So steht 38, 1. Waz wiltu nun? daz sage ich dir; wo die Unterscheidung diese seyn mußte: — er gie zu im. »Waz wiltu min?« Daz sage ich dir. 216, ob. »Ist daz din rat?« ia (Ja) herre min. 266, 22. Si sprachen: »ia«. Ditz taten schin ꝛc. ist so zu theilen: si sprachen »ia« Ditz taten u. s. w. Jene Weglassung des sprach er ꝛc. findet selbst da statt, wo durch den Dichter schon ein Dritter als die Unterredung zweyer Anderer erzählend eingeführt wird, wie S. 87., wo B a r l a a m auf solche Weise den reichen Mann und L a z a r u s sich besprechen läßt. M a r m o n t e l glaubte noch

wegen jener einfachen Auslassungen in den Contes moraux sich entschuldigen zu müssen. Die eigentliche Epopöe verträgt so etwas freylich nicht, und Klopstock rechtfertigt hier nichts.

IX. Nachdem nun die obigen Punkte erledigt worden, liegt uns jetzt die unerläßliche Pflicht ob, diese Ausgabe in Hinsicht etwaiger wesentlicher Fehler des Textes zu prüfen. Die Nachweisung verderbter (dießmal ohne die Hülfe der M. oft von uns selbst nicht geahnter) Stellen ist für das Beste, was uns das Verständniß der altdeutschen poetischen Literatur darbietet, durchaus nothwendig, und kann eben nicht abschreckend seyn bey einer Ausgabe, die nicht mit Fehlern und Verunstaltungen übersäet ist, wie es deren leider mehrere gibt. Können wir uns gleich nicht auf Alles einlassen: so wird doch aus dem hier Folgenden für die wieder zu gewinnende ungetrübte Reinheit des schönen alten Gedichts mancher Gewinn hervorgehen, und wie könnten wir bey jenem uns dargebotenen Hülfsmittel einen solchen Dienst dieser Ausgabe verweigern? Die erste Reihe dieser Verbesserungen sey folgende: 10, 36. vmbe daz iemerwerende gůt, Daz dir din leben *gefrumet* hat, unstreitig fehlerhaft; die M. liest hier voranstellend so: Daz immer wert vnd niht zergat, Daz (der Accus. auf gůt bez.) dir dein lebn *gevremdet* hat Vnd allen ꝛc., dich davon abgewendet hat. 12. 30. Daz er sich angestl. barc; statt sich l. mit M. doch. 15, 10. Daz man sin ze übele ime gewůc; da sin z' übel hart klingen würde, so l. man mit M. bloß: d. m. ze vbel sein gew. 17, 10. An *einer* wunden, man l. wie M., ienen. 20. Nu daz tůn ich, waz wirt (l. wirret) dir? 30. Des was ich herliche fro, l. herzerl. (oder hertzenl., wie M.) 18, 25. Er hohet *dich*, l. dir. 20, 5. ff. Diese scheint mir die schwerste Stelle in dem ganzen Gedicht. Lachm. hat die Worte wohl anders geordnet, doch unerklärt und unverständlich. Ich will versuchen, den Sinn dieser Stelle wie die M. sie darbietet, klar zu machen: Do was vnser herre Christ Der bezzer, als er immer ist, Vnd hiez in siner gůte Mit saelde - richer blůte Von dornen rosen bringen (al. springen), Mit *sůzzer* fruht fůrdringen Daz Honic von der widen. Man mohte gerne liden von got dise gabe groz; Disem (l. Dem selben) lande zůvloz Der christenhait ain sunnenglast (der Genit. vorangestellt), Von dem vreude - bernden last Der christen lebn ie muste tragn Mit vreuden gar bei seinen (des Königs) tagn. Der Ausdruck: wegen jenes Sonnenglanzes (Josaphat's) sollte die Christengemeinde stets *einen* vreudebernden last tragen, statt: stets neuer Freude theilhaft werden, ist altpoetische Metapher, wie aus den Stellen zum Armen Heinrich S. 35 zu ersehen, wo dem Texte nur

darum sein Recht nicht geschah, weil die verdienten Herausgeber hier unser die Last, statt des alten »der last« vor Augen hatten. 20, 24. Ez wert nie kindes schoner lip, will Lachmann ohne Noth umstellen. 23, 26. Wande si u. ff., verderbte Stelle, wofür Lachmann die richtige Lesart dargibt, die so auch in M. sich findet. 29, 40. Do began sin herze twingen... sin angeborne tugent... als zuhteclicher sitte. Lachmann: Sein Herz zwang seinen natürlichen Adel zu so würdigem Betragen, daß 2c. Allein der Fall ist gerade umgekehrt, der Nominativ ist: Sin zvht, sin angeborne tugent began sin herze (Accus.) twingen, man vergl. vorher 25, 9. Sin angeborne hohe tugent u. s. w., wo die M. richtig Sin angeborniv hohiv tug. (Ich sehe, daß der verständige Schreiber der M. hiermit übereinstimmt, da er auch dort angeborniv setzt. Ein Beweis, daß diese -e und -iv etwas mehr sind, als orthographische Kritteley; in unserer jetzigen Sprache sind alle diese vortrefflichen Unterscheidungen durchaus verwischt.) 35, 14. Daz dirre welte lip zergé, der Leib dieser Welt, hat kein alter Dichter gesagt; man l. mit M. lieb [e], daz lieb d. w., die Freude dieser Welt. 41, 2. Hier steht mehrmal statt säen sagen, ich sage, corrupte Provinzialaussprache statt des saeien, ich saeie der M. und des Dichters. Von gleicher Art ist wohl auch das hier überall vorkommende genemet statt genennet, wie stets die M. liest. 44, 28. Den baten die landesherren sa, schlechter Vers; l. lantherren; der Landesherr ist der regierende Fürst, die lantherren sind die Reichsstände. 44, 32 dieses häßliche zweymalige durch daz entfernt die bessere Lesart der M. so: Des bereffet in do vil sere Der brvder, wan der fvrsten haz 2c. 50, 3 als unverständlich von Lachm. bemerkt; die M. liest richtig, wie ich glaube: Der worte an des (statt unde den) samen sin, Sinn. 50, 39. Einen got, besser M. Disen g. 65, 40. des hohen kraft, l. mit M. des hohlten. 66, 17. *In* ir tugent, besser M. An; 23. *Ein* man, es ist der Akkus., also l. Einen. 77, 10. si nerten *alle* siechen, besser M. manigen. 87, 12 überlanger Vers, weit besser M. Von vns nieman mat zv iv komen. 87, 20. Dů welt ist wiser le*rer* vol, richtiger M. lere. 88, 7. Do schuf dêr diz, dêr daz, metrisch besser M. der ditze, diser daz. 90, 24. Wir sin *des* truric. 91, 17. Des todes kunst, daz ist dů naht, Dů unser sinne hat bedaht, die M. Div vnserm sinne ist bedaht, sehr gut, wenn man nämlich div auf *kunst* bezieht. 92, 1. so kann ich die warheit *sehen* an dingen, die 2c., das hieße etwa, sehen, daß diese Dinge wahrhaft geschehen seyen; aber hier ist gemeint: so kann ich die innere Wahrheit im Widerschein solcher Dinge erkennen, man l. daher mit M. spehen. 95, 25. die daz gerihte neigen mit

toblichem mute nach des armen gute, hier ist etwa t statt r gelesen, die M. hat passender: mit ravbel. Toblich im Wortbuch dürfte daher ganz zu streichen seyn; die besseren Handschriften mögen entscheiden. 97,28. Ich wil dir ditz (aus M.) ze tute sagen. 102,27. daz man gedenke niht Ze üblen der üblen geschiht, des uns von Andern widerfahrnen Uebels; dafür richtig die M. Ze-vbel der vbeln g. 103,29. in fridelichen sachen Fride vnd genade machen; auch die M. hat vridlichen; fodert aber nicht der Sinn: in feindlichen Händeln? 104,20. swar du bringest dinen hort; besser M. birgest. 100. Dur ir geloben trüwe er sprach; da bey der Magdalena hier von Treue selbst noch die Rede nicht seyn kann, so wird wohl zu lesen seyn: Dur ir geloben, »triwe, er sprach, Wip, dir si (M. sin) din sünde gelan; vergleiche Benecke zu Boner und trüwe. 112,16. Hier herum scheint der Text fehlerhaft. 112,35. *Den* reinen ist unrichtig, M. der. 130,20. So si so uns, kakophonisch; M. so si uns so. 132,22. Hier ist mehreres verderbt, was durch M. in Ordnung gebracht wird: Sie (l. so) hant die-Die (nicht unde) mit grozer armut; 25. ist versetzt; M. des richen zwivellichez gut. 143,32. Auch hier ist falsch interpungirt, l. ez machen kunt.« Mit werken *wirt* dü lere vol, statt dieses irreführenden wirt setze man mit M. wart. 152,14. statt vol l. mit M. *wol* geladen. 166,40. ünde wenest, daz (dieses) söl uns zémen, besser steht hier der Konj., sül M. 190,9. Daz ich des missehutet han, des aus M. ergänzt. 192,26. Der künic saget' im vil gar, Als ich iv *hie*, die warheit; überfüllt die M.: Als ich iv ê sagte, die warh., das sagte ausgeworfen, paßt ê (so wie ich's vorhin euch berichtet habe) besser, als hie; man vergleiche andere Handschriften, auch bey 216,22. An daz hastu den sin geleit, Daz dunket gar din herze gut, wie auch M. liest., allein die Wortfolge verlangt: An daz du hast. — 217,17. Ir warheit, ein arger Fehler; die M. hat mainhait, l. manheit. 220,8. Die tugende ze tugenden kere ist völlig richtig, es heißt: daß man immer mehr an Tugenden zunehme; im Lat. ibant de virtute in virtutem. 225,17. hier ganz anders die M. Als ez Barlaam solte sein, Der stvent zu Barachias hin; scheint dieß nicht passender? 263,1. zem erst kann nicht statt zem ersten stehen. 265,5. habiche ist nicht altdeutsch, die M. haebche. 269,20. Swenne si in surleiten (hier ja kein Komma) Vnd solhe rede seiten, Die si haten doch fürwar, die sie für wahr, nicht fürwahr, hielten. 279,35. ich weiz, daz ich muz vnde sterben sol; dem alten Sprachgebrauch angemessener liest M. Daz ich muz sterben vnde sol. 280,10. Des ich benamen *veste* war, ohne Sinn, l. weste.

281,25. Als es mit riwe, so M., gert an in. 281,35. dir wirt doch ze himel richù krone, besser liest M. ze himelreich div.290, unl. Wip *han* iunger sinne kraft, besser hat M. liebet, wo also kraft der Dat. ist. 325,14. In *al den landen* seiten Wite in vromden landen, diese ungeschlachten Worte verbessert M. In *allen sprachen* seiten. 328,32. swaz er si gehazzet ie, hier will Lachm. si getilgt wissen; ohne Grund, denn swaz adverbisch heißt: so viel, so sehr er vor dem sie gehaßt hatte, welchen im Nachsatz Daz entspricht; auch M. hat si. 344. Enbùtet *der, ders* ꝛc. der ist als Druckfehler in dir zu ändern, nichts weiter. Die M. liest: Enbivtet dir, der sein wùnschen mùz. 360,16. Daz si behabeten iht davor, korrupt; die M. hat: Daz si in behábte iht da vor, untadelich. 368,29. statt gerner l. gerne. 395,20. Lachm. ändert hier irrig etwas; die Stelle heißt so: Swaz in ist da inne bi, Nieman des verdrùzet; Dar-in, heruz niht vlivzet', niht ist nichts, darin, heruz heißt hier: weder darin, noch heraus. 401,7. Daz ich es (dessen) urkúnde han, wird irrig unter den Drff. in ez verändert. Das. 15. Dú rede kleine mich bestat, so freylich auch M.; aber mir scheint, daß es Bi-rede heißen müsse, Einschaltungen, eigene Zuthat ꝛc.

X. In der vorstehenden Reihe habe ich nicht alle Verbesserungen aufgeführt, weil ich sie dem gegenwärtigen Abschnitt vorbehalten habe, worin wir mit einem wichtigen Theil dieser Ausgabe, dem von S. 437 bis 527 angehängten Wörterbuch, uns beschäftigen werden. Hiedurch erreichen wir den Vortheil, daß neben der Berichtigung dieses einzelnen Glossar's zugleich für ein künftiges Handwörterbuch der altdeutschen Sprache ein nicht irreführender, tauglicher Stoff vorbereitet, und zu leichterer Benutzung dargeboten wird. Auch wird vermuthlich die unmittelbare Beziehung auf die Erklärung der alten Wörter belehrender und willkommener seyn, als die Verbesserung einzelner, wie es nicht anders seyn kann, aus ihrem Zusammenhang gerissener Stellen, die immer nur wenige Leser gleich mit dem Texte vergleichen werden. — Jede noch übrige Textesverbesserung, damit sie dem Gedichte selbst desto unerschwerter zu Gute kommen könne, soll durch ein vorgesetztes = bezeichnet werden, während die beygefügten Sternchen solche Wörter andeuten, die dem Herausgeber bey der Ausarbeitung dieses Wörterbuches entgangen sind. Wir glauben selbes mit Recht als das Hauptverdienst der vorliegenden Ausgabe auszeichnen zu dürfen; es ist weniger mit umständlichen Erklärungen und Sprachvergleichungen, als mit sorgfältig citirten Belegen ausgestattet, so daß gleichsam die beygesetzte Stelle jedesmal zur Prüfung der gegebenen Erklärung auf-

fodert, oder diese erst recht anschaulich macht. Indeß hätten wir in der Anordnung der Bedeutungen und Stellen eine genauere Methode gewünscht; diese Stellen stehen meist so bey einander, wie sie eben in dem Gedichte folgen, statt daß das Gleichartige gehörig hätte getheilt und geordnet werden sollen. Sonstige Versehen berührt die folgende Musterung, die ich hier, etliche vergleichende Formen der Münchener Handschrift abgerechnet, ohne alle von der Sache abschweifende Einmischungen dargebe; jener Versehen würden wenigere seyn, wenn der Verfasser überall Oberlin's Glossar hätte zu Rathe ziehen wollen, der so viele Artikel gerade aus dem Barlaam aufgenommen hat. Was ich sonst von diesem Wörterbuch würde sagen müssen, ist von dem Verfasser selbst in der kurzen Vorrede dieser Ausgabe gesagt worden: Die Mängel dessen, welches ich hier liefere, sind mir zum Theil nicht unbekannt, und dennoch »würde es auch so nicht haben erscheinen können, wenn Benecke nicht zum Bonerius ein so treffliches Muster aufgestellt hätte, aus dem so viel zu lernen ist.« Jetzt zur Sache selbst. — Abe-gan; in der Stelle: ungerne gieng ich dir es (M. des) abe, heißt es, ungern würde ich dir es versagen. Akosen; ankosen hat dort wirklich auch M., 2.; es soll anklagen bedeuten; nicht vielmehr trüglich reden? *Ai! steht 329 zweymal. =allecliche, allzugleich; es heißt ganz und gar, steht aber dort falsch statt al-geliche (nicht alle-geliche) d. h. alle mit einander. als oder alz, so sehr, vor einem Adj. auch 238,20, wo irrig interpungirt ist. Eigen steht dieses als (al-so) vor einem Adj. mit vorangehender Negation 47. Daz alz niht-reines smakes phlac, des folgenden Verses wegen wollte der Dichter hier nicht als vnreines sm. setzen. ân, ohne; wäre nicht$_e$, — oder Wielandisch: thäte nicht; — z. B. 155,5. Wer moht es alles walten So lange, ân ein sunder kraft. ân, mit dem Accus. Hier fehlt: der kunc an sich die fursten nam, zu sich; als es gert an *in* sines herzen sin, von ihm begehrt. Mit d. Dat. »Er zurnt an inen sere, hier hat M. an si; inen ist so nicht altdeutsch. ander-stunt geborn, zum zweytenmal, nicht an der stunt, 144,10. und 330; »regeneratio, uuiderburt, i. e. toufi,« Notker Ps. S. 156. antlühte, taugt nichts, die M. richtig antlvtze. Apsite, »Abseite.« Was könnte unser Wort, was jene Zeit nicht kannte, auch dort bedeuten? Absite ist gar nicht deutsch, es ist das lateinische absis, Schwibbogen, Gewölbkrümmung ꝛc., in der Kirchenbaukunst vielleicht auch eine Vorkirche. In den Gl. Monſ. 337. exedram, apsit, In einer Handschrift vom Jahre 1165 absihte. Vergl. Adelung's Glossar. man. unter Absida. Sich womit begân, sich womit abgeben drückt es besser aus. behaben, festhalten, hin-

dern, so 360. daz si, die Bürde der Welt, in behabete iht davor. =bekoren, »kosten, versuchen« paßt zu dieser Stelle nicht, wo doch manic man nur der Nomin. seyn kann; man l. mit M. manigen man bechort, sucht durch Lehre manchen zu gewinnen, an sich zu ziehen. Gewöhnlich steht bekoren im üblen Sinn, zum Bösen anlocken, versuchen. benemde; die M. hat erst mit drin benanden, dann namen. beren, »schlagen,« Streiche geben. =besezzen; dieses Wort ist auch 132, 1 wieder herzustellen, wo fehlerhaft So si, die Taube, ein âr *bizzen* hat steht; man l. mit M. besezzen, d. h. ihr nachstellt ꝛc. im Lat. columba *fugiens* aquilam. besunder gan, abseits, für sich allein, 283. bezeichenlich, 267. allegorisch. bi; 197. get û hie bi Barlaam? heißt: wohnt B. hier bey euch. Eigen scheint es 182,35. zu stehen: daz er bi dem gûten man Daz urlop weinen began, die Trennung von Barlaam? sam die *bine;* steht so in K., 1.? In M. Als die peyen. »blangen, verlangen,« ganz unvollständige Anführung, da der erste Vers fehlt: vil sere in der stunde-belangen began; also gebe das Lexikon: mich belanget einer Sache. =blicken; ich halte dieses Wort für verderbt; die M. liest völlig passend blaichen, erbleichen, was hier fehlt. bösern, schlechter werden;« aber gleich nachher auch: schlechter machen. Frägt sich nun, ob die besten Handschriften dort bosern, und hier bösern haben. = dû botliche, apostolische, lere, so liest M. 99,5. richtig statt gotteliche. »Brehen, Glanz, Schein.« Also darf man glauben, brehen sey ein Substantiv, wie Glanz. Wie gut wäre es, wenn man in allen solchen Wörterbüchern die eigentlichen Substantive durch große Anfangsbuchstaben bezeichnete, alle übrigen Redetheile durch kleine, z. B. heinlich, , Adv., aber dû Heinliche. brôde; brôdekeit, »Schlechtigkeit« sage Gebrechlichkeit. die M. dafür stets blodechait, und st. dirre brôden welte, bloden. der brosman, Genit. Plur., die M. brosem, besser wäre brosmen. brutegôm, die M. hat fast immer die eigne Form der breutigo. *zem* brutlôv, die M. ze der bravtloft. bûzen, auch bessern, wieder gut machen in einer dortigen Stelle und 280, 25. So bûzt ich seiner hulde Vil gerne meine schvlde. da, hier fehlt der anmuthige Gebrauch dieses Wörtchens in den Antworten, nach einer Frage; so steht es zweymal 189, 40. — 190, 10. *sunder danc, gegen seinen, ihren Willen, 250, 20. — 132, 24. übelwillig. daz, als Pronom. relat. sollte es oft dâz und als Demonstr. dâz bezeichnet werden, z. B. 343, 33. eine freye Versetzung, das daz des dritten Verses ist die Conjunct. daß: Wan ez sich dicke vûget so, Dâz (dasjenige, was) ein man vil vngerne tût, Daz in daz mûz dunken gût. =detweder, ist gar kein Wort, l. deweder. dinc,

nicht gut behandelt. Auch Angelegenheit, Geschäft, wo wir jetzt Sache sagen, 428. wie er sin dinc, ze wisheit kerte. = dôren; eine Unform des Schreibers, man l. mit M. zů den dornen. * div, Plur. Neutr. des Pronom. Demonstr. dér, auf mehreres Vorhergehendes sich beziehend, st. diese Dinge, dieses alles, z. B. 102, 32. die dvnken wir, alsam si dich, 142*, auch M. ohne Fehler, der in den Varr. vorausgesetzt wird. Lachmann erklärt es richtig; Ich dvnke dich from z. B. heißt: du hältst mich für brav. dur, mit dem Infinit. 229, 2. ist es unser um zu. — 180, 20. steht dur daz versuhen, wo daz nicht der Artikel vor versuchen, sondern ein von diesem Zeitwort regirtes Pron. demonstr. ist, also dàz. = ehaftiger strit, was hieße das? man l. mit M. endehafter, ausdauernder; festbestehend. in-ein werden, »einsehen« heißt es kaum in allen drey Stellen, wo es eher ausfinden, beschließen, wofür sorgen, darauf achten bedeutet: Oberlin genügt hier gar nicht. entreindez, Unreines. Es ist der Genit. von entreinet. hiemitte *entsagt* er sinen můt, »gab seinen Willen auf;« der Sinn ganz verfehlt. Es heißt: hiedurch brachte er sein Vorhaben vor ihnen in Sicherheit, stellte es ihnen dadurch nicht mehr bloß. êr, erre, frühere, dafür M. 353. erste. — »erglůjen, erglühen, 215. sin herze gar erglůte.« dieß kann nur ein objektives Zeitwort seyn; es ist dort irrig interpungirt, man schreibe: Sin herze gar erglůte Des heiligen geistes gůte So sere enzunte disen man; wo also das Subjekt gůte sowohl zu erglühn als entzünden gehört, wie das so oft bey den alten Dichtern der Fall ist. erlan; hier fehlt die conjunctive Stellung, wo sonst der Genit. stůnde: 265, 35. Ir gotte wurden niht erlan, (ja kein Punkt) Si můsten sůlen, dorren ǒch, ihre Götter blieben nicht frey davon, daß sie nicht gleiche Zerstörung getroffen hätte. erloschet, erloschen, paßt dort schwerlich, besser hat M. erloschen, die richtige subjective Form, die bey erschal dem Verfasser erschallte st. erscholl lautet; bey erschrakte dagegen steht erschreckte völlig richtig, weil dieses Zeitwort hier überall objectiv steht. = erwenden. Des wisen mannes lere *Erwent* in also sere rc. ohne Zweifel falsch; die M. liest hier vortrefflich: erwainde, brachte ihn zum Weinen, rührte ihn so sehr. Der Dichter hat erwainen also in object. und subjectiver Bedeutung. etelich, statt dessen hat die M. durchweg etteslich. varen, nachstellen, dieser Infin. ist falsch gebildet; ich vare, du vårst, varen, = Zugleich ist hier einzufügen das abgeleitete vaerlich, nachstellerisch; 29, 5. mit zorne vaerliche sitte, M., wo K. frevenliche hat, unpassend. velschen, anschwärzen; heißt 268, 8. wohl eher: als falsch beweisen. verloren, wo auch die Redensart zu bemerken,

270. Si hant verloren ir eigen sin, ihr Eigenwille bringt ihnen keinen Vortheil. vermeinet heißt in der letzten Stelle: verunreinigt, wie Oberlin es hier richtig erklärt. verschalten, von sich stoßen. versprechen, heißt dort nicht widerrufen, sondern läugnen, widerlegen, ablehnen. verwizzen, die M. verweizzen; unser verweisen ist ein verbildetes Wort. vesten, befestigen, so steht es schon 283, 45. wo aber Köpke es als Accusativ von fest mißverstanden hat. = vinster, link, falsch geschr. statt winster. = Fluhsal »Abscheu,« also, als ob Fluch-sal geschrieben wäre. Jenes aber ist ein Unwort, es muß heißen Fluhtsal, ein juridischer Terminus; heißt hier: um sich davor zu sichern, sich solcher Unannehmlichkeit zu entziehen. Volge ichen, mit gemeiner Volge ꝛc. ebenfalls aus der Rechtspflege entnommene Tropen, wovon Adelung unter Folge nichts berührt hat. von; noch zu merken von rehte. 303. auf rechtmäßige Art; von gotte 244, von Gott weg. vor, getrennt von seinem Subst. steht es auch in: vnde sperret im vil lihte vor der edel brutegom sin tor. — vorlesen, dort besser zu trennen, vor gelas. freise, auch Lebensgefahr, so in der Reg. Ben. vnt gehuge der vraise Hely, memor periculi. fremede, »fremd, entfernt« noch näher: seltsam, wunderlich. frevelich, frevenlich; steht dieß zweyte wirklich so in der Handsch.? ich zweifle. frid ; was bedeutet es 168, 24. unter so vielen Waffen genannt? verschrieben ist dort nichts. freischen, »erfahren,« richtiger wohl: erfragen. für, fehlt die Bedeutung für got, mit Hintansetzung Gottes 100, 40. — für mit dem Dat. gehört dem ungrammatischen Schreiber der K., 1., der es statt vor setzte. für regende, der Verfasser hätte nur, wie dort steht, ein für-regenender nebel aufführen dürfen: die M. kürzt zwar ain für-regender. *vůz, 359. daz er von dem grabe nie *vůz* gegie, nie einen Fuß breit sich entfernte. galiotte, nicht Schiffer, sondern Seeräuber. gân, gehen; gân von günnen, hier zu unbestimmt angeführt. »dû gebe, die Gabe;« ich vermuthe aber, daß es dort der Plur. ist, noch größere Gaben. gêbende ist 50. nicht »schlechtere Form des Infinitivs,« sondern das ganz richtige Particip. gedienen, verdienen, verschulden, sich zuziehen, gotes zorn, 342. gedrat, gedreht, ist von dreien, draien, drehen. der geheiz, 174. könnte es, dem Latein. gemäß, wohl auch Pfand, pignus, bedeuten? daz gemach; die M. hat z. B. 87. gedenke an *den* gemach, *der* dir ꝛc. genieten, sich einer Sache, davon Freude haben, mit Freude erfüllt werden; 304. slafe hinaht bi mir, daz ich geniete mich mit dir lieblicher Gesellschaft, »genießen« sagt im Altdeutschen etwas anders. daz geraete, der Vorrath, Lebensmittel. gesêlwet, »beschmutzt;« rich-

tiger selwen, schwärzen, bräunen. sich *mit* lobe gegen Jemanden gésten, ihm »weichen.« In dieser Bedeutung finde ich das Wort hier zum erstenmal. gestůle, »Sitz.« Als Collectiv würde es z. B. die Reihe der Bänke im Schauspielhause mit einander bezeichnen. Warum es dennoch statt Thron steht, darauf deuten z. B. die Verse 360, 35. sin: und gie, nebst den Landherren, an daz gestůle sitzen, als er gerihtes wolde phlegen. gevellic, »passend;« bequem. geverte »Fahrt;« auch hier wohl: sein Gewerbe; das, womit einer umgeht. gottes gevůclicher gewalt klingt auffallend; die M. hat hier güenlicher, was ich nicht klar verstehe. =gewarent, ist nur schlecht geschrieben st. gewarnte, die Stammsylbe ist warn-, ohne e. gewarhaft, so 280, auch M.; warum denn »vielmehr gewårhaft?» ein gewer, »Urheber,« zu dem engeren Begriff des Worts in der altdeutschen Rechtssprache stimmt diese Bedeutung nicht recht. gezemen, »geziemen« reicht nicht aus bey Stellen, wie 347. sey gedankt, o Gott, daz dich der gůte wil gezemen, Daz du ꝛc. gezierde, Zierde, Schmuck; 115, 15. mit ir *geheizen* trugelich, dafür besser M. gezierde, d. i. nach der älteren Bedeutung, Anreizung. gezucket, verzückt; sollte besser zuken, rapere, aufgeführt seyn. der gire, Geier; der Nomin. ist gîr. * grůz, 17, 18, 2. Zuneigung Wohlmeinung. dú gust, »Begierde.« Eher noch, laute Freude, Uebermuth. div gülte, »Schuld,« ist viel zu vag; besser eine zu bezahlende Schuld, Steuer; in der letzten Stelle heißt es Einnahme. Die Citation Benecke's paßt nicht, da im Boner div gülte nicht vorkömmt. hac, »Haft, Gefängniß,« für sich heißt es das nie. hant; hier fehlen die Ausdrücke z. B. 133, 10. bi gottes dúrftigen hant und nachher 35. bi kranker dúrftiger hand, d. h. durch arme Leute; an den unmittelbaren Begriff Hand ist hier nicht zu denken. Die Erklärung der alten Gedichte, blos aus sich selbst, ist durchaus unzulänglich; man muß die Sprache der Urkunden zu Hülfe nehmen. Jenes »gottes dúrftige hant« bezieht sich, wie mir scheint, auf die religiöse Ansicht, daß alle Armen, so wie die Klöster, in besonderem Schutze Gottes stehen. heidenischliche, im Text steht richtiger heidenschl. =herliche fro; hier ohne Zweifel zu lesen herzecliche.= hertlich, das Wort taugt wohl nicht viel; besser liest die M. von disem vorhtlichen tage. hieschen, »von heischen;« ich kenne nur den Infin. eischen. *von* hinnan. 76. die M. richtiger blos hinnah. din honicmaeze zunge, hier die M. honicmaezigiv, vorher honicmazze lant. * iamer, Sehnsucht, Verlangen, s. unten bey twingen. der iamersregen; nicht besser in M. des iamers regen? iehen schließt fast immer den assensus, oder ein Versichern des Redenden ein, es ist also wohl mit dem allgemeinen sagen, spre-

chen nicht ganz gleichbedeutend. — Mit dem Dat. und Genit., einem etwas zuerkennen, zusprechen, dah. ertheilen; hier fehlt 229. Div rede im solher vorhte iach, daz ɀc. Josaphats drohende Rede brachte ihn so sehr in Furcht. iemerme, wir finden es hier eigens getrennt 93. Da ú sol iemer wesen we Bidem leiden túvel me. ioch, durch auch nicht hinlänglich erklärt, 122. Ioch gesuch ich dich nie, liest die M. ja g. i. d. ê nie. Im Nibel. Liede steht dieses ia zum öftern, ioch nie. klagen »mit dem Genit., den ein übel angebrachtes Komma herbeygeführt hat; man l. dort ich wil dir sagen Ein teil vnd miner swere klagen, wo nach diesem vnd, ein teil als wiederholt gedacht werden muß; chlaine adv. wenig, mit dem Genit. z. B. 181. Ir (der Christen) ist hie chl. beliben, l. mit M. ist chl. hie bel; 147; Also kleine ir, der richeit der Welt, im bestat, als dem ɀc. komen, einer Sache wider komen 343, etwas wieder gut machen, blieb unangemerkt. in chrúze-weis 346. M., nicht in krúzes-wis. = kunftic 90, 5 steht: do zer brutlorf kúnstic was Der brutegom, unde solde komen, gar zu tautologisch; die M. besser: Do in der br. k. was, Vnd der br. solde komen. = dú kúr, 26; vnd laite seinen maistern fur Weise frage in vremder chúr, auf wundersame Art; so M. unstreitig richtiger, als der Text: wise frage *vnd* fremede kúr, leben; beyzufügen ist 400, daz redeliche leben von Citels, d. i. die verständigen Klostergeistlichen, die cisterzienser klösterliche Gemeine. M. daz redleiche, schrieb etwa Rudolph: daz regeliche? letzen, »erfreuen, erquicken,« ganz irrig; an freuden gar geletzet heißt dort, aller Freuden beraubt. lieb, substantivisch, so 131 ir, der Welt, kurzez lieb, ir langez leit; 34 nach liebe ein endelichez leit; 16 wider eine liebe (nicht lieben), gegen eine Freude. * der lilie; 64, 15 steht zwar alsam *der* schonen lilien schin, richtiger aber hat wohl M. *des* sch. lylien. lip, 35 dirre welte lip, ist früher berichtigt worden. Sonst fehlt hier die Bedeutung in der schwierigen Stelle 192, ob: wil ez, das Kind, den lip lazen varn, was nur bedeuten kann: will es der Welt sich entziehen, und dem geistlichen Leben sich widmen. loch »Höhle,« richtiger würde hier die Erklärung bey Westenrieder (Loh) und Oberlin: Loh, lucus, saltus, seyn. = loschet, eine Unform, man l. mit M. lischet. losheit, Falschheit; wohl eher Leichtfertigkeit, Ausgelassenheit. mágetúmlicher kann gar in diesen Versen nicht statt finden, das erste e ist zu tilgen. masen, Fleck; aber jenes ist an beyden Stellen der Plur. mit solchen meine kann nicht »Verachtung,« sondern nur in solcher Absicht, in solcher Gesinnung bedeuten. meistic, meistens; »ir meistic heißt: die Meisten unter ihnen. minnen, lieben.« Aber 250,

24. 305, 30. heißt es offenbar etwas andres; dur ir minnen solt steht das. 35. miselsühte, aussätzig. Es ist der Genit. des vorherg. dú Miselsuht. mitte statt mit;« nur lautet die Präpos. vor dem Subst. nie so. mittertac, so wie 90, gen mitternaht, wird hier und im Text irrig als ein Wort behandelt. Dahin gehört noch zu mittem morgen, zur Terzzeit. mudinc, Bösewicht, der arme Tropf, der Elende drückt es besser aus. * mit; es sollte die alte Redeweise hier bemerkt seyn, wie: Jeder sah das Heer mit vlrhte sein, flüchtig seyn, fliehen. mut, hiebey fehlt 105. âne mut, ohne inneren Ernst, mutwille steht, wo wir das einfache Wille, Verlangen brauchen: ob ez sines herren mutwille ist, falls es ihm gelüstet, beliebt. die nachkunden, auch M. nahchvnden, aber was bedeutet es? niene welle got, die M. liest hier Nain nv welle g., sonst steht in alten Handschriften nu en welle got, da sey Gott für. nit, Neid. Aber oft ersetzt es Haß, Feindseligkeit richtiger; 11, vientliches zornes nit. núwe, neu;« zu wenig; die Redensart, mir ist, wird Etwas núwe, von dem, was uns stets beywohnt, z. B. sin herze nie bevilte, im waere mit trúwen núwe-manlich trúwe; und S. 19 do wart dem kúnge núwe des werden fúrsten trúwe, er erkannte sie von neuem, sie bestätigte sich ihm. ob, im Fall, 270, 10, wo vorher unrecht interpungirt ist. dú orthabunge, fehlt die Erklärung. Es heißt: Auctorität, Begründung. = oster, östlich,« er sach ein tor *oster* stan, müßte heißen ostert, aber man l. mit M. offen. * ogen-sehe, man hat nicht bemerkt, daß es ein Wort ist, die Augensehe st. das Sehen der Augen; mehr als Jemandes oren oder ogen-sehe vinden kúnnen (M. chynne) 152 unt.; auch 153, 20. Daz ogen saehen, wohl ogen-sehe zu lesen, wiewohl auch M. hier augen-sehn hat. Pfellel, der Verfasser hat sich zu einer Untreue verleiten lassen, man gebe das Wort, wie es im Text steht, phellil. M. hat dafür phelle. mit sunder pfliht, irrig als ein Wort hier geschrieben, soll heißen Egoismus; der Sinn ist dort: sie hielten es ausschließlich mit diesem oder jenem; die sunder' phliht ist also ein besonders, nicht für Alle geltendes Bündniß. dú prophetie, unrichtig gelesen st. p—cie. rat, 1) Ausgang, »sehr ungenügend für diese Stellen, wo doch wenigstens guter Ausgang, Hülfe hätte angegeben werden sollen. Die Bedeutungen unter 3) sind dagegen sehr gut nachgewiesen. redelich, ist durchaus nicht unser redlich, vielmehr vernünftig; swie redeliche Adv. 270, 30; hier bedeutet es wohl: verständlich, oder auf passende, angemessene Art? reffen, mit Worten strafen, bey Oberl. aus diesem Gedichte dreymal die falsche Form reffen. der rehte, der Gerechte;

hier war auch anzuführen 73, 3, wir suln den rehten (justum) vmbe-gan, was Lachmann sich gemißdeutet hat. reht, hier sollte nicht fehlen 363, 20 ob ir sin (Gottes) reht mit rehte tut, ob ihr seinen Gesetzen folge leistet durch ein gerechtes Leben. richeit, Reichthum;« Herrlichkeit, Macht, so wie rich nicht blos »reich,« sondern auch prächtig, kostbar heißt; rilich, reich, schön, und besonders prächtig, glänzend. Bedenke wohl, in welcher richeit ich *do* was, Do din zunge mir vor las 2c. Im Lat. Nosti, in quali me gloria invenisti et deliciis; 227 = an-riechen, in der verderbten Stelle 111, 39. Ez, das Feuer, en-reiche in eteswenne an, wo die M. trefflich verbessert: Esswenne rieche ez in an, ganz dem Lat. entsprechend: iuxta ignem conversari et non *fumigari*. rô, auch rôw 343; die M. hat für rô, gerav. ruchen, »geruhen;« man muß nicht durch ein Wort erklären, das jetzt (hier wegen seiner irrigen Bezüglichkeit auf Ruhe) gar nicht mehr klar verstanden wird. runschen, ein Provinzialism des Schreibers; l. mit M. mit rvntzen vberlesen. sache, 103 in fridelichen (?) sachen, Dingen, Händeln, Streitigkeiten. sagen, aber im Text steht hier ja immer sagen. saeldenbarn; da hier auch vorkömmt 226, vf vrôlicher saeldenvart (was hier fehlt, weil dort ohne Hyphen vrôlicher selden als Genit. angesehen wurde), sodann saeldenkrone, saeldenwan, saeldenwege; so möchten doch alle solche nicht-vollkommene Zusammensetzungen besser unter saelde gereiht werden, statt im Wörterbuch als selbstständige Wörter aufgeführt zu seyn. saelderich, saelde*n*rich; ich will hierbey erinnern, daß dieses n in derley Wörtern in der M. durchgängig völlig gut da steht, wo es in der K. 1 fehlt. samit, zusammen, gemeinschaftlich, nicht »sammt.« Scheinen, zeigen, an den Tag legen; die M. liest dort dem alten Sprachgebrauch gemäßer *er*scheinde. seine, auch »kaum;« dieß ist irrig, es heißt dort träge. * selten ie, urbane Redeweise st. niemals. sin, man brachte ihn wieder an sinen sin, zur Besinnung, zu sich selbst, 311. sit, sintemal, steht 390, 34 mit dem Conjunctiv, vielleicht dem Reim zu Liebe? sot, Brunnen, besser Pfütze. spellen, spalten: so spellent disû maere sich. Was heißt dieß nun? etwa: so widersprechen sich diese Erzählungen? oder: So ist hier von etwas Anderem die Rede? (So hat es mit diesen Sagen eine ganz andere Bewandniß.) spil, 233, 10 heißt es Vergnügung, 376, des tûvels spil. Gaukeley; ane spot, ohne Scherz, in Wahrheit, z. B. 349, 1 ein ausfüllendes Wörtchen, dem nicht durch umgestellte Komma's eine selbstständige Wichtigkeit gegeben werden darf. strichen

225, hier heißt es wandern. strik, die eigentliche Bedeutung Netz fehlt hier. In ez was ein angeſtlicher Strik erklärt es Grimm durch Zeitpunkt. = er ſtvmbet, verſtummte, iſt wohl mit M. zu leſen: er erſtvmte. ſuchaere, Auffeher, richtiger Späher, Kundſchafter. ſündeclich; an den genannten Stellen ſteht: 1) ſunderlich, 2) ane ſunderlichen vlec; deutet dieß darauf hin, daß die deutſche Druckſchrift undeutlicher als die lateiniſche iſt: ſo gebe man uns künftig um ſo mehr die alten Gedichte vor dem funfzehnten Jahrhundert in gewöhnlichem lateiniſchen Druck. ſünderbar, rein von Sünden, alſo ſvnden bar. Sunder, auch abgeſondert, allein. Die hier aufgeſtellten Beyſpiele zeigen, daß man dieſes Adj. in derley Verbindungen nicht zu dekliniren pflegte, ſuntheit, die M. lieſt dort geſunth, wie wohl auch der Dichter ſchrieb. ſus, ſo. Aber 303, 5 heißt es: ohne weiteres, ohne ſonſtigen Vortheil: ich bin dir *ſus* in gotte holt; und 25. Du ſolt ſus der lere min volgen, ohne weiteren Entgelt; wie das griechiſche *αὔτως*. = ſwaeren, Schmerz machen, das müßt' es alſo auch bedeuten 192, 10 vil gottelich daz waere, dáz ez nieman ſwáere, aber beſſer lieſt hier M. daz éz waere nieman ſwaere. Swaz, mit folg. Plur. wie viele; ſwaz er iender armer durftigen vant. Als dem lat. quantopere entſprechend, ſiehe im IX. Abſatz 328, 30. tohte, mit dem erſten Gerund (Genitiv des Infin.) 26, 2. er duht, daz ez niht tohte Vragens den vatter ſein, ſo M.; Köpke hat: daz nit tohte Fragen es—; l. fragenes. Man befrage dießfalls nur andere Handſchriften.* tobe toren 210, nicht etwa taube Thoren, ſondern als Synonymen; der tore, der Gehörloſe; ſo 38: den ungehornden toren; im Bayeriſchen iſt toret, taub. tragen, ſich zu Herzen nehmen; auch 87, 30 welnt ſi *den* (Lehren) niht nahe tragen, wo der Dat. vermuthlich falſch ſteht. M. wellent ſi *die* niht nah in (l. nahin) tragen. tran, der Fluß, Strom; hier zweymal, hat Oberlin nicht einmal, der doch ſonſt ſo vieles aus dieſem Gedichte aufnahm. troſt, Hülfe, Beyſtand, ſonſt auch Hoffnung, Zuverſicht. 206, troſten, paßt »helfen« nicht; ſich einer Sache troſten, heißt ſich auf etwas verlaſſen, Zutrauen dazu haben. tropf, träufelte, iſt ſchwerlich richtig, da es troph oder trof heißen ſollte. Die M. hat dort nach der gleichſtellenden Conjug. tropphte, neuer. den trugenthaften, nichtswerthe Form; die M. trugehaften. Eben ſo iſt trurilichen und trurlich kein Wort; l. durch ir truriclichez leit, ſchon des Verſes wegen. Die M. hat hier travrichlichz. túre, von etwas, das ſchwer zu haben iſt, mangelt, nicht anzutreffen iſt; dieſe Redeweiſe auch 292, ſo groze vinſter anderſwa vil

türe was. tüsch; die M. hat auf der nämlichen Seite: in tivschiv lant, in tivsche berihten, in tivscher zungen; vergl. das S. 422 bemerkte. =tüvellicher rat, beyde Mal liest die M. viel besser trvgenlicher, wie denn auch 215 richtig dieß sin trugelicher rat steht. twingen, häufig von Gemüthsrichtungen; so auch 283: Ez waere (außer etwa), daz in singedanc Nach sinem meister iamers twanc, daß er in seinen Gedanken voll Sehnsucht nach seinem Lehrer verlangte. ubel, wie ich der ubeln not genese 96, der Noth und Strafe der Bösen; das Adj. ubel wird fast nur von Personen gebraucht. überlesen, übersäet, siehe vorhin runschen. Die genaue Entwickelung der Bedeutungen des altd. lesen sucht man überall noch vergebens. uf, auf; mit dem Accus. in Rücksicht, in Hoffnung einer Sache 222, 25; wie im griechischen ἐπὶ mit d. Dat. oft gebraucht wird. ufen, im Text richtiger usen, erhöhen. vnde, die der deutschen Sprache eigne Wiederholung konnte hier angemerkt werden, wie 350. Dem künige süze vnde süzer was, swas ꝛc., je länger, je mehr fand er Gefallen daran. unberuchet, unversorgt, vernachläßigt, ohne Hülfe. * im was (richtiger M. wart) vnbechant antwurte — es entzog sich ihm ꝛc., er wußte nicht zu antworten. durch unfuge, heißt dort: wegen der Unziemlichkeit, weil es sich nicht geschickt hätte. »Ungeschicklichkeit« sagt etwas anderes. vngemach »leiden,« 33, 2 mit senfte, mit vngemache, ob es uns wohl oder übel geht. 185 unde ögete klagen*dez* vngemach, wo M. vnd avgente chlagen*den* vngemach. vnkunt, unbekannt, ein reines Adj.: vnkvnde wege. *dú* unlenge, Kürze; noch von ungewisser Bedeutung, wie es auch Lachmann findet. Mir scheint vnlenge ein Adverb. =unmaze als Adv. lautet richtiger: ein vnmaz*zen* grozer Stein, M. Das Adj. vnsenfte, unsanft, grausam, beschwerlich mühsam. untrost, Schmerz, verzweifelte Lage; vielleicht: Gefangenschaft; es steht öfter bey Rudolph; Oberlin hat es gar nicht. vnvertic, Oberlin ist hier nicht zu Rathe gezogen, vergleiche auch Westenrieders Gloss. unvertige frauen, liederliche Weibsbilder; unvertic heißt eigentlich, der vom rechten Wege abweicht, des rechten Weges ermangelt. unz, im Abdr. steht gar oft bis, wo die M. vetz hat. urbunst, Neid, Haß; letzteres bedeutet es nicht. daz urkunde Gottes soll hier bedeuten Martyrthum. Schwerlich; gottes urkunde heißt eher Gottes Wort. der waltschrate, Waldmensch. Bestimmter nach Angabe des Lateinischen: et in *Satyrum* propter Antiopen. wan, ausgenommen, findet sich hier einmal mit dem Genit. 369, 25. Daz wir vns erkiesen dekeinen herren, wan *din*. —

wan daz sein Herz fest zu Gott gewendet war, so waere sin můt verkrenket, wäre nicht gewendet gewesen, so ꝛc. 297, 33 =wandelicher mut ist schwerlich richtig. Bedeutsamer ist die Lesart der M. ſi habnt des waenlichen mut. * Hier fehlt wandel-trůwe (Untreue), was 266, 13 irrig durch ein Komma in zwey Wörter zerschnitten worden. wandiniunge, verderbte Form st. des vorang. wandelvnge. waze, »Gewächs?« So meinte ganz irrig auch Oberlin. Die M. hat: der edeln wurtzen draze, möglich, weil der Schreiber jenes Wort nicht kannte; es heißt Geruch, Ausdüftung; bey Wernher aus Tegernsee S. 4 heißt Maria aller tugende wâz unt ſmach; im wälschen Gast heißt selbst der Sinn des Geruchs der waz. wenic ist wie weinic (statt wenic) Unform des Schreibers. =werren; waz *wirt* dir, ist schon des Verses wegen zu verbessern wirret. daz wirt dir ringer dann ein wint gehört vielleicht gar nicht hieher, da es eben unser wird ist. von wiſſen steht 36,6. er en-wuſte wa, doch wohl en-weſte, wuſte ist nicht althochdeutsch. =wider, der ungrammatische Schreiber der K. stellt sich hier vorzüglich bloß. Bey einer Gegenhaltung steht richtig der Dat., aber Der wider dir getůrre ſin, und Daz wider ſinem vater was, und 61. wider ſime gebotte ist alles fehlerhaft; die M. hat hier einmal dich, dann, richtig unterscheidend, daz ſinem vater wider was, sodann wider sein gebot. * wider-komen, einer Sache, z. B, 343,25. Vnd wolde ir (seiner Sünde) gerne komen wider, sich von ihr losmachen, sie wieder gut machen. widerzaeme, was nie einem Subst. vorangesetzt wird, heißt nicht unziemlich, sondern unlieb, was uns nicht angenehm ist, widerwärtig. wizze (K., 2. hat dafür als richtiges Synonym pine), in M. weitze; wizzegaere, in M. weitzigaere, Peiniger, Henker. wortzeichen; zu bemerken, daß M. an beyden Stellen warzeichen hat; man vergleiche andere Handschriften dů wurze; dieß ist die Mehrzahl, also die w.; eine wurz der Nom. steht 107. Zuzim; man könnte fragen, ob die alten Dichter zwischen zů ime und zů z'im unterschieden hätten; hierüber mögen aber bessere Handschriften entscheiden, als uns der Barlaam dermalen darbietet.

XI. Nach dieser Durchsicht des Wörterbuchs habe ich nun noch das vorhin gegebene Versprechen hinsichtlich der in dem Texte selbst sich findenden Lücke zu erfüllen. Diese beginnt nach der 32. Zeile der 294. Kolumne; die von da an folgenden 34 Verse sind nichts, als die fragmentarischen, so durchaus unverständlichen Reste der vollständigen Reihe von 136 Versen. Um diese Stelle zu ergänzen, läßt uns leider die alte Münchener Handschrift ohne alle Hülfe, sie fehlt darin ganz, so wie in der Kö-

nigsb. 2.; was wir darbieten, ist der Erwerb aus der zweyten weit jüngeren Handschrift vom Jahre 1459, die ich sonst keiner weiteren Aufmerksamkeit hier würdigen konnte. Man sieht aber aus diesem einzelnen Fall, daß kein Denkmal der Vorzeit ganz zu verachten ist. Uebrigens wird diese Ergänzung, an der ich nichts ändere, die Fehler und Mißhandlungen, die in jener Kopie das Gedicht erlitten, zur Genüge darthun. Die Stelle selbst findet sich da, wo der Zauberer Theodas dem Könige den Versuch anräth, Josaphat durch die Lockungen der Liebe vom christlichen Glauben abwendig zu machen; er erzählt dabey ein Mährchen, wie ein junger Königssohn, nachdem er zehn Jahre eingeschlossen gewesen, zuerst unter eine festliche Gesellschaft im Freyen eingeführt worden; hier, als er nach dem Namen der schönen Damen gefragt, habe im Scherz einer der Begleiter ihm geantwortet, die hießen der T. Als nun der König ihn fragte, was ihm am meisten behagt habe, antwortete der Knabe, am besten gefalle ihm der T. &c. Der deutsche Dichter konnte es nicht über sich gewinnen, diesen Scherz über das weibliche Geschlecht so hart hervortreten zu lassen; er fügt hier deßhalb, in einem Gespräch mit seinem Herzen, ein schönes Lob desselben ein, bittend vorher, daß er einen Augenblick aus der Erzählung heraustreten dürfe. — Aus ähnlichem Grunde, warum diese Stelle in jenen Handschriften nicht gefunden wird, findet sich eine zweyte Lücke in der alten M., in der K., 1. und der Berl. (Sp. 305, 15 bis zu Ende des Absatzes), nachdem die schöne syrische Königstochter dem Josaphat versprochen hat, sich taufen zu lassen, unter dem Bedinge, vorher seiner Minne gewährt zu werden. Josaphat weicht aus; sie solle ohne das die Taufe empfangen. Hiebey kann unser Dichter sich nicht enthalten, zu gestehen, eine solche Bitte würde von ihm nicht abgewiesen werden. Man wird begreifen, daß dieser »Schimpfrede« ein ganz anders Princip, als das einer rohen Sinnlichkeit oder gemeinen Spaßes zum Grunde liege; der Poet, der sich in seinen Rittergedichten überall höchst züchtig beweiset, wußte, was ihm zu sagen obliege, um nicht, da er nun einmal kein Geistlicher war, von den Zeitgenossen für einen gebürschen (bäurischen) Mann gehalten zu werden, und so wird der Abt und der Konvent zu Kapelle es ihm nicht übel genommen haben; nur freylich mußten diese Abschweifungen in den Abschriften für die Klöster unterdrückt werden. Dieses für alle ähnliche Fälle. — Die Verse, welche schon in dem Abdruck stehen, wollen wir durch lateinische Schrift kenntlich machen.

»Wildu Josaphatez synn
An dich bekeren, das du in
Lassest also beleiben
Bey mynnikleichen weiben,
So wird er schier bechert,
Was in ir mynne leret,
Das wirt sa durch sy gethan,
Als ich dir nu gesaget han.«

Nu lat mich sunder swäre
Mit vrlawb aus dem märe
Ein wenig keren, des ger ich,
Wann es mein mut betwingt mich.
Do ich an disem märe lase,
Daz dort durch schimpf auch gesprochen was,
Das weib der tewfl wäre,
Der jin das nicht verbäre,
Sein list verlait den mann:
Do gedacht ich daran,
Wie lebentz mannes frawden leibe
In den frawden getewrt werde weib,
Vnd nam in meinen synn
Die geerten weibes mynn,
Wie die mit werder güte,
Mit lobe, mit hohem müte
Tut ere gerends hertze fro;
Mein hertze fragt je (l. ich) also:
Wes wildu von weiben mir
Helfen iehen, des hilf ich dir.

Mein hertz ain tail von zoren sprach:
Rudolf, mir ist vngemach
Ob du von in icht anders gichst,
Wann wes du von in dich versichst;
Du horest vnd hilfest iehen,
Nyemant müg pas geschehen,
Dann ainem eregerenden man,
Des raine weibe sich nement an,
Vnd schön im sein gemüte
Mit weiblicher güte
Ze frawden aus sorgen kerent,
Vnd sein frawde merent
Mit frawdenreicher wirdikait,
Die geerter weibs namen trait.

Also antwurt ich dem hertzen mein:
Ich wolt dich der lere dein
Geren helfen vnd iehen,
Wär mir so wol von in geschehen,
Das du torst iehen von mir,
Das mir oft vnd auch dir
War geschehen pas von in:
So pat ich geren meinen synn,
Die rede versprechen vnd den namen,
Des sich ir kunst mus schamen.

Do sprach mein hertz: gar den pein,
Der dir mus beraitet sein
Von weiben, der gar (l. gat) vber mich;
Durch das wil ich piten dich,
Das du dich heran rechest,
Disen namen versprechest
Auf die genade, da sey (daz sie) dir
Der rede lonen, vnd mir
Mein swäre püssen,
So das sey dich wol grüssen.
»Hülfe es icht, ich tät das«
Auf ir genade furbas
Solt du sy mere versuchen,
Ob sy des geruchen,
Das in wert dein dienst sey,
So wert, das sy dich machen frei
Von vngemüte, vnd dich
An frawden trösten, vnd mich
Von hertzen = sere enpieden.
»So (?) mocht ich das an in vinden,
Das sy das räten, so wolt ich
Dir volgen, als du lerest mich.«
Nu versuch es, das ist mein rat,
Die dich nu betwungen hat,
Durch die so sprich in allen wol,
Dein dienst durch ihr gute sol
Ir ainen dienen, sy ist so gut,
Das sy noch hohet deinen mut.

Dem hertzen ich da volge iach;
Disen namen ich versprach,
Vnd iach des auf die trewe mein,
Das weib ain krone, ain plumenschein,
Ein wune berende wirdichait,
Die plünde suesse trait
An saldenreichen frawden gantz,
Vnd manleicher frawden krantz,
Ain preise manleichs mutz,
Ein vbergut des gutz,
Ain lachende spilent tugent,
Ein spilent lachende iugent,
Raine, suesse, frawdenbare,
Manleichen frawden gewäre (?);
Käwsche weibheit die ist wert
Des pesten lobs, des man gert;
Weibleich nam das ist ain wort,
Das aller wort hochsten hort
An gotes geschaft wol kronet;
Geblümet vnd geschonet
Ist weltliche frawde an in;
Weibes nam ist ain gewin,
Der mannes namen vnd werden man
An hertz frawden hertze (keren ?) kan.
Gehertzet hertze an willen nymt.
Von hertze lieb wol getzympt,
Das ist vil gar an weiben;
Wer möchte volschreiben
Weibs lob pis an das zil?
Nymmer (l Miner) maister ist so vil,
Die an ir suessen wirdichait
Habent suesses lobs so uil gelait,
Das mein kunstloser synn
Nicht newes sprechen kan von in.

Rainer nam nu weise (l. wizze) das,
Kunde ich dir gesprochen was,
Oder wäre hie nu die Zeit,
Das es der (l. div) läwt sunder neyt
An disem märe wol liessen,
Mich möcht nicht verdriessen,
Ich wolt mit willen deinen preis,
Wäre ich von kunsten so weis,
Sprechen, hohen, meren,
Ze hoherm lobe cheren:
Das höret an ditz märe nicht,
Als ditz puchs vrhab gicht,
Da mus ichs hie lan;
Was ich von dir sprechen kan,
Das tun ich durch solichen sit,
Das du versprochen seist damit.
Hie wisset pei meinem mut,
Wer kain (deheine) rede tut
Von dir anders dann er sol,
Das er mir nicht behagt wol.

Das zaigte (?) was mocht ich
Es genyessen vmb dich,
Das sie an den genaden dein,
Vnd an den haile mein;
Tue mir nach deinen eren. —
Nu lat mich wider keren
Aber an das märe hie,
Da ich die rede hievor lie,
Da ich vrlawbs müst geren,
Ich enmocht der rede nicht enberen.
Der kunig was des ratz fro u. s. w.

Zwar nicht zu vermuthen, doch möglich ist es, daß diese ganze Stelle sich in keiner der noch vorhandenen alten Handschriften erhalten habe; wenigstens hat noch Niemand den klar darin angegebenen Namen des Dichters (Rudolf) in einer solchen Handschrift nachgewiesen. — Und hiemit wünsche ich nun, die schöne Bereicherung, welche unserer alten poetischen Literatur durch diese, unter löblicher Mitwirkung der deutschen Gesellschaft zu Königsberg erschienene Ausgabe zu Theil geworden, dem Leser hinlänglich empfohlen zu haben. Herr Köpke hat sowohl bey diesem Werke, als bey den Proben einer höchst verständigen Bearbeitung der historischen Gedichte der Minnesinger bewiesen, wie viel Gutes von seinem Talente und Fleiße zu erwarten sey; möge er daher unter günstigen Umständen fortfahren, das so viele Jahrhunderte durch verwahrloste Feld der edlen altdeutschen Kunst und Bildung an seinem Theile mit zu pflegen und anzubauen.

B. J. Docen.

Art. VI. 1. Tatarische Sprachlehre zum Gebrauch der lernenden Jugend. Vom Professor der tatarischen Sprache, dem Priester Alexander Trojansky, herausgegeben. Petersburg. In der kaiserlichen Buchdruckerey 1814. 4. 199 Seiten. Russisch.

2. Alphabet und Anfangsgründe der tatarischen Grammatik mit der Anweisung, arabisch zu lesen, für das kaiserliche Gymnasium zu Kasan, gedruckt in der Druckerey der Universität zu Kasan 1809. 8. 106 Seiten. Russisch.

3. Der Koran, gedruckt im kaiserl. Gymnasium zu Kasan im Jahre 1816. Folio. 478 Seiten. Arabisch.

4. Bruchstücke von Suren des Korans, besonders abgedruckt zu Kasan im Jahre 1816. 8. 238 Seiten. Arabisch.

5. Rissalei Bergewi, d. i. der Religionsunterricht des Scheich Mohammed Ben Ali Bergeli, gedruckt zu Kasan in der Druckerey des Gymnasiums im Jahre 1808. 4. 122 Seiten. Türkisch.

6. Rissalei Mohammed Effendi, d. i. Abhandlung von den Pflichten des geselligen Lebens. Gedruckt in der Druckerey des Gymnasiums zu Kasan. 4. 98 Seiten.

7. Rissalei Bergewi, der obgedachte türkische Religionsunterricht in türkische Reime gebracht. Gedruckt zu Kasan im Jahre 1807.

8. Das Buch Ustuwani Mohammed Effendi's über die Vorschriften der gesetzmäßigen Reinigung und des fünfmaligen täglichen Gebetes. Türkisch, gedruckt in der Druckerey des Gymnasiums zu Kasan im Jahre 1806. 8. 168 Seiten.

9. Sebatul-Aadschisin, d. i. die Festigkeit der Schwachen. In tatarischen Versen; gedruckt im Gymnasium zu Kasan im Jahre 1807. 4. 108 Seiten.
10. Feusun-Nedschat, d. i. der Segen der Rettung, in tatarischen Versen; gedruckt im Gymnasium zu Kasan im Jahre 1802. 4. 176 Seiten.
11. Anweisung zur Einimpfung der Kuhpocken. Türkisch, gedruckt zu Petersburg im Jahr 1803. 8. 72 Seiten.
12. Das Mährchen Seiful-Mülk's, in tatarischen Reimen. Gedruckt zu Kasan im Jahre 1807. 4.

Dieses Dutzend von Werken, welche in dem Verlaufe eines Jahrzehends aus der Druckerey des Gymnasiums von Kasan hervorgegangen sind, machen mit der schon vor zwanzig Jahren zu Petersburg erschienenen tatarischen Grammatik und dem tatarischen Wörterbuche des Joseph Giganow's den Gesammtschatz der bisher in Rußland erschienenen Druckwerke tatarischer, türkischer und arabischer Literatur aus. Die eben erwähnte Sprachlehre, das dazu gehörige Wörterbuch, und die Anweisung über die Einimpfung der Kuhpocken ausgenommen, welche auf Kosten der Regierung gedruckt worden, sind alle übrigen und selbst der Koran (von dem jedoch, wenn wir recht unterrichtet sind, eine frühere, auf Kosten der Regierung veranstaltete Ausgabe besteht) auf Kosten von Privatpersonen in den Druck gegeben worden. Die Namen derselben sind am Schlusse der Werke mit dem Druckorte genannt.

Diese Gönner tatarischer Literatur haben um dieselbe nicht minderes Verdienst, als die Brüder Zosimades um die griechische, durch die Beförderung des Drucks auf ihre Kosten. Freylich hat zwischen den unsterblichen Werken der Griechen und diesem tatarischen Schofel keine Vergleichung statt; aber auf der andern Seite sind die Gebrüder Zosimades weder die ersten noch die einzigen Beförderer des Drucks griechischer Meisterwerke, während die Herausgeber obiger Werke die ersten und bisher die einzigen tatarischen Mäcene sind, deren Namen, den sie bescheiden an das Ende ihrer Ausgabe setzen, hier an der Spitze derselben zu nennen, Recensenten-Pflicht ist. Abdul-Kerim und Obeidullah, Ben Mohammed Rahim Beni Tunis bestritten die Kosten der Herausgabe des Korans und der einzelnen Suren desselben, Jussuf Oghli Apanai besorgte die Ausgabe der Geschichte Seiful-Mülk's, des Buchs Ustuwanis, des ethischen Werkes: Festigkeit der Schwachen, des gereimten und ungereimten Bergeli, und des als Seitenstück zu seinem Religionsunterrichte verfertigten ethischen Unterrichts. Er nennt sich überall Chodscha, d. i. Vorsteher der Druckerey des Gymnasiums, und das Wort Tassarrüfi-

den scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß das Ganze auf seine Kosten und Spekulation unternommen sey. Von diesem Dutzend, oder vielmehr (mit Einrechnung der Sprachlehre und des Wörterbuches Joseph Giganow's) zweymal sieben Werken sind vier philologischen Inhaltes, nämlich drey grammatische und ein Wörterbuch, ein medizinisches, nämlich über die Pocken-Einimpfung, ein ästhetisches, nämlich das gereimte Mährchen Seiful-Mülk's, die übrigen acht aber alle religiösen Inhalts. Davon sind: der Koran und die aus demselben gewahlten Bruchstücke von Suren rein arabisch. Die Abhandlung Bergeli's, sowohl die in Prosa, als die gereimte, die als Seitenstück dazu verfertigte Ahmed Efendi's, und das Buch Ustuwani's von den Vorschriften der Waschung und des Gebetes, so wie die Anweisung zur Kuhpocken-Einimpfung rein türkisch. So, daß also der rein tatarischen Werke eigentlich nicht mehr als drey sind, nämlich Sebatul-Aadschisin, d. i. die Festigkeit der Schwachen, Feusun-nedschat, d. i. der Segen der Rettung, und das Mährchen Seiful-Mülks, denn die grammatikalischen sind tatarisch und russisch zugleich. Da diese letzten eben so wenig als der Koran hier zu einer ausführlichen Anzeige geeignet sind, und es für die Liebhaber genug ist, vom Daseyn derselben unterrichtet zu seyn, um sich den Koran als Seitenstück zu den Ausgaben Maracci's und Hinkelmanns beyzuschaffen, oder sich die tatarische Grammatik zum Studium dieser Sprache zu verschreiben, so beschränkt sich unsere ausführlichere Anzeige auf die sieben vorher bezeichneten Werke, nämlich: die vier türkischen und die drey tatarischen, wovon sechs religiösen, das siebente aber ästhetischen Inhalts. Von den ersten ist das vorzüglichste der Religionsunterricht Bergeli's, der eigentliche türkische Katechismus, welcher auch zu Konstantinopel fünf Jahre früher als die vorliegende Ausgabe, nämlich im Jahre 1803 in der Druckerey zu Scutari erschienen ist; worauf dann sogleich im folgenden Jahre der geschätzte Kommentar des großen türkischen Theologen Kasichan, unter dem Titel: Dschewherei Ahmedije fi Scherhil-Mahammedije, d. i. Perlenglanz Ahmed's als Erläuterung der Ermahnung Mohammed's. Die Konstantinopolitaner Ausgabe der Abhandlung Bergeli's in klein Quart ist nur 86 Seiten stark, während die Ausgabe von Kasan in größerem Formate 122 Seiten hat, was in der Verschiedenheit des Druckes liegt, indem der von Kasan mit dem von Konstantinopel verglichen, sehr grob und ungeschlacht erscheint. Dieser türkische Katechismus handelt 1) von den Eigenschaften Gottes, nämlich: Des Allebendigen, Allwissenden, Allhö-

renden, Allsehenden, des Wollenden, des Allmächtigen; 2) von dem Koran, der unerschaffen; 3) von den Engeln (deren vier vornehmste: Gabriel, Israel, Israfel und Michael); 4) von den Propheten, (deren die vier vornehmsten als Religionsgesetzgeber: Moses, David, Jesus und Mohammed); 5) von dem jüngsten Gerichte und dem Zugehör desselben (nämlich: der Auferstehung, der Gerichtswage, der Scheidungsbrücke und dem Wasserbecken des Paradieses von Himmel und Hölle); 6) von der Vorherbestimmung und dem Schicksale.

Nach diesen Dogmen folgen die Definitionen des theoretischen Glaubens (Iman), und des praktischen (Islam), der Pflichtgrade, Farf (unumgänglich nothwendig), Wadschib (erforderlich), Mubah (gleichgültig), Haram (verboten), Mekruh (tadelswerth). Die guten und schlechten Werke, die Erfordernisse des Gebetes, der Fasten, der gesetzmäßigen Waschung, und der verdienstlichen, nicht vorgeschriebenen Gebete.

Nro. 7. Ist dasselbe Werk Bergeli's in türkische Reime gebracht, vermuthlich zur Erleichterung des auswendig Lernens für Knaben. Der Verfasser, der sich nicht nennt, reimte dasselbe im Jahre der Hedschira 1052 (1652). Der Verfasser von Nro. 6, Mohammed Efendi, stellt sein Werk über die Muamelat, d. i. über die Handlungen des gesellschaftlichen Lebens, der Abhandlung Bergeli's über die Dogmen (Itikadat) zur Seite, und theilt dasselbe in eine Einleitung, drey Hauptstücke und eine Schlußrede. Die Einleitung handelt von dem, was Reisenden an geistlicher Vorbereitung nöthig; das erste Hauptstück: Von dem rechtlichen Verkehr im Handel und Wandel; das zweyte: Von der Vermeidung alles Betruges im Kauf und Verkauf; das dritte: Von dem Feldbau. Die Schlußrede. Von den niedrigen Erwerbsarten. Man sieht, daß der Verfasser seine Abhandlung über die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens nur auf die des Handelsstandes beschränkt, und zunächst für Kaufleute geschrieben hat. Nur die Einleitung über das Reisen hat allgemeinere Beziehung. Zuerst ein Wort Mohammeds aus der Ueberlieferung, über das Verdienst der Reisen, besonders der aus Liebe zur Wissenschaft und zur Bewahrung des Glaubens unternommenen: »Wer seines Glaubens willen von einem Lande ins andere geht, und wäre es auch nur eine Spanne weit, dem ist das Paradies bereit, der ist ein Gefährte Abrahams, und ein Gefährte Mohammeds, über welche beyde Heil sey!« Die besten Tage des Aufbruchs sind: Montag oder Donnerstag, am Tage vor dem vorvorletzten des Monats, mit Tagesanbruch. Reisegebet: Im

Namen Gottes, ich glaube an Gott, und halte fest an Gott, und vertraue auf Gott, es ist keine Macht und keine Kraft als bey Gott, dem Höchsten, dem Größten. O unser Gott! Ich flüchte mich zu dir in den Gefahren der Reise, von dem Unglücke des Umgeworfenen, vom bösen Aug', einwirkend auf Menschen und Gut. O unser Gott! du bist der Herr der Reise und der Vertreter derselben. O unser Gott! Bahne uns die Erde, erleichtere uns die Reise; o unser Gott! Gib mir Kraft der Tugend; verzeihe mir meine Sünden, und wende mich zum Guten, wohin immer ich mich wenden möge. Beym Abschied von seinen Freunden sagt man: Ich gebe euch dem Herrn zum Pfand, der nicht verliert die Pfänder. Zum Fremden, dem man als Gast begegnet, sagt man: Gott bewahre als Pfand deinen Glauben, und die Ringsteine deiner Handlungen, er vermehre deine Tugend, und wende dich zum Guten, wohin immer du dich wenden mögest. Beym Aufsteigen auf das Pferd: In Gottes Namen: Preis ihm, der uns dieses unterworfen, der uns mit sich vereiniget, denn wir wenden uns zu unserm Herrn. Auf dem Wege, bey Betrachtung von Naturschönheiten und Schöpfungswundern: O unser Herr! du hast dieses nicht umsonst erschaffen! Preis dir! Du wollest uns nicht mit der Pein des Feuers strafen! Beym Einkehren ins Absteigquartier: O unser Gott! Laß uns absteigen an einem gesegneten Absteigeort, denn du bist der beste der Herabsteigenden. Ich flüchte zu Gott vom Löwen, und vom Neger, vom Bösen des Erzeugers, und dessen, was er erzeugt. Ich flüchte zu den Worten Gottes, den vollkommenen, von dem Uebel alles Bösen, das er erschaffen hat. Bey hereinbrechender Nacht betet der Reisende: O Erde! Mein Herr, und dein Herr ist Gott! Ich flüchte zu Gott vor deinem Bösen, und vor dem Bösem, was in dir, und vor dem Bösen, was auf dir kriecht, vor dem Bösen der Löwen, der Neger, der Schlangen, der Scorpionen, und vor dem Bösen jedes Bewohners dieses Landes, und vor dem Bösen des Erzeugers, und dessen was er erzeugt. Bey dem Eintritte in eine Stadt oder in ein Dorf: O unser Gott! Wir bitten dich um das Gute dieses Dorfes, und flüchten uns zu dir vor dem Bösen, das darin.

Das erste Hauptstück zählt sieben und zwanzig Uebel auf,

vor denen sich der Kaufmann zu hüten hat, als: 1) Er sey nicht zu geizig. 2) Schmähe nicht, was er kauft. 3) Schwöre nicht umsonst. 4) Gehe nicht auf den Markt, ohne die Handelsgesetze zu können. 5) Verberge nicht die Fehler der Sache, die er verkauft. 6) Hüte sich vor aller Verrätherey. 7) Ueberbiete nichts u. s. w. Das zweyte Hauptstück handelt vom Betruge, Ribw, und den verschiedenen Gattungen desselben. Drittes Hauptstück: Von dem Feldbaue, und den sieben Erfordernissen desselben: 1) daß der Grund gut sey, 2) die Feldbauer gläubig, 3) die Zeit der Verpachtung bestimmt, 4) die Lieferung der Saat, 5) die verschiedenen Arten der Aussaat, 6) die Bebauung eines Feldes in Gesellschaft, 7) von der Bestellung des Feldes. Die Schlußrede handelt von den niedern Erwerbsarten, der Bestechung, des unrechten Gewinns u. s. w., und berührt die Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder in Betreff der Erziehung nach einer andern Abhandlung Bergeli's, welche den Titel führt: Inkasol-halikin, d. i. Rettung der zu Grunde Gehenden. Zum Schlusse gibt der Verfasser die Quellen an, woraus er den Inhalt dieses Buches zusammen getragen, nämlich: die Fetwa-Sammlung des großen Gesetzgelehrten Kasichan; das Werk: Eschbahun-nasair (die ähnlichen Fälle); das Werk: Dureri Ghurer, d. i. die Perle der Stirnenhaare, vom Molla chosrew, gestorben 1805 (1480); das Multeka von Scheich Ibrahim aus Haleb; das Werk Medschalis Rumi, d. i. die romanischen Versammlungen, auf welche der Verfasser als seine Quellen verweiset.

Der Verfasser des Buches Nro. 8, ebenfalls Mohammed, wie der Verfasser des vorhergehenden, und wie Bergeli, aber zum Unterschiede von demselben Ustuwani genannt, beschränkt sich blos auf die Pflichten der gesetzmäßigen Waschung, und des fünfmaligen täglichen Gebetes, worüber er die vorzüglichsten Streitfragen aus nicht weniger als sechs und neunzig Werken zusammen getragen hat. In dem Anfang macht eine sehr kurze und klare Auseinandersetzung des theoretischen Glaubens (Iman), und des praktischen (Islam). Der Iman, d. i. der Glaube (keineswegs, wie dieses so oft, besonders in französischen Werken geschieht, zu verwechseln mit dem Imam, d. i. mit dem Gebetvorsteher), enthält sechs Glaubensartikel, welche zu glauben zum Wesen des Mohammedismus gehört, und es ist daher ein großer, wiewohl sehr allgemein verbreiteter Irrthum, daß die zwey Worte: »Es ist kein Gott, als Gott, und Mohammed ist sein Prophet,« — das ganze Glaubensbekenntniß des Islams enthalten. Die sechs Glaubensartikel sind der Glaube: 1) An Gott. 2) An seine Engel. 3) An seine Bücher (die heiligen Schriften). 4) An seine

Gesandten (Propheten). 5) An den jüngsten Tag (sammt Hölle und Himmel). 6) An Schicksal und Vorherbestimmung. — Der praktische Glaube (Islam, d. i. die Ergebung) bestehet in fünf Punkten: 1) In der Formel des Glaubensbekenntnisses: Es ist kein Gott, als Gott, und Mohammed ist sein Prophet, welche die vier andern Glaubensartikel einschließt, und durch deren Aussprechung der theoretische Glaube (Iman) erst in den praktischen (Islam) übergeht. 2) Das fünfmalige Gebet mit den vor demselben erforderlichen gesetzmäßigen Reinigungen. 3) Die Faste des Monats Ramasan. 4) Das gesetzmäßige Almosen. 5) Die Wallfahrt nach Mekka. Das zu wissen Nöthigste über diese eilf Punkte des Mohammedismus (gleichsam die zehn Gebote desselben), findet sich in dem Katechismus Bergeli's, das vorliegende Werk beschäftiget sich aber blos mit dem zweyten der fünf Erfordernisse des Islams, nämlich: Mit dem fünfmaligen Gebete, und mit den vorher vorgeschriebenen Reinigungen, welche Abdest oder Ghusl heißen, je nachdem nur einzelne Glieder gewaschen werden, oder der ganze Körper. Nach dem Grade der gesetzmäßigen Erforderniß werden die Reinigungen in fünf Klassen eingetheilt: 1) Gesetzmäßig unumgänglich nöthige (Farſ), 2) erforderliche (Wadschib), 3) durch das Beyspiel des Propheten vorgeschriebene (Sunnet), 4) die beliebten (Mustahabb), 5) die Neuerungen (Bidaat).

Wir kommen nun zu den drey tatarischen Werken, deren zwey ebenfalls religiosen Inhaltes, und bloße Uebersetzung aus dem Persischen sind; beyde in Reimen. Das erste (Nr. 9) Sebatulaadschisin, d. i. die Festigkeit der Schwachen genannt, ist dogmatischen und ethischen Inhaltes. Es handelt nach dem Lobe Gottes und des Propheten, zuerst von den Dogmen, nämlich von Gott, und seinen acht Eigenschaften, nämlich: 1) Leben (hajat), 2) Wissenschaft (ilm), 3) Macht (Kudret), 4) das Sehen (Baßr), 5) das Hören (Semi), 6) der Wille (Iradet), 7) Das Wort (Kelam), 8) Die Schöpfung (Tekwin). Hierauf die übrigen Artikel des Glaubens, an die Engel, Propheten, an die Peinen des Grabes und der Hölle, an die Auferstehung, und die Rechenschaft des jüngsten Tages, an die Gerichtswaage und an die Scheidungsbrücke, an das Wasserbecken des Paradieses, und an die Fürsprache des Propheten. Der Verfasser geht dann zu dem ethischen Theile durch das Mittel seiner eigenen Person über, indem er erst von sich in großer Demuth und Bescheidenheit spricht, und dann eine Art von letztem Willen (Waßijet) mit der folgenden Bitte um Nachsicht spricht:

Um das Geheimniß der Geliebten willen,
Um gelber Wangen, blut'ger Herzen willen,
Um Männerseelen, heiliger Streiter willen,
Ums theure Blut der Martyrer des Glaubens willen,
Um weißen Bart der großen Männer willen,
Um nasses Auge der Waisenkinder willen,
Um sehnsuchtsvolles Herz der Jugend willen,
Um weißes Haupt der alten Weiber willen,
Um Schmerz und Gram der Herzgekränkten willen,
Um kalte Seufzer der Gefangenen willen,
Woll'st Gott mein dünnes Haar von Schande retten,
Soll dieses Werk nicht ganz den Wunsch erfüllen.

محبت اهلينك اسراري اوچون
رخ زرد دل خونباري اوچون
غزا قيلغان ايرانلر جاني اوچون
شهيدلارننك مبارك قاني اوچون
اولوغلارننك سقالي اقي اوچون
يكيتلارننك دلي مشتاقي اوچون
عجوزلرننك اقارغان باشي اوچون
يتملرننك كوزيننك ياشي اوچون
شكسته پيوهلارننك دردي اوچون
اسير خلقيني اه سردي اوچون
اكر چنديكه يوق ايلكيده هيچ شي
بو قاچقان قلني رسوا قليه يا حي

Die folgenden Abschnitte handeln von dem Schatze der Genügsamkeit, von der Zufriedenheit; die Geschichte der frommen Frau, der Rabia, und eine Anekdote vom Tyrannen Hedschadsch, die wir ihrer Kürze willen als Probe in Text und Uebersetzung aufführen:

Zu einem Muselman sprach einst Hedschadsch:
Breit deine Arme aus, für Uns zu beten! —
Der Gute hebet zum Gebet die Hand,
Und spricht: Herr! Nimm die Seele des Tyrannen!
Es sprach Hedschadsch zu diesem Gottesmann:
Warum kam solch' Gebet dir auf die Zunge?
Weil, sprach der gute Mann zu dem Hedschadsch,
Dieß dir und Gläubigen zum Besten ist!
Denn deine Grausamkeit wird für sie minder,
Und selber bleibest du ein kleinrer Sünder.

Die weiteren Abschnitte handeln vom Geize (tami), vom Eifer (hamijet), vom Vertrauen (tewwekül), vom Stolze (tekebbür), Anekdoten frommer und weiser Männer, als: vom Abdollah Ben Mobarek, von Ahmed Ben Hanbal, Lokman; der Rath, den dieser Weise seinem Sohne ertheilt, ist ein vortrefflicher in folgenden acht unten im Originale angeführten Versen:

Dem Sohne gab den guten Rath Lokman:
Mein Kind! fängt Jemand mit dir Hader an:
Antworte ihm mit Worten, süß und weich,
Vielleicht vergeht der Rausch der Dummheit gleich;
Doch thu es nicht mehr, wenn es nicht genützt,
Weil sonst Unwissenheit nur fester sitzt,
Wenn wahres Wort mit Nutzen nicht dringt ein,
So ist die beste Antwort — still zu seyn.

مسلمانيغه بر كون ايدي حجاج
دعاي خير اوچون بيزكا قولوك اج
دعاغه قول كوتاردي اول نكو حال
ديدي يا رب مو ظالم جانني آل
ديدي، حجاج اوشال مردي خداغه
تلنك باردي نچوك مونداغ دعاغه
ديدي حجاجه اول مرد نكوسير
سنكا هم بارچه مومنلاركا دور خير
كناهنك كم بولور اولسنك اكر تيز
كيتر ظلمنك الارننك باشيدين تيز

نصيحت قيلدي فرزنديغه لقمان
سنكا جاهل كشي بحث ايتسه اي جان
جواب آتغيل انكا شيرين و يومشاق
مكر بولغاي جهالت خمريدين ساغ
اكر نفع ايتمسه قيلمه اعاده
بولور آيغين ساري جهلي زياده
اكا سوز ايتمسه ايماغ صوابي
سكوت ايتمكدور آندين سوزنك جوابي

Ueber die Nothwendigkeit, das Auge von dem Anblicke verbotener Dinge zu bewahren. Ueber den Schaden des Mangels an gehörigem Nachdenken. Geschichte der betrügerischen Welt, und über die Nichtigkeit des Lebens. Der letzte Abschnitt beginnt mit folgenden Worten:

Komm Gläubiger, erkenn' des Lebens Werth,
Leg' Rechenschaft von dem, was Welt beschert,
Ergib dich nicht als Sklav in ihre Bande,
Sonst wirst du der Hyäne gleich, zu Schande.
Wenn nach der Welt du allzu gierig bist,
So bringet sie zuletzt dich auf den Mist.
Beschränkt dein Leben sich, Mist auszuhecken,
So bleibst du eines Tags darinnen stecken,
Du bist den Spinnen gleich, die immer weben,
Wenn ungenügsam du beginnst zu leben.
Du knüpfst den Faden deiner Seele an,
Damit die Fliege und Ameis' zu fahn.
Und reinigt eines Tags der Herr das Haus,
So ists mit Beute, Netz und Spinne aus. —

Ueber die schlechten Anlagen der Seelen, über das Halten seines Versprechens, Anekdote von Chalil Oghli Ismael, über die Vortrefflichkeit eines guten Weggefährten; Geschichte Said's und Saad's; über die Nothwendigkeit, sich dem Schicksale zu unterwerfen, und über die Genügsamkeit:

Wenn Weniges dir ist allhier beschieden,
Bist du ein Salomon, wenn nur zufrieden;
Nur wer genügsam ist, ist froh und frey,
Für Krankheit ist Genügsamkeit Arzney.
Genügsamkeit ist Arzt und guter Wirth,
Genügsamen das Gift zu Honig wird.

كيل اي مومن يقين بيلدينك كيتر
ني حساب عمريي سامان ايترتي
او تنر دنيا اوچون بوله كرفتار
اولوسه يغماغيل ماند كفتار
اكر دنياغه حرصنك بولسه نجسسن
نجاست يغمافنده كالهميج سن
ايسه عمرنيك نجس يغماغ رهنده
قالورسن بر كوني اخرتنده

اوراٌمچي ديــك هيشه تار ايتــرســن
قـنـاعـتـســزلغـنك اظهار ايترسـن
قيلورسـن رشته جاننك بيلان قيـد
مكسداك مورداك قيلمق اوچون صيد
سپورسه صاحـب خانه بيكبار
اوراٌمچي هـم كيتر هم صيد هـم تار

اكر چنديكه بولسنك بي بضاغت
سـليمانسن اكر قيلسك قناعت
قناعتدور كـونكلارني صفاسن
قناعت بارچه علتني دواسي
قناعت كم طبيبي هر كسلدور
قناعت اهليكا اغو عسلدر

Das Werk Nro. 10 Feusun-Nedschat, d. i. der Vortheil der Rettung, ebenfalls aus dem Persischen übersetzt, ist vermuthlich eine Uebersetzung des gleichnamigen Werkes von Ebi Ali Meskuje über verschiedene dogmatische Gegenstände und religiose Streitfragen. Es beginnt mit der Eintheilung der Pflichten 1) in nothwendige (Farſ), 2) durch das Beyspiel des Propheten vorgeschriebene (Sunett), 3) in erforderliche (Wadschib), 4) in beliebige (mustehabb), 5) in erlaubte (hallal), 6) in gleichgültige (mubah), 8) in verbotene (haram). Nach dieser achtfachen Eintheilung werden die Pflichten der gesetzmäßigen Waschung und des Gebetes durchgenommen. Hierauf folgen die nicht vorgeschriebenen verdienstlichen Gebete an einzelnen Wochentagen. Moralische Lehren mit eingemischten Anekdoten von Abdullah Ibn Mobarek, Ali u.s.w. Von der Fasten und den Nachtwachen, von dem vierfachen Preise Gottes (Tespih, Tehlil, Temdschid, Tekbir) nach Verschiedenheit der Formen: Subhanollah, d. i. Preis Gott! Hamdun lillah, Lob sey Gott, la ilah, illallah, es ist kein Gott als Gott, und allah ekber, d. i. Gott ist groß. — Moralische Lehren vermischten Inhalts, nach der bekannten beliebten Formel des Pendname: drey Dinge sinds,

zehn Dinge sinds, o Jüngling! von denen ich dir will sagen! — z. B.

Fünf Dinge sind der Tod der Herzen!
Und bringen Unglück nur dem Kopf und Schmerzen!
Zu viel Essen, zu viel Schmeicheln,
Zu viel Sprechen, zu viel Grämen,
Verbot'nes essen, für arm und reich
Sind fünf Dinge schädlich gleich.

Nicht größern Werth als diese abgedroschenen Lehren, haben die über die Reinhaltung des Mundes gegebenen. Merkenswerther ist die Notiz der zwölf Imame, und der eilf Ahmeoe, der von den Gemahlinnen und Kindern des Propheten, von den guten und bösen Tagen; Dinstag und Freytag sind bös, der glücklichste Tag der Woche, der Montag. Mit manchen eingemischten, nicht übersetzenswerthen gemeinen Sprüchen, wie z. B. der folgende:

Für wissend hält der Dumme sich,
Für sehend hält der Blinde sich.

اوزكاني نادان اوزين دانا بيلور
اوزكني اعمي اوزين بينا بيلور

Das Märchen des Seiful-Mülk's ist den Lesern zwar, dem Namen des Helden nach, schon aus der Tausend und Einen Nacht bekannt, außerdem aber, daß jenes in arabischer Prosa, und dieses in tatarischen Reimen abgefaßt ist, weicht selbst der Stoff des einen von dem des andern ab, und da die romantischen Gedichte Mir-Ali-Schir's ausgenommen, dieses Märchen das einzige uns bekannte tatarische ist, so wollen wir bey der Anzeige desselben etwas umständlicher verweilen. Nach dem Lobe Gottes und des Propheten wird als Veranlassung des Buchs erzählet, Sultan Mahmud (der Ghasnewide) habe, üble Laune zu verjagen, sich von seinen Vesiren Märchen erzählen, lassen, sey aber damit so übel zufrieden gewesen, daß er dieselben für ihr schlechtes Erzahlertalent in den Kerker werfen ließ, bis es einem unter ihnen gelang, durch dieses Wundermärchen sich und seine Kollegen daraus zu befreyen. Als Muse ruft der Dichter (wie Klopstock) seine Seele, und die Nachtigall auf die folgende Weise, nicht ohne Feuer an:

Komm', Herr der Welt, o Seele spiele auf,
Breit' Flugel aus zum Flug und Dichterlauf,
Stürz' dich herab in's Herzrevier,
Nimm eine Nachtigall mit dir,

Die Nachtigall beginn' zu singen,
Und süßes Märchen darzubringen!
Sieh! wie die Nachtigall gesungen
Und sich dem Käfig hat entrungen.

Nun beginnt die Erzählung: Es war in Aegypten ein mächtiger König, Namens Aaßim Ibn Ssafwan, Herr über vier hundert Städte, der trostlos über seine Kinderlosigkeit auf den Rath seiner Vesire eine Gesandtschaft nach Jemen schickte, um die Tochter desselben zur Frau zu begehren. Die Schönheit dieser Prinzessin wird, wie gehörig, beschrieben, in aller Form die Braut des ägyptischen Königs, und die Mutter des Prinzen Seiful-Mülk, d. i. Reichsschwert. Dem Prinzen wird als Jugendgefährte ein ausgezeichneter junger Mensch, Namens Said beygegeben, Schah-Aßim legt für seinen Sohn einen Garten an, und baut darin ein Köschk, dessen Reichthum an Edelsteinen wieder gehörigermaßen beschrieben wird. Der Prinz und sein Spielgefährte Said unterhalten sich im Köschk und im Garten, und als der erste zwölf Jahre alt war, schenkte ihm eines Tages der König aus dem Schatze einen Ring, ein Pferd und ein Beinkleid (Ton); der König hatte aber keinen Gedanken von dem, was sich in diesem Beinkleide befand, von einem wunderschönen Porträt nämlich von einer überaus schönen Prinzessin, worein sich der Prinz sogleich sterblich verliebte. Said, welchem der Prinz seine Leidenschaft für die unbekannte Schöne des Beinkleids klagt, stattet hievon dem Schah Bericht, und dieser unterrichtet davon die versammelten Fürsten des Reiches. — Er erzählt ihnen, wie ihm eines Tages dieser Ring, dieses Pferd und Beinkleid durch Gesandte als Geschenke von seinem Zeitgenossen, dem König Salomon, gesendet worden seyen, und wie er dieselben in hohen Ehren gehalten, ohne jedoch etwas von dem im Beinkleide versteckten Portrait zu wissen. Die Fürsten des Reiches belehren ihn, dieß sey das Porträt einer Peri aus dem Rosenhaine Irems, die Tochter Schehbal's (d. i. des Honigkönigs) des Sohnes Schehruh's (d. i. des Geisterkönigs). Um den Rosenhain Irems aufzufinden, bestimmt der König vier Gesandtschaften, jede aus hundert Personen bestehend, die er in die vier Gegenden der Welt schickt, um den Rosenhain Irems, und die Peri auszufinden, die aber nach Jahr und Tag unverrichteter Dinge nach Hause kehren, worüber dann der Prinz neuerdings in tiefste Schwermuth verfällt, und vor dem Bilde seinen Schmerz in Klagen aushaucht. Der König beräth sich neuerdings mit den Reichsfürsten, und beschließt, seinen Sohn auf Reisen zu schicken. Er rüstet zu diesem Ende eine Flotte von vierhundert Schiffen, deren jedes hundert Zimmer hatte,

aus, beladet dieselben mit Schätzen, und schickt den Prinzen in die Fremde. Die Flotte segelt geraden Wegs nach China, wo der ägyptische Prinz vom sinesischen Kaiser ehrenvoll empfangen, von demselben im freundlichen Gespräche erfährt, wohin er segeln müsse, um zur Stadt Katina, der Residenz des Honigkönigs zu gelangen. Auf dem Wege wird die Flotte von einem Sturme überfallen und vernichtet. Seiful-Mülk schwimmt auf einem Brete unter den Trümmern seiner Flotte, und stößt herzrührende Klagen über sein Loos aus, das ihn auf diese Art von der Geliebten seines Herzens, der zauberischen Bedi ul-Dschmal (d. i. Wunder der Schönheit) entferne. Seiful-Mülk und einige seiner Gefährten retten sich auf Bretern an die Küste von Zanguebar, wo die Sengis (die Neger) Menschenfleisch schmausen, der König schickt seiner Tochter den Prinzen und zwey seiner Begleiter als besonders gute Bissen. Diese findet den Prinzen wirklich zum Fressen allerliebst, und verliebt sich in ihn. Er aber, der sie eben so häßlich, als sie ihn schön findet, erzählt ihr nun von seiner unglücklichen Leidenschaft, worüber dann die Prinzessin, wie natürlich, ganz entrüstet, ihm nächsten Morgen den Kopf abzuschneiden verspricht. Da sie die Vollstreckung ihres Spruchs aus Mitleid von einem Tage zum andern verschiebt, so gelingt es indessen dem Prinzen und seinen Begleitern zu entfliehen. Sie kommen zur Affenstadt, wo sie der König der Affen sehr freundschaftlich empfängt, ihm seine Geschichte erzählt, und ihm als Braut die Prinzessin Hundskopf zuführt, die dem Helden nicht besser gefällt, als die menschenfressende Negerin. Er sticht wieder in die See, und gelangt nach einigen Tagen an eine schöne Insel, aus der er aber keinen andern Ausweg findet, als daß er den Fuß eines ungeheuren Vogels ergreift, der ihn durch die Lüfte mit sich führt. Als der Vogel seinen Flug über einen der höchsten Berge des festen Landes nimmt, läßt sich Seiful-Mülk herunterfallen, fällt aber unglücklicher Weise gerade vor den Schlund eines ungeheuren Drachen, den er nun bekämpft, und erlegt. Er betet dann zu Gott, und bricht in folgende Klagen und Reflexionen über sein Schicksal aus:

Ostwind! Bringe meinen Gruß
Hin zu Irems Rosenhain,
Wo sie geht im Freudenscheine,
Während ich hier elend weine,
Eine Rose, blüht sie dort,
Mich umdornet dieser Ort,
Auf dem Throne freut sie sich des Lebens,
Blut'ge Thränen weine ich vergebens,
Sie erfreut sich holder Schmeichelpflege,
Ohne Mittel steh' ich auf dem Wege,

Sie ist Königin und Frau der Rosen,
Ich erbettele mir hier Brosen, u. s. w.

Nachdem er auf diesem Gebirge ein ganzes Jahr traurend zugebracht, findet er endlich seinen Weg daraus, und gelangt zu den Gärten eines Diwes, dessen Teufelskünste er durch den Namen Gottes vernichtet. Im Köschke des Diwes findet er eine verzauberte Prinzessin auf einem Thron, er löset den Zauber, indem er die goldene Tafel unter ihrem Haupte wegnimmt, worauf sie dann ins Leben aufwacht. Sie fragen sich gegenseitig, ob sie Menschen oder Geister seyen. Der Prinz fragt: »Bist eine Dschinne du, bist du Peri? Ein Mensch? Huri? die Königin der Feen? Die entzauberte Schönheit erzählt ihm, daß sie schon eilf Jahre in diesen Zauberbanden gehalten sey, und fragt ihn um seine Geschichte. Seiful-Mülk erzählt selbe; und als er den Namen Bedinl-Dschmal ausspricht, bricht die entzauberte Schönheit in lautes Weinen und Geschrey aus, bey der Erinnerung an diese ihre geliebte Milchschwester. Der Prinz fällt in ihre Klagen ein, und sie weinen beyde zusammen ein gutes Stück. Dann erzählt sie ihm, wie sie, Melkije genannt, die Tochter des Königs von Serendib, zur Milchschwester des Königs von Jemen geworden, und endlich von Diw', der sich in ihre Schönheit verliebt, hieher entführt worden sey. Sie berathen sich nun beyde, über die Mittel, den Diwe zu tödten, und da sie diese nicht finden, bereden sie die Mittel der Flucht, welche sie glücklich bewerkstelligen. Auf der Reise rettet Seiful-Mülk sie von einem Krokodile. Sie stoßen auf eine Karawane, und erhalten durch diese Nachricht von dem Schah Serendib's, dem Vater der Prinzessin Melkije, von welchem dieselbe, nachdem sie ihre Unschuld ausgewiesen, auf das Beste aufgenommen wird.

Seiful-Mülk überließ sich am Hofe des Königs von Serendib tiefer Melancholie, welche durch die Abwesenheit seines Freundes Said erhöhet ward. Der hier ganz in Uebersetzung folgende Abschnitt enthält mehr Pathos, als die meisten übrigen des ganzen Gedichtes.

Den ganzen Tag war er beym Schah,
Seufzt' ob Said beständig Ah!
In einer Nacht voll Festeskerzen
Nahm er sich dieses sehr zu Herzen,
Er ging allein in sein Gemach
Und weinte bis der Tag anbrach,
Er sprach: Said, geliebter Freund!
Warum bist du mir worden feind? —
Abwesend bist du dennoch da,
Dem Auge fern, dem Herzen nah: —

Sey mir gegrüßt mit Herzenszähre,
Bliebst in der Wüste, bliebst im Meere?
Gegrüßt sey mir, geliebter Freund,
Dem Liebe mich auf ewig eint! —
Gegrüßt, o Nahrung meines Geistes,
Gegrüßt, o Schmuck des Weltengeistes!
Gegrüßt, o Schatz des Herzvereins!
Gegrüßt, Cypresse meines Hains!
Gegrüßt, o Tulpenangesicht,
Gegrüßet, meines Gartens Licht!
Ich trinke ohne dich nur Blut,
Es fehlt mit dir der Seele Gut!
Die Ruhe kann mir nicht gesunden,
Mein Herz ist ohne dich in Wunden;
Gespräch kann ohne dich nicht freun!
Und ohne dich ist Lust nur Pein!
Genuß langweilet ohne dich,
Gespräch ermüdet ohne dich
Nicht weiß ich, wie es mit dir steht,
Nicht weiß ich, Freund! wie es dir geht!
Ich sterbe noch von dir getrennt,
Durch deiner Trennung Glut verbrennt! —

Melkije, die seine Klagen hört, eilt herbey, ihn mit der Hoffnung zu trösten, daß er seine Geliebte Bediul-Dschmal in wenigen Tagen sehen werde, und beredet ihn, unterdessen auf die Jagd zu gehen. Auf derselben findet er seinen geliebten Said, der ihm seine Schicksale nach ihrer Trennung bey den menschenfressenden Sengis erzählt.

Endlich läuft die Nachricht von der nahen Ankunft Bediul-Dschmal's ein, welche durch Gesandte geholet worden, und welcher ihre Schwester Melkije entgegen gehet. Bediul-Dschmal, die von ferne des Prinzen Zelt sieht, fragt, wem es gehöre, und Melkije antwortet: »Einem durch Liebe unglücklichen ägyptischen Prinzen.« — Das Erste, was Bediul-Dschmal, d. i. Prinzessin Schönheitswunder, von ihrer Schwester Melkije, d. i. der Königlichen oder Englischen begehrt, ist ein Märchen (Efsane). Melkije erzählt ihr statt eines Märchens die Geschichte Seiful-Mülks. — Sie erzählt: »Ich habe gesehn den schönen Prinzen,

Und um sein Leiden ihn gefragt,
Er ist ein Zweig, dem Wasser fehlt,
Den trocknen Munds die Lieb entseelt,
Er ist so zärtlich, als er zart,
Anmuthig, allerliebster Art,
Er geht als Sonne in der Welt,
Der tropfend blut'ge Glut entfällt,
Er heißt das Schwert des Reichs, ihm dienen,
Als Wort und Wink so Mensch als Dschinnen,

Vom Prinzen sprach sie so mit Wonne,
Beschrieb ihn als Peri und Sonne,
Und sprach zuletzt: O mein Verlangen!
In deiner Lieb' ist er befangen,
Was er gesehn, was er erfahren,
An Rittergram in dreyzehn Jahren,
Erzählt sie alles, wie es war,
Der treuen Schwester auf ein Haar! —

Diese wahre Geschichte unterhält die Prinzessin weit besser als ein Märchen, und Melkije beräth sich mit ihrer Mutter über ihre entstehende Neigung. Unterdessen sitzt Seiful-Mülk mit seinen Gefährten beym Trinkgelage. Sobald er Bediul-Dschmal erblickt, macht er ihr die Erklärung seiner dreyzehnjährigen Liebe und Leiden, welches sie mit einem holden Lächeln erwiedert. Sie träumt hierauf von ihm, und schreyt im Traume ein lautes Ah! auf. Sie klagt ihre Liebe ihrer jüngern Schwester, welche aus Rührung darüber weint. Diese nimmt es auf sich, die Frau Scheherbanu, die Großmutter Bediul-Dschmal's, zur Einwilligung in diese Verbindung ihrer Enkelin mit dem Prinzen zu bereden. Unterdessen kommen die Diwe, um den Tod ihres Kollegen zu rächen, dessen Köschk der Prinz zerstört und ihn getödtet hatte, um Melkije zu befreyen. Sie entführen ihn, und bringen ihn zu Kulßum Schah, den Herrn des persischen Meeres, der ihn einsperrt. Scheherbanu, die Großmutter der Prinzessin Schönheitswunder, macht ihrem Sohne Schahruh, d. i. dem Geisterkönig, eine Schilderung der guten Eigenschaften des Prinzen. Unterdessen war auf Serendib Alles in der größten Bestürzung und Traurigkeit. Schehbal (der Honigkönig) verfügt sich nach Kulßum, um die Sache zu vermitteln; zuletzt erhält auch der König von Aegypten, Aaßim-Schah, Nachricht von dem Leben seines Sohnes, und ist darüber höchst erfreut. Hiemit, und mit der Vereinigung des Prinzen Reichsschwert mit der Prinzessin Schönheitswunder hat ihre Geschichte ein Ende.

Der hier gegebene Bericht genügt, um das Urtheil zu begründen, daß die tatarische Literatur, so viel uns von ihren Erzeugnissen wenigstens durch den Druck bekannt geworden, eine höchst armselige, und sich dermal auf russischem Boden kümmerlich fortbringende Pflanze sey, welche weder die Blüten des persischen Himmels, noch die Früchte des arabischen trägt. Die tatarische Sprache ist freylich die ältere Schwester der türkischen, und man sollte glauben, daß sie lange vor derselben mit reicher Morgengabe ausgestattet worden sey; in gewisser Hinsicht ist dieses sogar wahr, im Bezuge nämlich auf die (zwey große Folianten füllende) Werke des großen Großvesirs und großen Großmei-

fiers tatarischer Gelehrsamkeit, Miralischir's, der als Dichter den Namen Newaji angenommen hat. Als er gleichzeitig mit dem Eroberer Konstantinopels im östlichen Persien und jenseits des Oxus seinen Namen durch fromme Stiftungen und gelehrte Werke verewigte, lag die türkische Literatur noch in ihrer Wiege, und bildete sich erst in der Folge durch den vertrauten Umgang mit der arabischen und persischen zu einer Hohe aus, von welcher sie vornehm auf die ältere Schwester herab sieht, welche seit Miralischir's Zeit auf dem Punkte, worauf dieser sie gehoben, stehen geblieben ist. Die Ausbeute von Miralischir's Werken, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris in einer Prachtausgabe von zwey Foliobanden befinden, darf man um so mehr von den französischen Gelehrten erwarten, als zwey derselben, nämlich die Herren Quatremere und Remusat, sich seit langem mit tatarischer und mongolischer Literatur beschäftigen, und die Frucht ihrer Beschäftigungen der Welt vorzulegen versprochen haben. Seit jener glänzenden Epoche aber tatarischer Literatur bis auf die heutige Zeit ist eine ungeheure Lücke, deren Umfang durch das spärliche Daseyn einiger wenigen Uebersetzungen aus dem Persischen, wie z. B. die hier angezeigten Werke Sebatul-Aadschisin und Feusun-Nedschat, nur um so größer erscheint. Bey dem letzten der genannten Werke ist noch als literarische Seltenheit nicht zu verschweigen, daß, nachdem der Druck desselben schon vollendet war, zwey Blätter von dem Mufti oder Molla zu Kasan als schiitisch, d. i. als ketzerisch, und der orthodoxen sunnitischen Lehre zuwiderlaufend verdammt aus dem Werk herausgerissen und verbrannt worden. Diese beyden Blätter, welche in unseren und andern Exemplaren mangeln, sind die zwischen Seite 54 und 59 fehlenden zwey, die Fortsetzung nämlich des Abschnittes über das Almosen. Worin aber dieser Ketzerey eigentlich bestanden habe, vermögen wir, da wir hierüber keine weitern Nachrichten besitzen, und das persische Originalwerk, nach welchem die türkische Uebersetzung verfertiget ist, nicht kennen, auch weiter hier nicht nachzuweisen. Jos. v. Hammer.

Art. VII. Sehnsucht und eine Reise an's Ende der Welt. Eine Arabeske. Von Jakob Friedrich Fries. Jena, in der Cröcker'schen Buchhandlung. 1820. 8. S. XII und 91.

Diese kleine Schrift, eine philosophische Unterhaltung des Herrn Verfassers, wird manchen Lesern, zu welchen auch Recensent gehört, weder philosophisch noch unterhaltend dünken. Jedem das Seine, sagt ein wohl zu beherzigendes Sprichwort. Wer ge-

wohnt ist, in schwerer Rüstung einher zu schreiten, mag sich nicht leicht im Tanz bewegen, und eine Philosophie, welche den nackten dürren Verstand, für ihre vorzüglichste Stütze hält, sollte es nicht wagen wollen, auf den Flügeln der Phantasie über die Welt hinzuschweben, und Referate über die geheime Geschichte des menschlichen Herzens abzufassen. Die Wunderlichkeit der Arbeit selbst, welche ihr einige Bedeutung und Merkwürdigkeit gibt, rechtfertigt die Anzeige dieser Broschüre, die sonst leicht hätte übergangen werden mögen.

Wir verwechseln Herrn Fries nicht mit gewissen Schriftstellern, die, wenig bekümmert, die Welt mit neuen Ideen zu bereichern, nur darauf bedacht sind, Leser für das, was sie zum Frommen ihrer Küche schreiben, zu finden, und daher auf sonderbare Titel sinnen, welche die Neugierde aufreizen möchten; der Titel dieser Schrift aber sieht gerade so aus, wie eine leuchtende Flagge, bestimmt, schon von ferne Zuschauer für gewöhnliche Waare herbey zu locken. Zeugt aber nicht schon dieser Titel: Sehnsucht und eine Reise an's Ende der Welt, von einer Geschiedenheit des Inhalts, und von Mangel an innerem Zusammenhange dessen, was er darbietet? Der Beysatz: eine Arabeske, soll die mildernde Entschuldigung der hier gegebenen philosophisch-poetischen Wagniß enthalten. Was kann aber eine Arabeske im Sinne des Schriftstellers seyn? und bis wohin darf sie phantastische Kühnheit der Erfindung ausdehnen? Hierüber glauben wir am besten zu Ende dieser Untersuchung sprechen zu können, wenn uns erst die Schrift des Herrn Fries ein seltenes Beyspiel geliefert, wie eine Arabeske nicht seyn solle.

Ein Brief an Ferdinand Hand (eine Nachschrift an Fuß ist nicht vorhanden, um dem Ganzen Hand und Fuß zu geben) beginnt statt des Vorworts die Arabeske. So geschraubt und in erkünsteltem Humor dieser Brief auch geschrieben ist, gibt er doch die einzige Erklärung, wo hinaus es mit dieser Arabeske soll, sie wäre sonst ein förmlich geschlossenes Geheimniß. Wir wollen den Anfang zur Probe geben:

»Mein Bester! Sehr leicht mag es seyn, über das Ende der »Welt ins Reine zu kommen, schwer aber bleibt es, das Wesen »der Sehnsucht zu ergründen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß »ihr Platoniker seyd, und ich nicht. Wenn man euch aber beym »Worte nehmen will, so weicht ihr aus und sagt; Auszusprechen ist es nicht, besser läßt sich's fühlen! fragt man »euch hingegen nicht, so sprecht ihr es doch aus, nämlich: die Liebe »sey bedürftig immerdar und Freundschaft werde erdarbt.«

»Ihr meint, was hilft es, die Körbe mit dem Himmelsbrot »aufzustellen, wenn keiner da ist, der den wahren Hunger hat;

»Schaugerichte sollen es nicht seyn. Hunger, meint ihr, sey der »Erste, und Liebe die Zweyte; Platon folgert: so ist die Liebe »kein Gott, sondern höchstens ein Schutzgeist. Ihr wollt das nicht »annehmen, und werdet nur verdrießlich und glaubt mir gar nicht, »wenn ich euch zum Troste sage: »Kinder, der Hunger ist der »Böse, nämlich der Versucher und Verführer. Habt keinen Hun»ger!« »Es ist der einzige Fehler, daß ihr mit Aristoteles die »Beraubung, den Mangel als das dritte Ursprüngliche gelten laßt, »da es doch nur ein Ursprüngliches gibt, das schlechthin Vollendete »ohne allen Mangel.«

Wir wissen nicht, ob den Lesern dieß geistreich gedacht oder gesagt vorkömmt, wir haben nichts als ein verfehltes Streben, Jean Paulisch im halben Scherze über wichtige Dinge zu sprechen, darin finden können. Nun geht es weiter in scherzhaften Philosophemen über lange Weile, die nicht in der Länge der Weile liege, da die Welt unendlich kurz sey, sondern im Weilenden. Freundschaft sey die objektive synthetische Einheit des Ich und Du, sie bestehe aus Dreyen: dem Ich, dem Du und der Liebe, diese sey daher die Synthesis selbst in der Freundschaft. Sehnsucht aber sey die objektive synthetische Einheit des Du und der Schönheit. Träfe sich nun ein Principium, welches laute: Du = Schönheit, so hätten wir die Sehnsucht in der Liebe, und beyde in der Freundschaft. Die wahre totale Indifferenz des subjektiven und objektiven, und der eigentliche Satz des Bewußtseyns sey: Du = Schönheit, in welchem das Wesen der Welt bestehe; denn in der Vollendung sey das Ich der Eine und der Du das All, das Ganze aber die objektive synthetische Einheit des Ein und All. Der Eine sey der Liebende, und das All bestehe in der Sehnsucht, das Ganze aber sey die Freundschaft, in welcher das Wort, welches Fleisch ward, die Welt erhält.

Nun folgen einige scherzhafte Seitenblicke auf Herrn Harms, dem diese Lehre unanständig seyn möchte, denn plötzlich findet er es besser, lieber gar von dieser Sache zu schweigen. »Lassen wir »das, bis wir wieder ruhiger sind! Reden wir von etwas Anderem!« — Der Ursprung des Werkchens erklärt sich endlich in den Worten: »Wenn man nichts zu thun hat, so spielt man. Wir »pflegen dann zu spinnen, — Ihr nicht gern.« Ach! hätte Herr Fries lieber zu thun gehabt, um nicht sein Ich in das oben erwähnte Verhältniß zur Arabeske zu setzen, und in synthetischer Sehnsucht innerlich zu seufzen: Du (Arabeske sammt Vorrede) = Schönheit! — Er findet, er habe noch Flachs genug vorräthig, den alten langen Faden fortzuspinnen, er wendet sich erzählungsweise an eine unbekannt bleibende Sie, und sagt ihr: reiße ihn ab, und bringe die Blumen, daß wir sie ordnen. Indem Sie

nun unter dem Ordnen meint, der Faden sey die Metaphysik der Blumenschnur, Er aber, daß der Faden dürr, dünn, fest und biegsam nach den vier Momenten der Kategorientafel sey, entgegnet Sie: »weich ist sehnsuchtsvoller!« Dieß nun: Weich ist sehnsuchtsvoller erklärt sich nach einigen geschraubten Scherzen über Blumen, Bäume und Berge, worauf sie gedeihen, über den Faden, der sie binden soll, als der Text zur symbolischen Arabeske, welche als eine Abhandlung erklärt wird, über Herrschaft und Klarheit der Gefühle, und über die Irrsale der Metaphysik.

Der Held der Arabeske, welche nun beginnt, ist, wie uns dünkt, ein Student. Er sitzt auf seiner Stube ganz in Sehnsucht zu einer gewissen Cäcilie verloren, indem er ausruft: »Holde »Cäcilie, du meine Lilie, Blume der Blumen!« — Dann fährt er fort: »Ist es nicht so: an dem Einen ewig Schönen hängt mit »nie zu befriedigender Sehnsucht alles Erschaffene, und Jedes hat »nur in der unendlichen Sehnsucht sein Wesen und Daseyn, seines Lebens Beginn, Dauer und Unverderblichkeit. Cäcilie, du meine »Lilie — bist ja eine Blume der ewigen Schönheit auch — laß »mein ganzes Gefühl eine Thauperle der Sehnsucht in deinem »Kelche seyn!« — Er ruft nun dem Dienstmädchen, da ihm beyfällt, daß morgen Cäciliens Geburtstag, und bestellt einen Korb der schönsten Blumen; sie erräth gleich die Bestimmung und freut sich darüber; er, etwas dadurch befremdet, denkt: Blume der Sehnsucht, kannst du dich auch an fremder Sehnsucht aufrichten? Freund Angelo tritt ein, ihn zur Gesellschaft für den Abend abzuholen. Sie treffen dort ein; Cäcilie bemerkt ihn nicht. Er wird über eine Theetasse, auf der zu lesen ist: »Aimez »cet A« und die er für ein Geschenk Arnolds hält, eifersüchtig, besonders, da er bemerkt, daß sie mit ihm spricht. »Ich weiß mir »nichts elenderes als Porzellan« denkt er in seinem Unmuth, »kann »nicht verwelken, und wenns auch wollte; zerbricht's, so gibt's nur »Scherben.« Doch Cäcilie verläßt Arnold, zu ihm sich wendend, um ihn zum Klaviere zu rufen. Sie spielen zusammen zum großen Vergnügen der Gesellschaft. Er phantasirt wild und wilder, dann aber auch immer sehnsuchtsvoller. Endlich phantasirt er leiser in einen ihrer Gesänge hinein, und wagt einen Blick nach ihrem Auge. Ihr Gesang hob sich höher und höher, er zog die Hand zurück. Er sah einen Adler durch die Wolken steigen, und immer gewaltiger gegen die Sonne fliegen. Unbedacht rief er: »meine Augen »sind zu schwach, ich kann so lange nicht in die Sonne sehen!« Verwirrt sprang er auf, wagte keinen Blick seitwärts, und die Lobeserhebungen der Gesellschaft entzogen ihn der ersten Verlegenheit. Er und Angelo werden durch Blicke der Geliebten beglückt, er getraut sich aber nicht, sie anzuschauen, er ist mißmuthig, in der

Ueberzeugung unglücklich, daß Arnold vorgezogen sey. Zu Hause angelangt, zieht er Angelo mit sich hinauf. Er ruft beym Wein neben den Blumen aus: Wir müssen reisen! Angelo billigt es, verlangt aber die Reise bis an's Ende der Welt, dieses müsse sich finden, da die Welt rund sey, und man nur gerade aus weiter gehen dürfe. Ihm schien es klar; der nächste Morgen wird zur Reise festgesetzt, sie schnüren den Bündel, und legen sich zur Ruhe.

Die Reise an's Ende der Welt geht nun wirklich an, aber im Traume des Helden, der aber dem Leser erst nach Erreichung des Weltendes als solcher bekannt gemacht wird, und für wirkliche Begebenheit gilt. Vor Sonnenaufgang waren sie im Felde. Angelo wirft unaufhörlich seinen Flötenstock in die Luft, höher und höher, seine Geschicklichkeit, ihn wieder zu fangen, wird sehr gepriesen. Nach allerley Diskursen über Raphaels Mutter Gottes, die in den Engelbrey des Himmels fliegt, über ihre blauen Augen im Gemälde, und ihre schwarzen im Müllerschen Kupferstiche, holen sie einen gewissen Leipziger ein, dem sie ihre Reise an's Ende der Welt eröffnen, er erwidert aber, das sey nichts, sie sey mit Bretern verschlagen, und dahinter sey eben nichts, man könne auch nicht durchsehen. Sie wollen sich aber in der nächsten Schmiede Werkzeug kaufen, ein Loch durch zu machen; der Leipziger meint aber, dieß nütze nichts, weil eben nichts dahinter sey. Der Leipziger gibt den Zweck seiner Reise kund. Ein Mensch mit grünem Hut und der Meßstange, der vor ihnen wandelt, ist der, den er sucht: »O er ist der schönste der Menschen, mein ganzes Leben hängt an ihm, mit ihm erwachte mir die Jugend, ich verlor ihn.« — »Sehnsucht!« rief der Hauptheld dazwischen, »lieber Angelo!« und umarmte ihn. — Kinder, sagte jener, unauslöschliche Sehnsucht, nur in ihr leben, weben und sind wir, und mit ihr in der ewigen Liebe! Eilt nur! fünf Jahre schon gehe ich ihm nach, und nun soll ich ihn erreichen, ergreifen!« Angelo bewirkt die Vereinigung der Freunde durch einen Wurf seines Stocks, der sausend oder tönend an dem mit der Meßstange hinfährt, so daß er sich umkehrt, und den Leipziger erkennend, ihm in die Arme sinkt. Nun allerley Scherz über das Ende der Welt, und die Breter, womit sie verschlagen ist. Der Hauptheld scheidet mit Angelo, bittend, sie möchten, der Wiedervereinigung ungeachtet, die Sehnsucht nicht lassen. Nein, nein! ruft der Leipziger. Die Freunde kommen nach Jena hinein, wo die Sonne am Markt scheint. Tags darauf weist ihnen ein Professor einen Weg zum Ende der Welt über die Planke seines Gartens, dann links über eine Mauer und Graben, den Hausberg und Kunigberg u. s. w. Sie

empfinden im Fortschreiten große Sehnsucht nach ihren Geliebten. Den nächsten Morgen ward's Frühling, sie liefen durch das Rauhthal durch Weimar der Straße nach. Sie bekamen den Thüringer Wald zur Linken, und die weiße Spitze des Inselbergs. Sie kommen auf die Wartburg. Dort geht es etwas bunt her, Angelo wirft eine leere Flasche über den Berg, die ihm dann unten ein Knabe bringt. Allerley verwirrte Geschichten mit diesem Jungen und seiner Schwester, die Holz stehlen, und dem Förster, der es nicht leiden will; jene stehlen aber, damit den Vater nicht friert. Ankunft in Hanau. Am Wirthshause an der Straße steht eine schöne Jungfer. Sie gibt ihnen gern das verlangte Glas Wein, weil sie schöne Jungen sind. Allerley närrisches Zeug, indem sie sich ihrer schönen Haare wegen Lobsprüche sagen; Angelo gibt sich für einen Haarkräusler aus, und macht ihr die Haare neu zurecht. Es zeigt sich, daß sie die schöne Beckerstochter Mathilde aus Gernsbach ist, die ihrer Schwester Ottilie zu Gefallen, die nicht gern vom Haus ging, weil sie dort ihren Hannes zu sehen hofft, hieher zu ihrem Vatersbruder (so oft sie Onkel sagt, rauft sie der Haarkräusler) als Wirthschafterin ging. Der Hauptheld zahlt zehn Karolin auf den Tisch, welche die Ottilie braucht, damit sie den Hannes heiraten kann; da er sich erst vom Soldatenstande loskaufen muß. Es wird hierüber geweint; auch erhält der Hauptheld, dessen krause Haare und schwarze Augen Beyfall finden, einen Kuß von Mathilden. Nun geht es auf Gernsbach zu, quer über durch den Odenwald, sie kommen durch Heidelberg. Angelo läuft entsetzlich. Es begegnet ihnen viel Vieh nach Bruchsal auf den Viehmarkt. Angelo muß den Stab still halten, weil die Ochsen von dem Schwenken wild werden. Endlich sahen sie auch einen jungen Mann, der einige Ochsen trieb, einen wunderschönen Jungen. Angelo bläst ihm ein Paar Töne auf der Flöte an die Ohren, es entspinnt sich zwischen dem jungen Mann, oder wunderschönen Jungen, und ihnen ein Gespräch über Sehnsucht, und die Reise an's Ende der Welt, und die Mittel, die sie anwenden wollen, durchs Bret zu kommen; doch selbst den Ochsen wird dieß Thema zu arg, und sie fahren aus einander. Sie fangen doch wieder von der Sehnsucht an, und es ergibt sich, daß der junge Mann, oder wunderschöne Junge, in eine Klara verliebt ist. Er wird nun heftig von Freundschaft zu ihnen gerührt, und sagt, sie müßten eines zusammen trinken. Dieß geschieht auch zu Bruchsal beym Ochsen, wo die beyden Helden in einer Ecke ins Philosophiren über die Sehnsucht gerathen, und beynahe das Schloß zu beschauen vergessen. Endlich brechen sie dahin auf; aber alles ist dort beynahe zum poetischen Garten

Zerbino's verwandelt. Eine wunderliche Geschichte von Sulamith, die sich im Bade der Fürstin badet, und von dem Gärtner Abul Hassan. Die beyden Herren kommen im Regen nach Mückensturm, wo sie Leuten, die vor dem Gasthause im Wagen Honig essen wollen, aber vor der Menge Fliegen nicht recht dazu gelangen können, zurufen: Ihr habt nicht die rechte Sehnsucht nach Honig, sonst würdet ihr die Fliegen mitessen! Es zeigt sich nach einigen tollen Diskursen, daß Gertrud, das Wirthsmädchen, unbeschreiblich in Caspar verliebt ist, der, weil er sie nicht erhalten kann, in die Hölle bey Freyburg gegangen, dort Kohlen zu brennen. Sie beschließen, ihn aufzusuchen, und brechen nach Gernsbach auf. Dem Haupthelden, der auch zu Zeiten Krauskopf, auch der Freund heißt, machen die Porzellantassen, in Erinnerung des: Aimez cet A. noch immer bange. Beym Bürgermeister zu Gernsbach, dem Vater des Hannes, lustig betrübte Gespräche. Die Hochzeit mit der Ottilie wird ausgemacht, der Krauskopf läßt sich die für Hannes ausgelegten zehn Karolin zurückzahlen: er erhält sie in pro patria Thalern. Auf dem Straßburger Thurm singt Angelo gellend durch die Fistel: »Glücklich allein ist die Seele, die liebt.« Weil dieß aber dem Freund weh that, spielte er auf der Flöte, und phantasirte ihm sanft beruhigend Cäciliens sorgende Augen entgegen; er aber blickte in das tiefe Blau der Friede bringenden Sterne und dachte: vielleicht doch denkt sie dein. Den andern Abend gingen sie in der Gallerie des Freyburger Doms die Runde: dreymal für Cäcilie, und dreymal für Ida. Nun ging's zur Hölle (bey Freyburg nämlich), wo sie von den Köhlern, die Räuberey treiben, beynahe wären erschlagen worden; hätte nicht Angelo dem Caspar zugerufen, und ihn an die Gertrud erinnert, die nicht haben wolle, daß er bös werde. Geniale Ermahnungen an die Köhler, großmüthige Geldvertheilung. Dem Caspar, der sie aus der Hölle führt, wird zugesagt, ihn zu einem schön gekleideten Jokey zu machen, er erhält einige pro patria Thaler; es wird ihm der Rath gegeben, wenn die Leute fragten, wie diese Worte auf die Thaler kämen, zu sagen: das muß sich von einem Tabakspacket abgerieben haben; denn ich rauche pro patria, es ist ein renomirter Tabak, und Tabaksschilder sind noch censursfrey.

Bey Schafhausen kommen sie in einen herrlichen Garten voll Tulpen rc. Ungeachtet der Nacht ist der Garten von Licht erfüllt, welches von einer Fackel-Distelblume herrührt. Am Rheinfall lernen sie die Fisch-Philosophie: »Hätten's gern besser und kriegen's nie.« Sie loben das Verstummen; da echte Empfindung immer stumm sey. Nach und nach zeigt sich, daß das

Ende der Welt an der Sardinischen Gränze liegt. Durch Morgenthal an der Straße von Bern ziehend, hält der Hauptheld einem sechsjährigen Mädchen am Grabe eine Leichenrede. Ermahnungen zur Liebe. Sie kommen nach Chamouny, den Montblanc und sein Eismeer zu sehen. Allerley konfuse Diskurse und Ereignisse. Sie steigen die Allée blanche hinauf, nichts als Fels und Eis; auf einmal wird ihre Liebe und Sehnsucht rege, sie treten plötzlich in ein Orangenwäldchen mit Blüten und reifenden Früchten, sie finden dort vier Kinder, einen Widder und ein Schaf. Später zwey Mädchen, wie die Kinder in weißem leichten Gewande, mit einer Blumenschnur gegürtet. Zwischen sich hatten diese einen Korb voll der herrlichsten Trauben, hinter ihnen standen, im Gespräche mit ihnen begriffen, zwey Jünglinge, auf Schäferstäbe gelehnt, das Gesicht fast von den großen Hüten verdeckt. Die Mädchen drücken den Reisenden Traubensaft in einen Kelch, sie sind vom Trank entzückt, da glauben sie beyde Ida und Cäcilie zu sehen, sie nennen sich aber Nina und Giulietta, und wollen durchaus nichts von jenen Personen wissen. Nach einem abermaligen Trunk Traubensaft erkennen sie in der Ferne die ihnen von den Mädchen gezeigte Breterwand, das Ende der Welt. Die Mädchen fangen darauf an über Gott zu philosophiren, in lauter Aphorismen zwar, in Frag-Problemen; die Sehnsucht regt sich gewaltig, und wird immer stärker, da die Mädchen durchaus nicht Cäcilie und Ida seyn wollen. Das Aufsuchen der Schmiede wird unnöthig befunden, da sie die Mädchen auf das Ende der Breterwand aufmerksam machen. Ganz zerknirscht schreiten sie vorwärts unter Gesang in einen Rosennebel, wo sie dem Frühling begegnen, der mit Steinen nach den Vögeln wirft, damit sie nicht jenseits der Breterwand in das Nichts hinaus fliegen. Vergebens will auch sie der Frühling zurück halten. Sie treten ans Ende der äußersten Breterwand, und schauen vor sich und rechts um sich her in die Wunder des uranfänglichen Nichts. Hier fangen sie an ganz begeistert über das Nichts und Etwas zu philosophiren. Als nun Angelo behauptet, der Freund stehe noch nicht am Ende der Welt, und mit seinem Stocke ausmißt, daß gerade noch ein und drey Viertel Zoll fehlen, rollt ihm der Stock in's Nichts; wie sie sich umklammert halten, und Angelo den Stock noch erfassen will, stürzen sie beyde hinab. Hier folgt nun die Beschreibung, wie alle Gestaltung sich nach und nach in Nebel verliert. Der Hauptheld verliert den Angelo: »Ich sinke hinab durch alle Heitere des Nichts, die Wogen des Nichts in's Nichts umfangen meinen Busen. Unnennbare Wonne der heiligen Vollendung aller Sehnsucht, Allverschmolzenheit in das All des

Nichts! Balsam der Ruhe hier im Uranfang ohne Gestaltung in Selbstvernichtung.« Schlaf scheint sich seiner bemächtigen zu wollen; aber die Träume pressen noch die Brust, und drängen verwirrte Gestalten durch einander. Er fühlt, daß sich der Tod nahe: »O Himmel! o Wonne! die uralte ewige Finsterniß naht nun selbst dem Sinkenden, immer Sinkenden. Berührt sie mich? Nein, halt, noch nicht! — Aber tiefer und tiefer. — O Mutter! Umfängst du deinen sterbenden Sohn!«

Hier erwacht der Hauptheld. Der Korb stand noch am Fenster im Morgenlicht. Heiter schien die Sonne zu Cäciliens Geburtstag. Angelo saß unten am Bette, und blies die Flöte.

Wir hoffen, der Erzähler werde sich im Morgenlichte gefaßt, und frey vom Weine, den er besser ungenossen gelassen hätte, den Vorsatz, an's Ende der Welt zu reisen, aufgegeben haben. Besser, er geht mit seinem Blumenkorbe zu Cäcilien, und singt ihr vor über das Nichts und Etwas der Sehnsucht und Liebe.

Die Philosophie dieser Schrift (der dürre, dünne, feste und biegsame Faden, der nach des Verfassers Ausdrucke die Verbindung liefert) läuft in das leere Nichts hinaus, wie der Freund und Angelo. Sie besteht in der wenig trostreichen Lehre, daß das Seyn endlich im Nichts sich auflöst, und daß eine nie zu befriedigende Sehnsucht nach dem Schönen, letzter Zweck wie einzige Triebfeder unseres Handelns sey. Wir wissen wohl, daß der Verfasser sich hier diese Ansicht nur im Spiele erlaubte; dieses Nichts selbst ist ihm nicht Vernichtung des Daseyns, sondern vielmehr Zurückgang des gesonderten Seyns in die ewige Urkraft; ja er weiset in dem Briefe an Hand ausdrücklich, wiewohl auch hier mit nicht hinreichendem Ernste, sondern von erkünstelter Sentimentalität gekitzelt, auf die ewige Urschöne, die höchste Vollkommenheit, auf Gott. Moralität des Seyns ist dem Verfasser Schönheit der Seele, und mit Recht. Dieß alles aber geht aus der mehr als verwirrten Reise an's Ende der Welt nirgends in anschaulicher Art hervor; sondern, höchstens als Spiel oder Anspielung, in Tand und Possen, unwürdigen Symbolen geheiligter Ideen, gehüllt. Der christliche Philosoph, wie auch Hr. Fries weiß, kennt übrigens eine andere Sehnsucht als die hier auf der Reise an's Ende der Welt entwickelte: sie wendet sich mit Bewußtseyn von der Kreatur zum Schöpfer; das Ende der Welt ist für sie und die aus ihr hervorgehende Philosophie auch selbst hinter einer symbolischen Breterwand nicht zu finden, und sie hofft eine Vereinigung mit Gott in ganz anderem Sinne, als hier dargestellt worden.

Der Traum an und für sich, wenn er nicht zugleich ein phi-

losophischer seyn sollte, wäre in der Hinsicht vollkommen, daß er die Wahngebilde, wie sie Träumende zu haben pflegen, sehr treffend darstellt, und in der Verwirrung des Vorgehenden selbst sich überall als Traum rechtfertigt; er ist aber zu lang ausgesponnen, und ermangelt jener Tiefe, wie wir sie z. B. in Jean Pauls Traumgebilden gewohnt sind. Er wird überdieß durch die dem Erzähler, wie man fühlt, nicht eigenthümliche, sondern erkünstelte Lustigkeit, in der Feinheit seines Bildes getrübt. Hauptsächlich aber schadet ihm die Philosophie, welche ihm überall mit der einmal beliebten Sehnsucht, als Grundprincip, unter die Arme greifen will, ihm aber nur höchst mangelhafte Stütze gibt; denn diese Sehnsucht kann nicht als Sehnsucht, die nach Allem greift, und sich überall vorfindet, Gegenstand der Freude oder Bewunderung an sich seyn, oder als heller Zweck des Daseyns gelten, sondern nur durch ihr Ziel, welches aber, seit das Christenthum Herz und Geist aufhellte, weder schöne Mädchen in den Gasthäusern, noch schmucke Jungen seyn können, sondern das, was über diesem Seyn des Wandels und Wechsels in ewiger Unwandelbarkeit herrlich ist.

Der Titel einer Arabeske dürfte dieser Schrift in so fern zukommen, als sie mit menschlicher Gestaltung, wir meinen das Verhältniß beyder Freunde zu ihren Geliebten, anhebt, und dann in die Wunderlichkeiten der Reise ausläuft; dann dürfte sie aber nicht mit dem Erwachen aus dem Traume, welches die ganze Reise gleichsam auslöscht, und in Nichts verwischt, endigen. Sie müßte in ihrem Eingange nicht eine so ganz nur erkünstelte Sentimentalität, sondern bey phantastischer Kühnheit all jene Lieblichkeit und Wahrheit zeigen, welche der Dichter werth gehaltenen Schöpfungen seines Herzens zu geben weiß, und die Reise müßte von mehr als bloß von Sehnsucht reden, und damit ein reicheres Bild eines nur der Willkür der Phantasie sein Daseyn dankenden Lebens liefern: sie müßte das Werk einer eigenthümlichen Begeisterung seyn, und weder Jean Paul, noch Achim von Arnim oder Novalis in unsicherer Nachahmung wieder geben wollen.

Art. VIII. 1. Specimen inaugurale medicum de Typho mitiore, quod eruditorum examini subjicit Alexander Eving, Britannus Chirurgus. Edinburgi, 1817.

2. Observations ou the Harveiau doctrine of the circulation of the blood. By Alexander Eving, M. Dr. etc. London, 1819.

Der Verfasser vorliegender zweyer Schriften bewährt sich als ein talentvoller, rüstiger junger Schriftsteller, dem es aber

nur allzuviel an ärztlicher Erfahrung, und noch weit mehr an nöthigen Vorkenntnissen mangelt. Recensent ist überzeugt, daß Herr Eving zehn Jahre spater dieses hart klingende Urtheil gewiß mit unterschreiben würde. Wenn Recensent aber von der Jugend des Verfassers Erwähnung macht: so versteht er dessen akademisches Alter darunter.

Beyde Schriften bleiben indessen in gewisser Beziehung für unser ärztliches Publikum höchst wichtig. Die erste liefert uns den Maßstab, wornach wir die, seit einem Decennium, auch bey uns neuerdings eingeführten Inaugural-Dissertationen vergleichungsweise mit dem Auslande zu bemessen haben; die zweyte ist wegen der Seltenheit ihres polemischen Inhaltes höchst merkwürdig.

Es sey daher erlaubt, beyde nach der Zeitfolge ihrer Erscheinung unbefangen und kritisch zu würdigen.

Das akademische Probewerk kann nur nach dem Ermessen der Pflichterfüllung beurtheilt werden, der sich ein Kandidat nothwendig entledigen muß, sobald er zur Doktorswürde adspirirt. Dem Beurtheiler drängt sich hiebey die traurige Erfahrung auf, daß es ähnlichen Dissertationen oft so, wie den Kindern der Pflicht zu ergehen pflegt; denn beyde sind gemeiniglich stiefmütterlich von der Natur ausgestattet. Oft erscheinen freylich Meisterstücke unter der Maske gelehrter Erstgeburten; doch man weiß es, wie leicht hier Unterschiebungen möglich sind. Kein Wunder also, wenn solch ein Adoptivkind manchmal vor dem erhaltenen Familiennamen erröthet. Indessen erlauben die Familientugenden beyder Schriften der Kritik keinen Zweifel, daß Herr Eving der Verfasser beyder sey.

Der Erstling, de typho mitiore, hat streng genommen keinen ärztlich literarischen Werth. Der Schriftsteller hatte gewiß entweder keinen ansteckenden Typhus gesehen: oder wenn er je einen behandelte, so hat er ihn nicht gekannt. Wenn man aus der vorliegenden Schrift auf den Geist der Schule, in welcher der Verfasser seine medizinische Bildung erhalten zu haben versichert, einen Schluß sich erlauben dürfte: so müßte man über die Unkunde der deutschen Literatur bey den Engelländern staunen. Denn gerade in diesem Fache hatte Deutschland während dem Zeitraume von fünf und zwanzig verheerenden Kriegsjahren mitten unter der Pestseuche, wovon die Rede ist, so erstaunenswerthe Fortschritte gemacht, um wirklich klassische Schriften über den ansteckenden Typhus liefern, ihn von jeder verwandten Krankheit trennen, und meisterlich zeichnen zu können. Und all das Gute, das Treffliche, war durch die Kontinentalsperre der Waaren und des Geistes für England verloren! —

Der Beweis für das Gesagte liegt in der Abhandlung des Herr Eving handgreiflich vor uns. Dasselbe England, welches uns Bewohnern des europäischen Continents beynahe in allem physikalischen und naturhistorischen Wissen mit der hellsten Fackel der Erfahrung und der Erfindungen voranleuchtet, ist in der Nosographie des ansteckenden Typhus so sehr zurück. Es scheint, als wenn der durchs Meer vor der eigentlichen Kriegspest geschützt gewesene Insulaner erst über die aufgethürmten Leichen seiner Brüder zur helleren Kenntniß des Typhus zu gelangen hätte, wie es bey uns zur Zeit des Vandalismus geschah.

Schon diese vorausgeschickte Bemerkung entwaffnet größtentheils die Strenge der Kritik. Denn, wenn ein Schriftsteller über einen Gegenstand erschöpfend schreiben will: so muß er ihn durch eigene Erfahrung bis ins Innerste geprüft, und durch einen literarischen Austausch fremder Beobachtungen berichtigt haben. Wo diese Requisite fehlen, da verliert jedes Erfahrungswerk seinen ganzen Werth. In so einem Falle bleibt nichts anders übrig, als einen den Kräften und Zeitumständen angemessenen Gegenstand zur Schriftstellerprobe zu wählen.

Schon die Plananlage des ganzen Werkchens ist höchst unlogisch und unsystematisch entworfen. Billig fordert die Vernunftlehre die Vorausschickung einer Definition, die hier mangelt. Dann kann freylich die Synonymik, und dieser muß die Diagnostik folgen; damit der Leser sogleich den Standpunkt kenne, worauf er sich mit dem Schriftsteller befindet. Zur Begründung der Diagnostik gehört die Erforschung der Ursachen, dann aber ist das Bild aller Symptome unumgänglich. An diese reihet sich unmittelbar die Vorhersagung an. Nun schreitet man zur Anzeige, und richtet darnach seinen Heilplan ein. Erst dann, sobald weder die Natur noch die Kunst zu helfen vermochte, erfolgt die Leichenöffnung und die Erzählung, Vorbauungsart, um dem vielleicht um sich greifenden Uebel die nöthigen Abwehrungsschranken entgegen zu stellen. — Ich bitte, das System des Herrn Eving zu besehen, und frage, ob man das Hysteronproteron: Sectio cadaveris — und ratio medendi, wenn man auch übrigens kein Molier'scher Hasser der Aerzte ist, ohne zweydeutiges Lächeln lesen kann? —

Nun wieder zum Einzelnen. Synonymia. Der Schriftsteller gibt gleich auf den ersten vier Zeilen seine ganze ärztliche Blöße zu erkennen. Sub nomine typho (i) mitiore (is) breviter animadvertere statui eam febrem, quae variis temporibus appellata est febris nautica, nosocomiorum, lenta nervosa, et similia. — Dieser Anfang ist im Stande, jedem praktischen Arzte, der in Spitälern mit größerem Muthe, als

ein Held auf dem Schlachtfelde, dem Tode ins Auge sah, die ganze fernere Lektüre des Werkes zu verleiden. Denn schon seit dem Jahre 1810, als unsere Hildenbrande und Hartmanne über den ansteckenden Typhus schrieben, wußte in Deutschland ein jeder Kandidat, daß der typhus contagiosus von einer nervosa simplex, einer nervosa lenta etc. sehr verschieden sey, und nur zum Unglück der leidenden Menschheit mit ähnlichen Krankheiten verwechselt werden konne, und dürfe. Die ganze Abhandlung beruht also auf einer verderblichen falschen Prämisse. Denn der Typhus ist eine primäre Krankheit eigener Art, er ist ansteckend; das Nervenfieber ist eine Folgekrankheit und nur im höchsten Grade durch seine Komplikationen ansteckend. Der Verfasser sagt ja selbst: typhus definitur Culleno: Contagiosus u.s.w. Warum hat Herr Eving das schreckliche Epithet: *Contagiosus* so wenig beachtet!! — Liegt nicht in diesem Unterscheidungsmerkmale die furchtbare Größe der Krankheit vor uns?

Die historia morbi ist ganz der falschen Prämisse angemessen; denn die Zufälle sind aus allen den Krankheiten zusammengerafft, welche Herr Eving unter dem typho mitiore verstanden haben will. Sie sind überdieß so ordnungslos durcheinander geworfen, wie er sie beym Niederschreiben aus vielen Büchern zusammengesucht haben mochte. Endlich, ist das wohl ein typhus mitior mit einer lingua arida, fissa, penitus nigra, hiante ore, dentibus nigris, subsultu tendinum, floccorum lectione, spiritu frigido, petechiis, haemorrhagiis, urina putrida, gangraena partium, morte? — Wie alle diese Symptome zum typhus mitior, den er selbst oft pestem nennt, hinzukommen, darüber gibt der Schriftsteller keinen Aufschluß. —

Die Aetiologie ist höchst ungenügend, oft offenbar ganz falsch. Z. B. Contagium pestis calore iners evadere, und die schön lateinische Stelle: dicitur pestem agere per paucos tantum pedes. Wenn dieser Satz, den der unerfahrne Schriftsteller gleichsam von Hörensagen niederschrieb, wahr wäre, wozu sollten die strengsten Pestkordone, die wachsamsten Quarantänanstalten dienen? Ist er aber falsch, was die ganze ärztliche Welt für ausgemacht halten muß, wird die Sorglosigkeit eines solchen Arztes nicht namenloses Unheil bringen, der sich erkühnt zu schreiben: Effluvia videntur facilia dilutu aëre, saltem paucis pedibus interpositis etc. omnino inertia evadunt. Gnade Gott jedem, der sich auf seine Versicherung keck in eine Peststube wagt, um so mehr, da Herr Eving selbst auf das Zeugniß eines höchst erfahrnen Landsmannes, dessen Worte er anführt, so wenig Glauben setzt: unum ex triginta tribus vix, ac ne vix quidem, evadere! Fast jede Zeile seiner ätiologischen Abhandlung ist mit sich

selbst, und noch mehr mit der reinen Erfahrung in dem auffallendsten Widerspruche. Wie kann er vom typhus mitior reden, und gleich darauf hinschreiben: Vapor tam exitialis subortus est ex vinctis, quod omnes fere suffocati sunt. Trecenti ex hoc apud Oxonienses, et ducenti in aliis locis vagati, perierunt — contagio in multa millia saeviit. Das französische Kriegsheer verlor an dieser Krankheit im Jahre nach der zweyten Invasion in den Wiener Krankenhäusern mehrere Menschen, als die mörderischsten Schlachten dahin gerafft haben würden. Ich kann daher nicht umhin, dem unerfahrnen Schriftsteller mit Thukydides zuzurufen: Ich habe die Krankheit selbst durchgemacht, und sah andere daran leiden. (Αὐτός τε νοσήσας, καὶ αὐτὸς ἰδὼν ἄλλους πάσχοντας.)

Nichts beurkundet aber meine obige Behauptung des Mangels an Erfahrung in den Schriften des Herrn Eving mehr, als seine ratio symptomatum. Hier erblickt man Zufalle aufgeführt, die alle, wenn ich die typhomania ausnehme, oft bey der kleinsten Unpäßlichkeit vorhanden seyn können, und eben deßhalb nicht das mindeste charakteristische Merkmal der Krankheit, wovon der Verfasser handelt, an sich haben. Z. B. Man verdirbt sich bey einem Tafelschmauß den Magen, zeigt sich nicht die debilitas, anxietas, oscitatio, suspiratio, pandiculatio, nausea, fastidium cibi, sitis, dolor capitis etc.? Ist diese Indigestion auch ein typhus? Vielleicht mitissimus heluonum! Contagiosus mag er wohl seyn, besonders unter braven Zechbrüdern: er kann aber trotz aller Gefahr den Pestkordon entbehren; weil ihn eine Hungerquarantäne leichter zu beseitigen vermag.

Diagnosis. Die richtige Erkenntniß einer Krankheit wird seit Jahrtausenden für den Prüfstein des rechten Praktikers gehalten. Dieß ist die gefährlichste Klippe, woran das ärztliche Wissen am öftesten scheitert. Ist aber die Krankheit gehörig erkannt, dann folgt die Therapie von selbst. Eben deßhalb konzentrirt sich die ganze Geisteskraft des erfahrnen umsichtigen Arztes auf diesen Punkt. Herr Eving macht sich sein Geschäft sehr bequem: hanc paucissimis absolvemus.

Prognosis. Haec semper maxime dubia est. O ja! besonders wenn man die Erkenntniß der Krankheit paucissimis abgefertigt hat. Die Divination des Ausganges ist eine höchst mißliche Sache schon an sich selbst: und doch gab es Aerzte, die die Stunde ihres herannahenden Todes fast zuverläßig bestimmten. Allein dazu gehört die richtigste Kombination aller Umstände, ein gewisser praktischer Blick, den selbst alte Spitalpriester und Wärterinnen empirisch zu erlangen pflegen. Die Prognose beruht also auf Erfahrungsgrundsätzen, die aber Herr Eving höchst verwor-

ren und ungenügend aufstellt, was man von einem Anatom zu fordern berechtigt gewesen wäre. Seine signa propitia und exitii sind wieder das Eigenthum ganz anderer Krankheiten, nur nicht des typhi contagiosi mitioris. An Belegen wimmelt es in den drey Blättern.

Die Sectio cadaveris ist winzig klein ausgefallen, und doch voll von Todsünden. Die materies saniosa sive serosa wird gewiß von lateinkundigen Laien belächelt werden, die da wissen, daß serum und sanies himmelweit verschieden sind.

Ratio medendi. Bisher hat Recensent von dem unter aller Kritik schlechten Latein noch keine Erwähnung gemacht. Allein hier ist es so unverständlich, daß man oft mit der äußersten Anstrengung den Sinn kaum entziffern kann. Es geht ihm beynahe so, wie manchen unserer deutschen Schriftsteller, wenn sie Lateinisch schreiben. Der Leser muß ein Eingeborner des herrlichen Landes seyn, von welchem Tacitus den Römern so viel Schönes erzählte, wenn er das Latein verstehen soll, wozu bisher noch kein Lexicon infimae barbariei existirt. — So sagt er z. B. signa maximè felicia et fausta haud confidenda sunt. Es soll vermuthlich heißen: signis maxime felicibus et faustis fidendum non est. Im folgenden Satze ist gar kein Sinn: quum cuique ignavo negligentiae suae sit purgationi. (??) Eben so kauderwälsch klingt der nächstfolgende Satz: Curatio quae perficeretur operibus, saepe incertis naturae, frequenter arte certius adjuvaretur. Vermuthlich soll es heißen: Incerta sanatio, opitulante natura perficienda, artis auxilio tutius obtinetur. Die Verwirrung ist überhaupt in diesem Abschnitte so groß, daß oft die Citate von anerkannt klassischen Auctoren gar keinen Sinn haben. Z. B. pag. 48. sole excluso, ipsoque pavimento aspergine oxycrati aut aquae rosaceae, cui mistum sit acetum refrigeratis. Das soll Lommius, dieser Celsus der neueren Aerzte, so gesagt haben! —

Der innere Werth der Behandlungsweise dieser Krankheit entspricht ganz der Einkleidung des Styles. Schon die Indikationes zeigen an, daß sie nichts indiciren. Wer in dieses Chaos hineingreift, der steht in Gefahr den Todtenzettel zu erwischen. Der lucidus ordo, das strenge Sichten der Krankheitsstadien, die Anweisung, wann ein Arzneymittel nützen oder schaden kann, die praktischen Kautelen, und andere höchst wichtige Dinge für den Heilkünstler, gehören nicht in die Sphäre dieses Schriftstellers. Er hat sogar das Unglück, auf Unkosten der guten Sache (p. 37) die Behandlungsweise der erfahrensten Aerzte anzugreifen, denen die späte Nachwelt ihren Dank und Bewunderung zollen wird. Er verdient daher, daß man ihm sein anmaßendes Epiphonem zurück-

gibt: Multae theoriae, vox et praeterea nil! — Sein Hauptverdienst besteht indessen in den aus Currie abgeschriebenen Verhaltungsregeln bey kalten Begießungen der Typhuskranken.

Prophylaxis. Die Vorbauungsart gegen diese menschenverheerende Seuche ist höchst erbärmlich angegeben. Hr. Eving setzt sein ganzes Vertrauen auf die salzsauren u. s. w. Räucherungen. Allein auch diese kann man ohne besondere Rücksichten nicht überall anwenden, besonders in Krankenstuben, wo die verschiedenartigsten Patienten liegen. — Sein zweytes prophylaktisches Mittel (p. 56) Fumus prunae communis, valde agit, loca contagione affecta, purificando, ist vollends grundfalsch. Daß die frisch ausgeglühte Holzkohle (Carbo vegetabilis) die Luft zu verbessern im Stande sey, das ist bekannt: daß aber der Kohlendampf (Fumus prunae) das tödtlichste Lungengift sey, das ist noch bekannter. Endlich tabacum ustum reputatur antidotus haud parvus mag für schmauchende Krankenwärter in Feldspitalern angehen, aber in gut organisirten Civilkrankensälen kann es nicht geduldet werden. Die Regel: aliquid valde aromaticum odoremus (olfaciamus) verdient wenige Beachtung.

So viel über die Sache, nun auch ein Paar Worte über die Einkleidung. Recensent glaubt die strengste Wahrheit gesagt zu haben, wenn er behauptet, daß ihm in seinem Leben kein in elenderem Latein geschriebenes Werk in Druck zu Gesichte gekommen ist, als die Prachtedition des Hrn. Eving. (Und das will doch viel gesagt haben!) Wenn Recensent sich auch mit dem römischen Rechtsspruche: Praetor minima non curat, trösten wollte: so bleibt eine solche barbaries linguae für einen auf gelehrte Bildung Anspruch machenden Arzt eine unverzeihliche Sünde. Wenn in dem ganzen Werke von acht und funfzig Seiten nur fünf Zeilen fehlerfrey existirten, so würde Recensent dieser fünf Gerechten wegen geduldig schweigen. Aber so zwingt ihn die Nothwendigkeit zu einigen Belegen, die noch schreyender sind:

p. 1 l. 1 sub nomine typho mitiore,
— 5 — 21 pulsus parviores,
— 6 — 14 proclivitur,
— 12 — 15 vapores putridae,
— 14 — 12 haec opiniones acerrime disputata est,
— » — 15 aegro odorato,
— 15 — 1 ad menses duas,
— » — 4 dicitur pestem agere per paucos pedes,
— » — 13 pedes duas,
— » — 15 majorem dosim resistere possunt,
— 17 — 6 typhus secuta,

p. 17 l. 14 vasibus, (18 — l. 12.)
— 25 — 18 anxietas minora,
— 29 — 16 respiratio celer, (32 — l. 10.)
— 32 — 9 pulsus se amittit,
— 38 — 12 non est mei,
— » — 18 subjectus est ad frigoris multum,
— 42 — 10 experimenta succederunt,
— 43 — 15 quod consentaneor est,
— » — 17 affusio aptatior est inter nautos,
— » — 19 affusio est utendus.

Diese wenigen Belege werden das anscheinend zu harte Urtheil über den Mangel gelehrter Vorkenntnisse hinreichend rechtfertigen.

II. Das zweyte Werk des Hrn. Eving über den Kreislauf des Blutes ist bey weitem besser, und zeigt ungleich wenigere Blößen, als das erste. Allein die Ursache liegt theils in der Wahl des Gegenstandes, theils in der Sprache, der sich der Schriftsteller zur Dolmetscherin seiner Gedanken bediente. Was den polemischen Gegenstand anbelangt: so konnte Hr. Eving nicht anders, als siegend aus dem ungleichen Streite zurückkehren. Denn die Entdeckung des Blutumlaufes von Harvey gehört nun heut zu Tage zu den ausgemachtesten Wahrheiten, wogegen man nicht anders als höchstens im Scherze seine Stimme erheben darf. Diese Entdeckung, die in der Arzneykunde ewig Epoche machen muß, lag den Aerzten so nahe, daß man sich über den menschlichen Verstand verwundern muß, warum er erst nach Jahrtausenden auf eine so evidente Sache stoßen mußte. Es ist wahr, sie blieb Anfangs auch nicht unangefochten. Allein was läßt beleidigter Ehrgeiz oder scheeler Neid spitzfindiger Gelehrten unangefochten? Oder gehört es nicht mit zum Triumphe der Wahrheit, daß sie eine Zeit lang bekrittelt, angeklafft, oder gar gemißhandelt werde, um desto glänzender, desto segenbringender zu erscheinen?

Was man also seit Riolans Zeiten zum Nachtheile dieser grossen Entdeckung gesprochen, disputirt und geschrieben hat, alles das ist in sein verdientes Nichts zurückgesunken, und es wird nur höchstens unser Mitleid ansprechen, welches wir einer Schwäche des menschlichen Verstandes stets gern zollen werden. Indessen ist es zu verwundern, wie man noch heut zu Tage diese Entdeckung anfechten, oder wohl gar vertheidigen kann. »Die Entdeckung des Kreislaufs des Blutes ist die glänzendste und wichtigste (sagt der größte Historiker der Arzneykunde *), welche je-

*) Sprengels Geschichte der Arzneykunde. IV. Theil p. 4 und .5

mals in der Anatomie und Physiologie gemacht worden. Durch sie war ein Hauptgeschäft des Körpers in einem neuen Lichte dargestellt, und alle ältern Erklärungen traten nun in den Schatten der völligen Unbrauchbarkeit, oder sie sanken in die Nacht der ewigen Vergessenheit zurück. — Auch von der Seite ist die Geschichte der Entdeckung des Kreislaufes sehr wichtig und sehr belehrend, weil man fast nirgends so deutlich die Ungleichheit der Waffen bemerken kann, womit die grübelnde Vernunft oder die Theorie gegen die Erfahrung streitet.« Der Gegner dieser Lehre beurkundet also nur seinen unheilbaren Widerspruchsgeist: der Apologet übernimmt im Gegensatze nur die undankbare Mühe, eine längst evidente Wahrheit zu erweisen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, konnte die gelehrte Welt füglich zwey neue Werke entbehren, nämlich das des Mr. Kerr, und jenes des Dr. Eving, dessen Hauptverdienst nur in der Aufwärmung längst aufgetischter Gerichte besteht. Schon deßhalb bedurfte sein Geist keiner übergroßen Anstrengung, um den Gegner zu besiegen. — Ihm kam aber ferner seine Muttersprache zu Hülfe, in welcher er sich freylich weit freyer beweget, als in jener der Gelehrten. Schon deßhalb liest man seine Gründe wenigstens ohne den Ekel, den seine struppige Latinität erwecken muß.

Neues oder Anziehendes liegt für den Arzt nicht das Mindeste in dem Werke, und das alte Wahre ist ziemlich ungenügend vorgetragen. Selbst an namhaften Blößen ist kein Mangel in diesem, auf den ersten Anblick, sehr gelehrt aussehenden Werke. Ich nahm es mit der hohen Achtung in die Hand, womit ich die Geistesprodukte der, um die Arzneykunde so hoch verdienten englischen Nation zu verehren gewohnt bin. Allein nachdem ich nur die zwey ersten Blätter der Vorrede gelesen hatte, wurde mein Enthusiasmus mächtig abgekühlt. Hier folgt die Ursache. Doktor Eving ist über den unverdienten Vorwurf des Mr. Kerr aufgebracht, den dieser dem großen Harvey, als einem Materialisten, wegen seiner Unheil bringenden gottlosen Lehre macht (of impiety and materialism), die die Aerzte zum Läugnen der Unsterblichkeit der menschlichen Seele führe. Er behauptet daher, daß gerade die Aerzte die letzten wären, die man einer so irrigen Gesinnung zeihen könnte (a physician is the last person whom we should suppose capable of entertaining such erroneous sentiments), da der, der Menschheit so wohlthuende Glaube auf die Fortdauer der Seele auch jenseits des Grabes schon in den Schriften der ältesten Weltweisen Griechenlands deutlich ausgedrückt läge, die ihn selbst, ohne Beyhülfe der göttlichen Offenbarung, aus ihrer Vernunft entnommen hätten. Um dieß zu er-

härten, citirt Dr. Eving den Plato und Xenophon, als die sichersten Gewährsmänner, daß ein Sokrates diese, die Menschheit tröstende Wahrheit öffentlich gelehrt habe!

Bey diesen Citaten begegnet aber dem Dr. Eving das größte Unglück, welches einen Gelehrten von Profession treffen kann. Denn sein Citat sagt nicht das Mindeste von dem, was Herr Eving wohl wähnen mochte, oder es sagt vielmehr gerade das Gegentheil. Aus diesem Umstande schließe ich, daß er nicht ein Wörtchen vom Griechischen verstehe; denn sonst hätte er die Stelle wenigstens fehlerfrey abgeschrieben, einzelne Sylben nicht zerrissen, die Interpunktionen nicht verworren, das Jota subscriptum nichts stets ausgelassen. Ohne den Xenophon zur Hand gehabt zu haben, sah ich auf den ersten Blick die Luxationen des griechischen Textes: *Τό δ' ἐμὸν σῶμα, ὦ παῖδες, ὅταν τελευτήσω, μήτε ἐν χρυσῶ (ῷ) θῆτε, μήτε ἐν ἀργύρω (ῳ) μηδὲ ἐν ἄλλω (ῳ) μηδενί. ἀλλὰ τῆ γῆ (τῇ γῇ) ὡς τάχιστα ἀπόδοτε. Τί γάρ τύτυ μαχαριώτερον τῦ γῆ (γῇ) μιχθῆναι, ἡ τάντα (πάντα) μὲν τὰ καλὰ πάντα δε (δὲ) τἀγαθὰ φύει τε καὶ τρέφει* (;)

Diese Rede des Sokrates an seine Zuhörer würde Recensent folgendermaßen übersetzen: »Freunde! so bald ich todt bin, setzt meinen Körper nicht in Gold oder in Silber, oder in sonst was anderm bey, sondern übergebt ihn, so bald als möglich der Erde. Denn was ist wohl beglückender, als mit der Erde vermischt zu werden, die alles Gute und Nützliche emporkeimen läßt, und ernährt?«

Nun wo läßt sich wohl nur ein Fünkchen des erhabenen Glaubens des Sokrates an die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele aus diesem Citate hervor locken? Drängt sich nicht vielmehr jedem Unbefangenen, der griechisch versteht, der Verdacht auf, es habe ein Schalk von einem Freunde den Doktor Eving zum Besten gehabt, indem er ihm ein falsches Citat lieferte, und mit einer heimtückischen Schadenfreude in sein Fäustchen lachte! —

Diese Observations werden also in der gelehrten Welt kein großes Glück machen, viel weniger einer an sich selbst unumstößlichen Wahrheit einen größern Eingang verschaffen. Denn selbst die Beweise für irgend eine Sache, wenn sie nicht höchst scharfsinnig aufgestellt sind, machen keine Proselyten, und schaden gemeiniglich vielmehr der guten Sache.

Daß aber die Gründe des Dr. Eving wirklich von der Art sind, wie die Vertheidigung eines ungeschickten Rechtsfreundes, mag nur folgende Stelle beweisen: Pag. 48. The experiment which J. tried, to prove that etc. — »Der Versuch, den ich

anstellte, um zu beweisen, daß die augenblickliche Mittheilung der Bewegung die Ursache des Pulses, und zugleich des gleichzeitigen Herzschlages sey, scheint mir in dieser Rücksicht entscheidend zu seyn, und ich glaube, daß es jedem Unbefangenen eben so vorkommen wird. Ich nahm ein Stück Darm, von einem kleinen Thiere, beyläufig zwey Fuß lang, der aber fast denselben Durchmesser mit der Schenkelschlagader eines vollkommen erwachsenen Mannes hatte, übrigens aber nachgiebiger und weniger elastisch war, doch im ganzen genommen einem umfangsreichen Blutgefäße vollständig gleich. Ich schnürte das eine Ende zusammen, füllte den Darm mit Wasser, und band auch das andere Ende zu. Ich legte den strotzenden Darm auf den Tisch, drückte ihn an dem einen Ende, um die Flüssigkeit auf dieser Seite zu zwingen längst dem Kanale des Darmes zu entweichen, und in eben demselben Augenblicke empfand der Finger der andern Hand auf dem entgegengesetzten Ende das täuschend hervorgebrachte Phänomen des Pulses, der mit dem gemachten Fingerdrucke auf den Darm gleichzeitig (synchronous) war. Denn in dem Moment, als man das schlaffe Ende des Darmes berührt oder drückt, erweitert sich das entgegengesetzte, starrt empor, und es entsteht ein deutlicher Schlag oder Puls. Beym abwechselnd angebrachten Drucke und Nachlasse auf den Darm findet eine gleichfalls abwechselnde Erweiterung oder Erschlaffung statt; und so bringt man den Arterienschlag mit dem Herzen, welches ihn verursacht, vollkommen gleichzeitig hervor. Um aber diesen Versuch noch täuschender, dem Herzen- und Schlagaderpulse noch ähnlicher zu machen, befestigte ich eine mit Wasser gefüllte Blatter an dem einen Darmende, und während ich durch den auf die Blase angebrachten Druck das Wasser in den Darm zwang, bemerkte ich den vollkommen gleichzeitigen Schlag der gedrückten Blatter mit dem andern Darmende. Diese zwey Arten des angestellten Versuches leisten wirklich dieselben Resultate u. s. w.«

Recensent hat absichtlich die Verfahrungsart des Versuches treulich übersetzt, um einen Vorgeschmack von dem Experimentiren des D. Eving zu geben. Zur leichteren Versinnlichung des Pulsschlages für Schüler, die es mit der Sache nicht genau nehmen, mag das Experiment hingehen; aber zum Polemisiren, zur Beweisführung und Stürzung seines Gegners taugt es ganz und gar nicht; denn der Vergleich ist so hinkend, so unbefriedigend, daß der Gegner offenes Feld erhält, den D. Eving ad absurdum zu treiben. Der Darm hat ja eine ganz andere Struktur, ganz andere Membranen, als die Schlagadern; er liegt wagrecht da, die Arterien steigen auf und abwärts; die

Schlagadern liegen tief, von großen Muskellagen nach allen Seiten gepreßt, sie sind umgekehrt konisch, zerästelt; sie machen Bögen und Windungen; sie führen ein verschiedenartig erwärmtes Fluidum, und dieses selbst von verschiedener Dichtigkeit; die Flüssigkeit muß im senkrechten Aufsteigen, z. B. nach dem Kopfe zu, ganz andern Gesetzen gehorchen, als wenn sie zum Theile vermög eigener Schwere nach den untern Extremitäten sich bewegt; kurz, die Nichtigkeit des Experiments, worauf D. Eving sich viel einbildet, springt einem jeden angehenden Mediziner in die Augen.

In diesem Tone und mit ähnlichen Waffen geht der Verfasser auf seinen Gegner los, der ihm übrigens auch nicht viel zu schaffen macht.

Ueberhaupt erscheint dieser englische Schriftsteller wie junge Kompositeurs oder angehende Dichter. Jene befassen sich gerne nur mit heroischen Stücken, großen Sonaten, wenigstens mit Konzerten: diese nur mit Epopöen, Tragödien oder wenigstens mit didaktischen Stoffen.

Prof. Wawruch.

Art. IX. Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und Geschichte des Menschen, oder: allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften, von Karl Ritter. I. Theil. Berlin, bey G. Reimer, 1817 (XX und 832 S.). II. Theil 1818 (XVIII und 939 S.). Beyde mit dem Motto: Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione. *Baco.*

Bey einem so wichtigen Werke wie dieses, das nicht minder tief in die gesammte Naturwissenschaft, als in die gesammte Geschichte der Menschen eingreift, und auf noch wenig betretenem Wege zu einem großen Ziele, zu einer neuen umfassenden Philosophie der Völkervereine und Staaten zu führen strebt, ist es doppelte Pflicht des Beurtheilers, strenge zu prüfen; das Gute klar heraus zu heben, und der Nachahmung anzupreisen; aber auch zu warnen, wo der Irrthum sich einschleicht, und die Wissenschaft, welche gefördert werden soll, gefährdet wird. Der Beurtheiler soll dabey das Recht der völlig freyen Forschung üben, ohne welche keine Wissenschaft gedeiht. Nur durch das Abwägen der Gründe gegen Gründe wird es klar, was fest steht, was noch wankt, oder gar zu leicht befunden, wieder zusammen fällt. Der Schriftsteller, welcher mit Ernst und Liebe der Wissenschaft dient, wird dieß Recht anerkennen und ehren, und wir zweifeln keinen

Augenblick daran, Hrn. Ritter unter diese echten Priester der Wissenschaft zählen zu dürfen.

Jeder, der das vorliegende Werk liest, muß mit einer tiefen Achtung gegen den Verfasser, gegen seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seinen bewunderungswürdigen Fleiß erfüllt werden. Er erwirbt sich durch dieses Werk ein bleibendes Verdienst, und bricht der Forschung eine neue Bahn, auf welcher in der Ferne ein erhabnes Ziel sich zeigt, und es kann ihm eben so wenig, in vieler Hinsicht, der Beyfall der Sachverständigen, als ein Heer von Nachahmern fehlen. Vorzüglich dieser letztern wegen scheint es nöthig zu seyn, auf alles das aufmerksam zu machen, was bey diesem ersten Versuche noch schwankt, oder wo der Verfasser sich gar auf Abwege verirrt, welche nicht zum Ziele führen können. Daß der Beurtheiler dabey nur seine subjektive Ueberzeugung ausspricht, und eben so weit davon entfernt ist, andern seine Meinung als untrüglich aufdringen zu wollen, als er selbst gesonnen ist, sich von andern dergleichen aufdringen zu lassen — versteht sich von selbst.

Zuerst müssen wir hier auf ein gewisses Helldunkel, eine Unbestimmtheit und ein Schwanken im Ausdruck aufmerksam machen, welches dem Verfasser eigen ist, so bald er nicht blos erzählt und beschreibt, sondern, wie dieß vorzüglich in der Einleitung geschieht, über das Erzählte und Beschriebene philosophirt. Es gehört zu dem Modeton unserer Zeit, alles was man schreibt mit philosophischen Gedanken durchwürzen zu wollen, welche oft mit dem vorzutragenden Gegenstande in einem sehr lockern, auch wohl in gar keinem Zusammenhange stehen. Recensent kann das nicht billigen. Alles, was geschrieben wird, soll und muß den Stempel eines philosophischen Geistes tragen, wenn es ähnlichen Geistern gefallen soll; aber dieser Stempel wird nicht dadurch gewonnen, daß man überall philosophische Redensarten, Sprüche und Sätze einflechtet; sondern dadurch: daß der Schriftsteller seinen Stoff mit Klarheit durchschauet, und ganz seiner mächtig, ihn selbst und die Form der Darstellung auf eine Weise zu beherrschen vermag, daß überall die Tiefe seines Geistes, sein Scharfsinn, seine Philosophie sichtbar sind, ohne neben dem Stoff in besondern Sätzen und Phrasen ausgesprochen zu werden. Kann der Schriftsteller diese Höhe nicht erringen, so bemühet er sich umsonst durch einzelne, eingeflochtene philosophische Gedanken den Schein zu gewinnen; er erschwert sich nicht selten dadurch nur das schärfere Auffassen seines Gegenstandes, oder hält sich bey Gemeinplätzen auf, die man gern entbehrte. Wenn z. B. unser Verfasser in der Einleitung (zum ersten Bande der Erdkunde) sagt: »Das blinde »Streben und bewußtlose Wollen geben dem Menschen bey aller

»Spannung und Thätigkeit nicht diejenige Kraft, welche zum rechten Seyn und Thun führt; es muß das entwickeltere Streben, »das bewußtvollere, der Kraft entsprechende Wollen seyn, welches, »wo Klarheit sich zur Wahrheit gesellt, in schönen und großen denkwürdigen Thaten hervortritt, die der Ewigkeit angehören. Nicht »die verwirrte Vielartigkeit zügelloser Gewalten, sondern die Anschauung von dem Maß und Gesetz, in der unendlichen Fülle und »Kraft ist es, was uns schon in der sinnlichen Natur mit der Ahnung des Göttlichen unwiderstehlich durchschauert.« — — so ist dieß so allgemein, daß es vor allen möglichen Werken als Einleitung stehen könnte.

Dieser Modehang verleitet dann auch, ganz gewöhnliche, allgemein verständliche Begriffe mit philosophisch klingenden Ausdrücken zu bezeichnen, und hierin scheint vorzüglich mit, der Grund des Schwankenden und Unbestimmten im Ausdruck unseres Verfassers zu liegen, welches schon im Titel des Werks sichtbar wird. Er heißt: Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen. Was kann man sich hier wohl unter dem Verhältniß, in welchem die Erdkunde zur Natur stehen soll, Bestimmtes denken? Diesem Titel ist durch ein oder noch ein zweyter beygefügt: Allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften. Sind denn beyde, hier selbst durch das oder getrennten Begriffe im Grunde etwa eins, oder so nahe verwandt, daß ein und dasselbe Werk beyden entsprechen kann, wenn es einem vollständig entspricht? Welche physikalischen oder historischen Wissenschaften werden hier gemeint, oder werden alle in Anspruch genommen? Diese Unbestimmtheit des Titels scheint indeß zu verschwinden, wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: sein Werk solle versuchen

»die allgemein wichtigsten, geographisch-physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche in ihrem Naturzusammenhange, und »zwar ihren wesentlichen Zügen und Hauptumrissen nach darzustellen; insbesondere als Vaterland der Völker, in dessen mannigfaltigsten Einflusse auf körperlich und geistig sich entwickelnde »Menschheit.«

So deutlich der Begriff des Werks im Ganzen hier dargestellt ist, so verweiset der Verfasser doch noch auf die Einleitung, und hier finden wir ihn wieder in mancher unbestimmten Richtung erweitert, und gleichsam ohne ein zusammenhaltendes Band zerlegt. Denn wenn der Verfasser gesagt hat: »Der Versuch soll die »Gesammt-Erdkunde in einem innerlich verbundenen, mehr wissenschaftlichen Ganzen darstellen;« so fährt er fort: »Ehe die Einlei-

»tung aber zur Mittheilung des Plans, der Methode und der Quel-
»len der Arbeit sich wendet, kann sie nicht wohl den menschlichen »Gesichtspunkt umgehen, um dessen willen sie (die Gesammt-»Erdkunde als ein wissenschaftliches Ganzes) überhaupt nur als »wünschenswerth erscheint.«

Was soll man sich nun unter diesem menschlichen Gesichtspunkte denken? Soll es der Gesichtspunkt seyn, aus welchem der Mensch die Gesammt-Erdkunde betrachtet, oder umgekehrt: in welchen bey dieser Betrachtung der Mensch gesetzt wird? Fast scheint es, der Verfasser habe beyde Gesichtspunkte hier völlig als einen genommen, wenn er fortfährt: er berühre diesen Gesichtspunkt hier nur, »um auf den letzten Zweck seines Unternehmens zu leiten.« Um diesen letzten Zweck nun deutlich zu machen, müssen wir eine längere Stelle abschreiben:

»Nicht nur das allgemeine Gesetz einer, sondern aller »wesentlichen Formen, unter denen die Natur im Größten auf »der Oberfläche des Erdballs wie im Kleinsten jeder einzel-»nen Stelle derselben erscheint, sollte Gegenstand der »Untersuchung auf diesem Wege seyn: denn nur aus dem Verein »der allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der un-»belebten wie der belebten Erdoberfläche (?) kann die Har-»monie der ganzen, vollen Welt der Erscheinungen aufgefaßt »werden.«

»Und wenn die Idee des ganzen Menschengeschlechts durch-»aus ohne den Erdball gar nicht gedacht werden kann; so können »auch der einzelne Mensch, ja das ganze, von der Erde noch weit »minder unabhängige Volk, wie der an die Landesnatur gefes-»selte Staat, ohne das Bewußtseyn der rechten Stellung zu ihr, »nie zum vollem Einklange mit sich selber gelangen.«

»Und wo dieser Einklang nicht mehr, wie vielleicht in einer »jugendlichern Periode der Vorzeit, bewußtlos, zugleich mit »organischer Entwicklung der Völker hervorquillt, da muß, wie »in unserer Gegenwart, das Gesetz dieses Einklangs, die ewige »Tetraktys, als der unsterbliche Quell aller Harmonie, durch »ernste Wissenschaft erforscht, und in das Bewußtseyn eingetra-»gen werden.«

Wenn wir hier auch auf manche Begriffe stoßen, die weder klar gedacht noch bestimmt ausgedrückt sind; so wird uns doch die Idee des Werkes überhaupt deutlich, und wir sehen, was der Verfasser eigentlich will, was aber keineswegs der Titel vollständig ausspricht. Der ganze riesenhafte Plan, die ungeheure Ausdehnung des Feldes, das bearbeitet, wie die schwindelnde Höhe, welche erstiegen werden soll, liegen vor Augen. Die Gerechtigkeit fordert indeß, den Gesichtspunkt anzudeuten, in welchem der

Verfasser selbst sein Werk zu dieser Riesen-Arbeit betrachtet. Er nennt es wiederholt einen Versuch, und sagt S. 5 der Einleitung: »nicht die Sache des einzelnen Menschen ist es, solche Aufgabe zu lösen, zu deren Ergründung mehr oder weniger jeder »tiefere Mensch durch sein Leben selbst seinen Beytrag für das Wohl »des nachfolgenden Geschlechts abgibt,« und damit ist nun auch im Allgemeinen der Kritik der Maßstab gegeben, welchen sie anzulegen, und das Ziel, welches sie vor jetzt zu verfolgen hat. Dieses kann hier nicht durch eine Sichtung des großen Reichthums von Materialien, welche der Verfasser zusammen getragen hat, erreicht werden, sondern durch eine strenge Prüfung des Grundes, auf welchem er sein Gebäude errichten will; der Grundsätze, von welchen er ausgeht, und der Ideen, von welchen er sich in seinen Forschungen leiten läßt. Denn ehe wir hier nicht ganz im Reinen sind, fehlt die Regel, nach welcher alle einzelnen Angaben beurtheilt und gemessen werden können.

Der Verfasser spannt hier die Erwartung aufs höchste, wenn er schreibt: »die Palme des Ruhms ist denjenigen Forschern als »den Heroen der Historie zuerkannt, die selbst ausgerüstet mit »tiefgreifender Seelenkraft und großer Charakterstärke, aus der »Verwicklung der einzelnen Begebenheit, und dem Gedankengange »und der Geschichte des einzelnen Wesens, oder eines Volks, oder »der Völkervereine, im Stande waren, die menschliche Natur in »ihren bewußtlosen Tiefen bis zu ihren schwindelnden Höhen in »ihren Thaten zu beleuchten und darzustellen, und durch ihre »Nachweisungen über den eigentlichen Entwicklungsgang zur Erreichung der größten nationalen und sittlichen Höhe für alle Völker der Erde zu unsterblichen Lehrern zu werden.«

»Vielleicht rückt einst die Zeit heran, in welcher gleich starke »Naturen, indem sie mit ihrem Scharfblick zugleich die natürliche »wie die sittliche Welt umspannten, und aus der Totalität ihrer (?) »welthistorischen Begebenheiten, im Stande wären, vor dem »Verhältnisse aller mit gleich untrüglicher Sicherheit, wie jene »hinauf so herab zu steigen, aus diesem allgemeinen Gegebenen »den selbst zu setzenden nothwendigen Entwicklungsgang jedes »einzelnen Volks auf der bestimmten Erdstelle vorher zu weisen, »welcher genommen werden müßte, um die Wohlfahrt zu erreichen, »die jedem treuen Volke von dem ewig gerechten Schicksal zugetheilt ist.«

Wenn wir den Verfasser hier auch nicht fragen wollen: wer und wo jene Heroen der Geschichte sind, welche wirklich geleistet haben, was er hier, ein wenig zu sanguinisch, von ihnen behauptet; wenn wir auch die zuletzt aufgestellte Idee keiner Prüfung unterwerfen, obwohl uns scheint, als schwinde dabey das rein-

geistige, sittliche Princip in dem Menschen zu sehr aus dem Auge und dem blos physischen Einfluß werde ein zu großes Gewicht beygelegt — so drängt sich doch unaufhaltsam die Frage hervor: welchen Weg hat der Verfasser entdeckt, auf dem er hofft, daß man einst zu solchem Ziele gelange? Welches Glas erfunden, durch welches die nach allen Richtungen zerstreuten Strahlen, in diesem Brennpunkte sich einigen lassen? Welcher Idee folgt er, die ihn zu dieser Höhe leiten könnte? — Je begieriger man nun in dem Buche nach Aufschluß sucht, desto unerwarteter ist die S. 20 zu lesende Erklärung: »Diese Grundidee lasse sich nicht vorher »definiren, — sie werde aber am Schlusse des Ganzen sich in »ihrer Vollendung gestalten.«

Dem wissenschaftlichen Leser, welcher in wissenschaftlichen Werken deutlich ausgesprochene Ideen und klare Begriffe sucht, und sie zu fordern berechtigt ist, wird diese Erklärung wenig genügen; noch weniger dem Beurtheiler, der ohne Kenntniß jener Grundidee sich nur an einzelne Theile halten kann, über die zweckmäßige Verbindung derselben aber zu dem Ganzen, im Dunkeln tappt. Wir wollen daher versuchen: ob sich nicht schon aus den vorliegenden Theilen, auch ehe das Ganze vollendet ist, vielleicht errathen lasse, was der Verfasser vorenthält.

Vorzüglich scheint hieher zu gehören, was über das Verhältniß des Menschen zur Natur gesagt wird:

»Die stille Gewalt, die sie (die Natur) ausübt, bedarf einer »gleich stillen Seele, in die ihre Erscheinungen eingehen, um in »ihrer Gesetzmäßigkeit ungestört bis zum Mittelpunkte zu dringen.«

»Es bedarf, um eine ähnlich gebildete Seele zu begreifen, oft »nur eines äußern Zeichens, des rechten Blickes, des innigen »Wortes, weil das Gleiche das Gleiche versteht. Aber die Natur »steht dem Menschen jetzt wenigstens nicht mehr so nahe; »sie ist ihm ein geheimnißvolles Wesen geworden, »und nur im großen Zusammenwirken ihrer Kräfte, im Zusam»menhange ihrer Erscheinungen will sie betrachtet seyn.« Wir haben wenig gegen den an sich unschuldigen Glauben an ein früheres Vertrautseyn des Menschen mit der Natur, an einen Zustand, da beyde, die Natur und der Mensch neben einander standen, wie zwey gleich geschaffne Seelen, die sich ohne alle Mühe schon durch ein äußeres Zeichen, einen Blick oder ein Wort verstehen, kurz: wo die Natur noch kein geheimnißvolles Wesen für den Menschen war — so bald er nur nicht als Grundlage historischer Forschungen und Folgerungen betrachtet, oder angenommen werden soll, daß der Mensch wieder auf irgend eine Art in den Zustand jener Vertraulichkeit zurückgelangen könne, oder dieser und jener schon wieder dahin ge-

langt sey. In diesen Fällen kann die Kritik sich nicht streng genug dagegen erklaren, weil er im ersten Falle unausbleiblich zu Irrthümern führt, indem das wirkliche Vorhandenseyn eines solchen Zustandes geschichtlich durchaus nicht zu erweisen ist, und im zweyten Falle derselbe nur zu leeren Hypothesen verleitet, welche die Wissenschaft verwirren statt zu fördern. Wir werden gleich sehen, daß Herr Ritter sich wirklich in beyden Fallen zu befinden scheint. Denn nach obigen Worten fährt er unmittelbar fort: »Dann erst wirft sie (die Natur, wenn man sie im großen Zusammenwirken ihrer Kräfte u.s.w. betrachtet) und strahlt sie Licht »und Leben aus auf alle Wege, welche der menschliche Eifer zu be»treten wagt; ja ihr Glanz wird dann ein blendendes Gestirn, »dessen ganze Fülle er doch nicht aufzufassen vermag. Dann »hellt sie alle Verhältnisse der Schöpfung, die wir »belebte und unbelebte Natur zu nennen pflegen, »auf; gibt über Alles, worüber wir sie befragen, die ersten »Aufschlüsse, und vor allen auch über den »Menschen.«

Wäre dem wirklich so — was bliebe uns denn irgend noch zu wünschen übrig? Unser Wissen hörte auf Stückwerk, und die Natur für uns ein geheimnißvolles Wesen zu seyn; wir wären ganz und völlig wieder zurückgekehrt in den verlornen Zustand der Vertraulichkeit. Das Mittel, dahin zu gelangen, ist nun nach obigen Worten des Verfassers: Betrachtung der Natur im großen Zusammenwirken ihrer Kräfte, und im Zusammenhange ihrer Erscheinungen. — Freylich, wer das könnte! Aber wie soll der Forscher zu diesem, in der That übermenschlichen Standpunkte gelangen? Soll er, nach einer Regel, welche der Verfasser an einem andern Orte vorschreibt (S. 23), dabey »von Beobachtung zu Beobachtung, nie aber von »Meinung oder Hypothese zu Beobachtungen, fortschreiten,« wann würde er jenes Ziel erreichen? Oder hält der Verfasser es auf diesem Wege wirklich für den Sterblichen erreichbar? Schwerlich, und er scheint in der That noch einen ganz andern Weg anzunehmen; ja zu glauben, sich selbst jenem Ziele auf eine viel kürzere Art genähert zu haben. Wir wollen seinem Ideengang darüber sorgfältig folgen. S. 22 sagt er:

»Die Anordnung aller versammelten (?) Thatsachen muß, um »methodisch zu heißen, und zu einem natürlichen Systeme zu füh»ren, einen Haltungspunkt, einen idealen Hintergrund haben. — »Ohne diesen idealen Hintergrund, Hypothese, Theorie oder wie »man ihn sonst bezeichnen will, komme er zum Bewußtseyn oder »nicht, wird wohl von menschlicher Seite nie ein Ganzes zu »Stande kommen. Denn selbst die festeste Ueberzeugung ohne

»alle Beyhülfe eines solchen bey der Forschung **zu Werke** zu gehen, »ist in der That, wie schon Playfair sagt, an sich die erste »Theorie.«

Diese Behauptungen sind im Ganzen eben so wahr als allgemein anerkannt, wenn man sie auf die Art und Weise bezieht, wie jeder einzelne Zweig der Erfahrungswissenschaften behandelt wird. Wir hatten z. B. nicht eher eine Botanik, eine Chemie, eine Mineralogie u. s. w., bis wir Systeme dieser Wissenschaften hatten. Ob ganz, ob halb wahr, ist hier für den Anfang ziemlich gleich; denn die genaue Prüfung der einzelnen Erscheinungen nach dem Systeme führte eben zu der Kenntniß seiner Mängel und Unrichtigkeiten, und eben dadurch die Vervollkommung herbey. Wie wurden nun aber alle diese Systeme, Theorien oder idealische Hintergründe, wie der Verfasser sie nennt, gebildet? Alle erträglichen — es gibt ja auch welche, die dieß nicht sind! — d. i. solche, die mit den Erscheinungen, welche in ihnen und durch sie bestimmt werden sollen, übereinstimmen und sie umfassen, und eben dadurch die Wissenschaft fördern, sind durch fortgesetzte, vergleichende Beobachtungen der Erscheinungen selbst, welche darin geordnet werden, entstanden, und werden auf demselben Wege noch immer fort vervollkommnet. Die allgemeine Idee, oder die Grundidee eines jeden, ist also nur eine abgeleitete, aus — durch Erfahrung gegebenen — Begriffen gebildete. Der Uebergang, welchen der Verfasser von diesen Ideen nun auf seine Grundidee, oder den idealischen Hintergrund seines Werks macht, ist, wie wir gleich sehen werden, keineswegs richtig.

Wenn ferner der Verfasser nun das Verhältniß dieser einzelnen Systeme zu den Gegenständen, welche sie ordnen, geradehin auf sein System und sein Werk anwendet, so übersieht er noch einen wichtigen Unterschied. Er hat es nicht mit einzelnen Erscheinungen, in Bezug auf ein besonderes System zu thun, sondern mit den Erscheinungen fast aller einzelnen Wissenschaften und ihrer Systeme in Bezug auf ein allgemeines System der Natur, in und nach welchem sowohl das Physische als das Geistige, im großen Zusammenwirken der Kräfte und im Zusammenhange der Erscheinungen gefaßt, und hell erkannt werden soll. Der Verfasser fährt nun in seiner vorigen Gedankenreihe fort:

»Der ideale Hintergrund, aus welchem dem Verfasser in die»sem Werke die unbefangene Ansicht der Thatsachen zur Anord»nung auf diese specielle Weise hervorgegangen scheint, liegt ihm »nicht in der Wahrheit eines Begriffes, sondern im »Gesammtinhalte aller Wahrheiten für ihn, also »im Gebiete des Glaubens. Er beruht auf einer innern »Anschauung, die sich aus seinem Leben, in der Natur und der

»Menschenwelt gebildet hat. Durch das Zwiegespräch eines gro»ßen Mannes des Jahrhunderts gelangte sie zum Bewußtseyn, und »wurde von der einen Seite als Grundidee in dieser Wissenschaft »so aufgestellt, daß, wenn das Rechte vollführt wäre, sie aus »allen Theilen denselben zurückstrahlen, und sich in andern ähnli»chen Naturen wieder erwecken müßte. Darum läßt sie sich nicht »von vorn herein definiren, oder in ihrem Wesen »begränzen, sondern kann nur das Ganze hindurch spielend, »sich mit dem Schlusse in ihrer Vollendung gestalten.«

Recensent bekennt offenherzig, daß er hier manches nicht recht versteht. Was soll es heißen, wenn der Verfasser sagt: der ideale Hintergrund; oder wie er ihn gleich darauf nennt: die Grundidee seiner Wissenschaft, liege nicht in der Wahrheit eines Begriffs? Wie wäre denn dieß auch irgend möglich? Keine Idee, als solche, kann ja in der Wahrheit eines Begriffs liegen. Sie kann und muß freylich ihre Wahrheit aus der Wahrheit des Begriffs ableiten, oder an derselben prüfen; aber nie ist sie selbst diese Wahrheit. Was heißt ferner: diese Grundidee liegt im Gesammtinhalte aller Wahrheiten — die nämlich der Verfasser als solche anerkennt. — Kann der Gesammtinhalt dieser Wahrheiten auf etwas anderem beruhen, als auf der Wahrheit einzelner Begriffe? Aber weder in diesen einzelnen Wahrheiten, noch in ihrem Gesammtinhalte, kann die Idee liegen, sondern aus den Begriffen selbst, wodurch jene Wahrheiten zu unserem Bewußtseyn gelangen, bildet sie sich. Kann hier nun aber der vermittelnde, in der Erfahrung gegebne Begriff nicht umgangen werden; warum die Idee selbst in das Gebiet des Glaubens versetzen? Warum sucht der Verfasser alles von derselben zu entfernen, was auf Begriffe sich bezieht, oder zu Begriffen zurückführt? Schreibt der Verfasser ihr etwa wirklich einen andern Ursprung zu, als auf dem Wege der, in der Erfahrung gebildeten Begriffe? So scheint es wirklich. Sie ist ihm eine innere Anschauung, aus seinem Leben in der Natur und unter Menschen gebildet; ist durch das Zwiegespräch eines großen Mannes zum Bewußtseyn gekommen, und läßt sich nicht von vorn herein definiren, d. i. läßt sich nicht durch Begriffe mittheilen; wohl aber kann sie aus allen Theilen seiner Wissenschaft zurückstrahlen, und sich in ähnlichen Naturen wieder erwecken! Sie muß also dort schon schlummern, und — scheint es nicht, wir sähen wirklich den Fall vor uns, wo jemand, ohne so eigentlich zu wissen wie? in jenen frühern Zustand der Vertraulichkeit mit der Natur zurücktreten könne? — Freylich geschähe dieß nur im Glauben!

Ueber einige Aeußerungen des Verfassers müssen wir doch

noch unsere Bemerkungen mittheilen. Warum soll diese Grundidee darum, daß sie von einer Seite in dieser Wissenschaft so aufgestellt ist, daß sie aus allen Theilen derselben zurückstrahlen kann, sich in ihrem Wesen nicht begränzen lassen? Was hat jene Aufstellung der Idee mit der Begränzung in ihrem Wesen zu thun? Oder läßt sich eine Idee, System oder Theorie — denn dieß alles nimmt der Verfasser ja hier als gleichbedeutend — denken, deren Wesen nicht eben mit in der Begränzung bestände? Von welcher Art Gränzen ist hier also die Rede? Vielleicht von solchen, die der Theorie dieser Wissenschaft von einer andern Wissenschaft gesetzt werden könnten? Vielleicht von der in so mancher Hinsicht unbequemen Mathematik? So scheint es beynahe, weil der Verfasser sich hie und da über die Gränze erhebt, welche die Mathematik nun einmal allen Erfahrungswissenschaften kategorisch vorschreibt. So ist S. 8 die Rede von dem Norden und Süden der Erde, als zwey durch Anziehung und Abstoßung gebildeten Gegensätzen, und der erfolgten Ausgleichung derselben, und dann heißt es weiter:

»In der andern Richtung nach Osten und Westen hin, sehen »wir noch nicht, daß diese Erdkräfte (?) zu derselben Art von Aus»gleichung oder Feststellung im Physischen, noch nicht »zu einem ruhenden Osten und Westen gelangt »wären. Dahinwärts scheinen sie noch mehr im Zustande der »Entwicklung, im Werden begriffen zu seyn; von da aus im be»ständigen Umschwung sucht die Erde vielleicht selbst »im Weltraum erst noch ihr Gleichgewicht, ihren »endlichen Ruhepunkt.«

Wenn wir hier auch vieles übergehen, was der Mathematiker zu erinnern haben möchte; ja uns bemühen, die ganze Wissenschaft des Laplace zu vergessen; so müssen wir doch bekennen: keinen Begriff von einer ruhenden, stillstehenden Erde zu haben, auf welcher noch ein Süden oder Norden, Osten oder Westen vorhanden, oder nur noch gedenkbar wären, da diese vier Punkte und ihre ganze Bedeutung, ja eben, und allein nur durch die Bewegung möglich sind!

Doch — verlassen wir endlich diesen philosophirenden Theil des Werks, in welchem der Verfasser selbst nicht recht einheimisch zu seyn scheint! — und gehen zu einer Prüfung der Grundsätze in der besonderen Behandlung des reichen Schatzes der gesammelten Thatsachen über.

Der Verfasser theilt das Ganze seines Werks in drey Theile. In dem ersten soll von den festen Formen, oder von den Erdtheilen; in dem zweyten von den flüssigen Formen oder Elementen, und in dem dritten von den Körpern der

drey Reiche der Natur, und insbesondere von dem Menschen gehandelt werden. Ob diese Theilung der zu behandelnden Gegenstände zweckmäßig sey? dieß wird sich schon bey einer nähern Ansicht des ersten Theils, ohne daß wir uns hier länger dabey zu verweilen brauchten, von selbst ergeben. Ueber den zweyten und dritten Theil gibt die Einleitung nur allgemeine Bemerkungen, bey welchen wir uns hier nicht aufhalten wollen. Die Quellen, aus welchen der Verfasser schöpft, werden in der Einleitung nicht alle namhaft gemacht, aber versprochen, in dem Werke selbst jede Quelle mit gewissenhafter Genauigkeit anzugeben, und dieß ist sehr lobenswerth in einem Werke, wo auf Beurtheilung der eben benutzten Quelle so sehr viel ankommt.

Die beyden vor uns liegenden Bände machen nur den Anfang des ersten Theiles aus, welcher von den festen Formen oder Erdtheilen handelt, und enthalten die vergleichende Beschreibung von Afrika und Asien. Ehe der Verfasser aber zu seinem Gegenstande selbst übergeht, liefert er noch eine eigne Einleitung in diesen besondern Theil unter dem Titel: allgemeine Vorbemerkungen, worauf wir besonders Rücksicht nehmen müssen.

Man bemerkt bald, daß man in diesen Vorbemerkungen, die eigentliche Einleitung in die wirkliche Geographie, d. i. in die Beschreibung der Oberfläche der Erde zu suchen habe, weil davon in der allgemeinen Einleitung noch gar nichts erwähnt worden ist. Es thut uns leid, hier abermals über Mangel an Bestimmtheit der Begriffe, an Deutlichkeit, und selbst über eine nicht folgerechte Ordnung klagen zu müssen. Der erste Theil soll, wie der besondere Titel noch einmal wiederholt, »von den festen Formen der Erdrinde, oder vom Lande« handeln; allein §. 1 der Vorbemerkungen ist wieder überschrieben: Luft, Meer und Land, und soll die Verfahrungsart und die Gränzen feststellen, welche der Verfasser bey der Behandlung aller drey Theile beobachten will; greift also wieder in die vorige allgemeine Einleitung hinüber.

Luft, Meer und Land, nennt der Verfasser hier beständig drey Formen oder Gestaltungen, und sagt: »sie bestehen »aus einer Mannigfaltigkeit von Bestandtheilen, aus Materien, »die wir hier nicht an sich, weder als Massen, d. h. ihrem »Umfange nach, noch als Stoffe, d. h. ihren Kräften »nach, zu betrachten haben, denn dieses ist die Aufgabe anderer »Wissenschaften.« — Daß der Verfasser die Betrachtung jener Materien an sich von seinem Werk ausschließt, gibt die Natur der Sache; wie würde es aber wohl möglich seyn, diese Materien als Massen, ihrem Umfange nach (welcher doch in ihrer Gestaltung, z. B. des Landes und des Wassers gegen einander

erkannt wird) von der Betrachtung auszuschließen, wenn man eben eine vergleichende Geographie schreibt? Fast jede Seite in dem Werk des Verfassers liefert den Beweis: wie sehr er die Masse und den Umfang, z. B. des Landes gegen Wasser und Luft, in Betrachtung zieht! Wenn es nun ferner heißt: »unsere »Aufgabe ist: die Gestaltungen, die sie (jene, aus Materien be»stehenden Formen) in ihrem Verhältniß, in Beziehung auf »den Erdball einnehmen, und das von ihnen Abhängige »genauer zu betrachten,« so muß man abermals fragen: wie kann dieß möglich seyn, ohne Stoff und Kräfte in die Betrachtung zu ziehen? Wir werden gleich sehen, wie der Verfasser diesen Bestimmungen selbst widerspricht! Hören wir von jetzt ihn weiter. »Die Gestaltungen (Luft, Meer, Land) sollen mehr im »Besondern, d. h. ihren Theilen und der Gegeneinanderstellung »nach, das von ihnen Abhängige mehr im Allgemeinen, »dem Wesentlichen und dem Wechselverhältniß nach — genauer »betrachtet werden.«

Da bey diesen Bestimmungen die Kugelgestalt der Erde »als »die gesammte Form aller dieser Gestaltungen« als gegeben vorausgesetzt wird, so kann niemand etwas dagegen haben, daß in dem Werke nur vorzüglich die einzelnen Theile, z. B. des Landes und des Wassers, in genauere Betrachtung kommen, denn die Geographie findet in der Beschreibung derselben vorzüglich ihren Zweck. Was ist nun aber unter dem von ihnen — d. i. von Luft, Meer und Land — Abhängigen zu verstehen? Wie allumfassend sich der Verfasser diesen Begriff gedacht hat, geht aus folgenden Worten hervor: »Die Untersuchung des Abhängigen, wenn wir sie im Besondern zu verfolgen hätten, würde uns in das Gebiet der Mechanik, »des Physik, der Chemie, der Physiologie und anderer Wissenschaf»ten führen, deren Wahrheiten wir hier als ein Gege»benes voraussetzen.« Also fast alles, was wir historisch — zum Theil auch a priori — wissen, wird hier gemeint; z. B. alle Veränderungen der Erde, die Geschichte des organischen Lebens überhaupt, und vorzüglich des Menschen; und zwar nach seiner Abhängigkeit in körperlicher und geistiger Hinsicht, und in Beziehung auf sein ganzes geselliges Leben, auf Staatseinrichtung, Staatspolitik u. s. w. u. s. w. Glaubt der Verfasser im Ernst wohl, daß alle hier in Betracht kommenden Wissenschaften, als Physik, Chemie, Geognosie, Physiologie u. s. w. jede schon einen, zu dem großen Zweck seines Werkes ausreichenden Schatz so anerkannter Wahrheiten besitzen, daß sie — gleich der Lehre von der Kugelgestalt der Erde bey der Beschreibung ihrer Theile — als gegeben vorausgesetzt werden können? Doch der Verfasser scheint es auch mit der Ausschließung aller besondern wissenschaftlichen Untersuchungen nicht so streng nehmen zu wollen, wie es hier den Anschein hat. Denn wenn er

auch nun bemerkt: daß von den Wirkungen jener Gestaltungen — d. i. der Luft, des Meeres und des Landes — mannigfaltige Veränderungen und Umwandlungen herrühren, welche schienen in langern oder kürzern Kreisläufen wieder zu kehren, doch auch zwischen denselben gewisse Momente des Gleichgewichts zu liegen schienen — und nun ausdrücklich hinzufügt: »Nicht die Geschichte dieser »Veränderungen und Umwandlungen, die Aufgabe einer Physik und »Archäologie der Erde, ist es, welche wir hier zu verfolgen haben, »sondern unser Hauptaugenmerk ist auf die Resultate in den »Momenten des Gleichgewichts, oder doch auf die Aus»gleichung und Annäherung zu demselben gerichtet, denn wir su»chen das gegenwärtige Verhältniß der Gestaltungen »auf der Erdoberfläche auf, und in den Veränderungen »des gegenwärtig gesetzmäßig Bestehenden.« So ließen sich bey der Verfolgung dieses Zwecks allerdings die besonderen wissenschaftlichen Untersuchungen ganz umgehen: es würde beschrieben, was da ist; nicht aber gefragt: wie es geworden sey? Aber hier lenkt der Verfasser augenblicklich wieder um, und setzt hinzu: »Freylich wird es bey dem unvollkommenen und immer im Fort»schreiten begriffenen Zustande dieser Wissenschaft nicht anders mög»lich seyn, als oft das Vergangene zum Verständniß »des Gegenwärtigen zu Hülfe zu rufen, und selbst »dem Genetischen eine untergeordnete Rolle zu er»lauben. In dieser Hinsicht schließen wir aber denjenigen gan»zen Zeitraum, in welchem die Völkergeschichte zu »uns spricht, in den Moment der Gegenwart ein, »ein Gegensatz derjenigen Zeit der Erdbildung und Umwandlung, »welche jenem vorhergeht.«

Also das Gegenwärtige, der Moment der Gegenwart umfaßt die ganze Zeit der Geschichte, und was hier ist, soll durch das Vorhergegangene verständlich gemacht, und dabey selbst dem Genetischen eine untergeordnete Rolle erlaubt werden. Wäre dieß aber wohl möglich, ohne in Untersuchungen mechanischer, physischer, selbst chemischer Art einzugehen? Es ändert durchaus die Sache nicht ab, wenn der Verfasser um das eben Gesagte wieder zu beschränken noch hinzu fügt: »Von allen Veränderungen, »Bewegungen, Umwandlungen, wird übrigens hier nur in so fern »die Rede seyn, als sie in der Verschiedenartigkeit und »den räumlichen Verhältnissen jener drey Formen »(der Luft, des Meeres, des Landes) nach der horizonta»len und senkrechten Dimension, und deren (?) Wech»selwirkung gegründet sind.« Denn eben jene Begründung der Verschiedenartigkeit und der räumlichen Verhältnisse nach ihren Dimensionen und deren Wechselwirkungen, macht jene

besonderen wissenschaftlichen Untersuchungen nothwendig, weil hier ohne dieselben schwerlich etwas zum Verständniß zu bringen ist.

Der Verfasser kommt nun auf einen schon besprochenen Gegenstand zurück, daß es nämlich zwey Wege gebe, die er bey seinen Untersuchungen einschlagen könne; entweder von den festen Theilen zu den flüssigen über zu gehen, oder umgekehrt mit dem Flüssigen den Anfang zu machen, und so zum Festen fortzuschreiten; und erinnert dabey an die schon angeführten Gründe, warum er den ersten dieser Wege gewählt habe. Kaum ist diese Wahl aber nochmals bestätigt, und dadurch für die Behandlung der Gegenstände eine Art von Gränze gezogen — so wird sie auch wieder, wenigstens halb, zurück genommen. »Einer geschichtlichen Betrachtung, »heißt es, würde die chemische Anordnung, in welcher man von »den flüssigen Formen zu den festen, oder zu dem Gewordenen über»ginge, die bequemere seyn; mit dem Flüssigen beginnt nothwendig »auch jede Genesis. Darum wird auch späterhin im zwey»ten Theile dieser Arbeit, bey dem, was wir dort von den Ele»menten zu sagen haben, dieses Geschichtliche der Erd»verhältnisse häufiger berührt werden müssen, als »in diesem ersten.« Also neben dem ersten Wege will der Verfasser sich auch den zweyten offen erhalten.

Was nun hier aus §. 1. dieser allgemeinen Vorbemerkungen angeführt ist, beweiset hinlänglich, was wir oben bemerkten: daß der Inhalt desselben eigentlich noch in den vorigen Abschnitt der allgemeinen Einleitung gehöre; auch sind fast alle in Anregung gekommene Gegenstände dort schon abgehandelt worden.

Das Resultat aller von dem Recensenten bisher gemachten Bemerkungen möchte darin bestehen: daß der Verfasser bey der Bearbeitung der großen Masse seines gesammelten Stoffs sich nicht die gehörige Zeit genommen, sie nicht mit Umsicht gesondert habe. Daher scheuet er sich, irgend einen festen Grundsatz aufzustellen, von dem er ausgehen, oder irgend eine bestimmte Gränze für sein Werk fest zu stellen — er will das Feld sich nach all und jeder Seite offen erhalten. Aber eben entsteht dadurch in ihm das sichtbare Schwanken über den Begriff seines Werks überhaupt. Bald soll es alles, was irgend auf dem Wege des Verfassers liegt, umfassen, bald aber auch nicht, ohne das Aufzunehmende oder Zurückzulegende zu scharf zu sondern. So will er z. B.

Masse und Umfang von Luft, Meer und Land nicht in Betrachtung ziehen; aber —

ihre räumlichen Verhältnisse, nach senkrechter und horizontaler Dimension, sollen genauer betrachtet werden. Ferner:

Stoff und Kräfte derselben sollen nicht betrachtet werden, aber —

wie die Veränderungen, Bewegungen, Umwandlungen in den Verschiedenartigkeiten, den räumlichen Verhältnissen und deren Wechselwirkung begründet sind, soll genauer betrachtet werden. Ferner:

Nicht die Geschichte der Veränderungen und Umwandlungen der Erde soll behandelt werden, sondern nur das gegenwärtige, gesetzmäßig Bestehende; aber —

die Gegenwart soll durch die Vergangenheit zum Verständniß gebracht werden; die Gegenwart soll den ganzen Zeitraum umfassen, in welchem die Geschichte zu uns spricht; und selbst noch vor dieser Zeit soll dem Genetischen, wenn auch nur eine untergeordnete Rolle erlaubt werden. Ferner:

In die Gebiete der Physik, der Chemie, der Physiologie will der Verfasser nicht einschreiten, aber —

zeigen will er, was der Mensch sowohl körperlich als geistig, sowohl als Individuum als im Staatsvereine, durch Einwirkung des Klima, durch Gestaltung und Lage seines Vaterlandes ist und werden muß, und wie er sich diesem gemäß in allen Richtungen zu bestimmen habe!

Recensent glaubte schlechthin, der Wissenschaft und der Wichtigkeit des vorliegenden Werks schuldig zu seyn, diesen Theil desselben einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Er hat dabey keineswegs die Absicht, den würdigen Verfasser, oder den Werth seines Werks — der auf einer ganz andern Seite liegt! — herabzusetzen! Voll seiner Wissenschaft, begeistert für seine Idee, und in der Ueberzeugung ihres großen günstigen Einflusses auf so viele Zweige unseres Wissens, vermochte der Verfasser nicht, seinen Blick auf ein festes, abgesondertes Ziel zu heften. Ueberall, wo er glaubt wirken zu können, soll seine Wage hinführen — und doch erinnert jeden Augenblick der, wenn auch nur unbestimmt aufgefaßte Begriff des vorliegenden Werks an nothwendige Schranken und Gränzen! Daher werden sie oft bestimmt und gezogen; aber eben so oft auch wieder aufgehoben. Also nicht aus einem Mangel rührt diese Unbestimmtheit bey dem Verfasser her; sondern aus einer Ueberfülle des gesammelten Stoffes, der noch nicht ganz verarbeitet ist, und den der Verfasser gern auf einmal ausbreiten, seinen Lesern mittheilen möchte! Darüber verliert sein Werk aber die wissenschaftliche Form, die man so ungern daran vermißt.

Es war vorauszusehen, daß die Unbestimmtheit in dem wissenschaftlichen Begriff des Ganzen, auch in den einzelnen Theilen und der wissenschaftlichen Auffassung derselben sichtbar bleiben

werde; und so ist es wirklich, wie die mit §. 2 der allgemeinen Vorbemerkungen beginnende besondere Einleitung in den ersten Theil beweiset. Nachdem der Verfasser zuerst von der Lage des Landes auf der Erdkugel überhaupt und der Anhäufung desselben auf der nördl. Halbkugel geredet hat, geht er auf die sogenannte alte Welt insbesondere über. Wenn der Verfasser hier sagt: diese zusammenhangende Ländermasse scheine in drey Gegensätze getheilt; so ist der Ausdruck: Gegensatz hier wohl wenig bezeichnend. Gegensätze finden sich allerdings in der Bildung der Erdoberfläche zwischen Asien, Afrika und Europa; aber finden sich z. B. in Europa selbst zwischen seinen östlichen und westlichen Theilen nicht eben so große Gegensätze? Wenn der Verfasser ferner zugesteht: daß die Theilung der alten Welt in drey Theile historisch gegeben, und durch charakteristische Gestaltung der Oberfläche begründet ist; so ist nicht wohl einzusehen, warum er nun den Ausdruck: Erdtheil, womit wir einen dieser Theile bezeichnen, sehr unbestimmt findet, und einen andern einzuführen sucht. Freylich ist im Allgemeinen ein Maulwurfshügel auch ein Theil der Erde; aber der Begriff, den wir mit dem Ausdruck: Erdtheil (Welttheil) verbinden, hat sich historisch begründet und ausgebildet, und ist in seiner Bedeutung nichts weniger als unbestimmt. Welche Benennung der Verfasser auch irgend an die Stelle setzen mag, sie bedarf einer Erklärung, und möchte schwerlich bezeichnender seyn. Er bedient sich statt jener Benennung oft des Ausdrucks: Erdindividuum. Wir wollen nicht einmal rügen, daß diese Benennung undeutsch ist; sondern bloß fragen: ist sie für den Gegenstand wohl bezeichnender als: Erdtheil? Gewiß nicht; und unter allen Bedeutungen, welche man damit verbinden könnte, wird man ohne Erklärung, schwerlich auf die fallen, welche der Verfasser damit verbindet.

Es folgt nun in kurzen Zügen eine Charakterschilderung der drey Erdindividuen der alten Welt; in welcher manchem Wahren und Treffenden, vorzüglich bey Europa, auch viel Halbwahres, ja ganz Unrichtiges beygemischt ist. »Afrika, sagt der »Verfasser z. B. — bildet durch seine Meeresbegränzung rundum ein isolirtes Ganzes, und nähert »sich am mehrsten einer völlig in sich selbst abgeschlossenen Erdgestalt.« Wenn der Zusammenhang zwischen Asien und Afrika auch nicht die große Bedeutung hat, wie der Zusammenhang zwischen Europa und Asien, so ist er doch nie zu übersehen; Afrika ist nicht rundum vom Meere begränzt, kein isolirtes Ganzes, ist nicht in sich selbst abgeschlossen, und die Landenge von Suez ist physisch eben so richtig wie sie es historisch ist.

Ueberhaupt fällt es auf, daß der Verfasser bey dieser Charakterisirung der neuen Welt oder Amerikas mit keiner Silbe erwähnt. Zwar sagt er, er wolle sich hier bloß auf die alte Welt beschränken; aber wie dürfte er das in einer Einleitung, welche dem ersten Theil überhaupt vorgesetzt ist, und in welchem doch auch Amerika abgehandelt werden muß, und in welcher von beyden Halbkugeln und dem Lande überhaupt die Rede ist? Oder kann man wohl den Charakter der alten Welt und ihrer Theile vollständig und ganz auffassen, wenn man sie nicht mit der neuen Welt in Vergleichung stellt? Der große Typus in der Bildung Asiens, wodurch dieses sich als Haupterdtheil ankündigt, dem Europa und Nordafrika sich anschmiegen, geht in Südafrika in eine ganz andere Form über, welche in Südamerika ihre Vollendung erhält, und in Nordamerika sich wieder zur asiatisch-europäischen Bildung hinneigt. Wir werden auf diesen Gegenstand noch einmal zurück kommen; offenbar hat der Verfasser demselben nicht die volle Aufmerksamkeit gewidmet, welche er verdient.

Am Schluß dieses §. sagt nun der Verfasser: »Vor allem aber »müssen wir uns vorläufig über die herkömmlichen Ausdrücke, »welche den Bau der Erdoberfläche bezeichnen, verständigen; ihr »ganzer Sinn geht zwar nur erst vollständig aus der Anschauung »hervor, es soll aber hier auch keine Theorie darü»ber festgestellt, sondern nur das Nothwendigste zur Auf»fassung des Wahren für das Folgende in Beziehungen auf herr»schende Meinungen und Ansichten gesagt werden.« Darauf folgen in einigen Erläuterungen, Erklärungen der, bisher in der Geographie gebräuchlichen Benennungen, nach den Ansichten des Verfassers, und darauf: eine Festsetzung bezeichnender Ausdrücke für die Erhebungen der Erde, deren sich der Verfasser bedienen will.

Da gerade dieser Theil der Geographie, die Beschreibung der Gestalt der festen Theile, in unsern Tagen, und vorzüglich in manchen für das Militär bestimmten Schriften, eine in der That wissenschaftliche Gestalt erhalten hat, und eine nach dieser Methode entworfene Beschreibung eines Landes nicht allein die möglichste Schärfe und Bestimmtheit gewinnt, sondern der Anschauung auch ein wahres Bild darbietet; so kann man es nicht genug bedauern, daß dem Verfasser diese ganze wissenschaftliche Ansicht unbekannt blieb. Zwar führt er die Lehre von Wasserscheidungen an; doch kennt er sie nur so, wie sie mißverstanden auf fehlerhaften Charten erscheint.

In der ersten Erläuterung kommen die Benennungen: Erdoberfläche, Land, Berge und Ebnen vor. Es fällt auf,

daß der Verfasser dabey von keinem bestimmten Grundsatz ausgeht; obwohl er, wenn er für die Beschreibung zwey Gesetze aufstellt, nämlich die Gesetze der relativen und absoluten Höhen, einen solchen voraussetzt, nämlich den Satz: Daß die Erde als eine vollkommene Kugel und die Meerfläche als eine vollkommene Fläche dieser Kugel angenommen werde; denn ohne diesen Satz zum Grunde zu legen, würden jene beyden Gesetze keinen Sinn haben. Er folgt demnach, obwohl er oben erklärte: »keine Theorie aufstellen zu wollen« in der That einer Theorie, und fällt in denselben Fehler, welchen er in der Einleitung mit Playfairs Worten rügte. Aber eben dadurch, daß er jenen Grundsatz nicht aussprach, oder deutlich dachte, und seine Gesetze nicht geradehin darauf bezog, entspringt zum Theil mit die Unbestimmtheit in seinen »Benennungen,« über welche man klagen muß. Denn welche Mühe er sich auch gibt, von Höhe und Tiefe eine deutliche Vorstellung zu verschaffen, indem er die positive und relative Höhe darauf anwendet, so erreicht er dennoch seinen Zweck nicht. Der Grund davon liegt darin, daß er die Begriffe von Höhe und Tiefe (Thal) nicht besonders zu bestimmen sucht; er würde dabey von selbst auf den Begriff der Ebene geleitet worden seyn, den er ganz übergeht; und die Grundsätze wären ihm klar geworden, die in der neuern Erdbeschreibung mit so viel Glück angewendet worden sind. Er würde gefunden haben, daß die Gestaltung eines Landes allein von den Verhältnissen seiner relativen Höhen abhängt, welche durch Vergleichung zu der Kenntniß der absoluten Höhen führen, oder, wenn man diese unmittelbar — durch Barometermessung — findet, doch von ihnen, sobald die Gestalt des Landes in Beziehung auf hoch und niedrig, und den überaus wichtigen Abzug der Gewässer bestimmt werden soll, nur als relativen Höhen Gebrauch gemacht werden kann.

Die drey Elemente aller Gestaltung eines Landes, Höhe, Thal, und die beyde ausgleichende Fläche, drängen sich dabey von selbst auf, und in der Darstellung ihrer Bildung, entwickeln sich die Gesetze der Darstellung des Landes überhaupt. Der große Vortheil und die Bequemlichkeit, welche die allgemeinen Wasserscheiden, welche alle Länder mit einem unabänderlichen Netz überziehen, in welches jede andere Kenntniß von dem Lande leicht eingetragen werden kann, fällt dabey von selbst in die Augen. Alles, was der Verfasser (S. 67 u. s. w.) über Wasserscheiden und gegen den zweckmäßigen Gebrauch derselben bey der Erdbeschreibung sagt, beruht allein auf einem Mißverständniß, zu dem allerdings manche fehlerhafte, wenn auch noch so schön gestochne Karte, wohl Veranlassung geben kann.

Auf solchen Karten sind relative Höhen und absolute Höhen durch die Zeichnung nicht unterschieden; die Abdachungen der erstern sind eben so stark angedeutet, als die Abdachungen der letztern, und so scheinen dann überall, wo Wasserscheiden sind, Gebirge zu seyn, wenn die Natur hier auch nur flache, kaum bemerkbare Landrücken bildete. Der Verfasser nimmt nun von diesen fehlerhaften Karten Veranlassung zu glauben: die neuern Geographen knüpften die Wasserscheiden an absolute Höhen, und bestreitet dann die zweckmäßige Anwendung dieser Annahme mit treffenden Gründen. Aber wer, der die neuere Geographie auch nur einigermaßen begriffen, hat dergleichen behauptet? Die allgemeinen Wasserscheiden, welche die gesammte Ländermasse der Erde als ein Netz überziehen, laufen allein durch die relativ höchsten Punkte zwischen zwey Abdachungen hin: und wenn die absolut höchsten Punkte auch in derselben liegen, so wirken sie hier bloß, und sind bloß zu betrachten als relative Höhen. Alle Einwürfe des Verfassers fallen durch diese richtige Bestimmung von selbst weg.

Ehe wir indeß die Erklärung und Vertheidigung dieser Grundsätze, welche der Verfasser so ganz übergeht oder wegwirft, fortsetzen, und ihren großen Vortheil in der Anwendung zeigen, wollen wir sehen, was er an die Stelle derselben setzt. Daß dabey nicht von Grundsätzen, sondern nur von »bezeichnenden Ausdrücken« die Rede ist, haben wir schon bemerkt; doch wir wollen darüber mit dem Verfasser nicht rechten, wenn er nur im Stande ist, mit denselben eine eben so deutliche, anschauliche Vorstellung von der Gestalt eines Landes zu geben, als dieß durch die verworfenen Grundsätze und ihre Anwendung möglich wird. Die Unbestimmtheit in den festgesetzten Ausdrücken und ihren Erklärungen zwingt uns indeß hier zu einiger Weitläufigkeit. Der Verfasser sagt: »uns liegt hier ganz besonders daran, zuvörderst nur das Wesentliche der Hauptformen streng ins »Auge zu fassen, und nach den richtigsten Verhältnissen an sich »und gegen einander zu betrachten, das Hochland wie das »Flachland der Erde.

Hochland und Flachland werden hier als allgemeine Gegensätze genommen, die keiner Erklärung bedürfen; wir müssen aber bemerken: daß in den Begriffen dieser Wörter gar kein Gegensatz enthalten ist. Der Begriff: Land ist beyden gemeinschaftlich, und hoch und flach begründen nichts weniger als einen Gegensatz. Ein Hochland kann ja auch flach seyn — nennt der Verfasser doch selbst in der Folge das Hochland von Asien eine Fläche — eine Scheitelfläche. Den Gegensatz von Hochland bildet allein das niedrige, das Tiefland; aber auch dadurch

würde in Beziehung auf die eigentliche Gestaltung noch gar nichts ausgedrückt. Es heißt nun ferner:

»Zusammenhängende, massige, von keinem Stromthale ganz »durchbrochene oder durchschnittene, gemeinsame, nach allen Direktionen hin weitverbreitete Gesammterhebungen der Erdrinde »über das benachbarte Flachland oder den Meeresspiegel, nennen wir »Gebirgsgänge, Hochländer der Erde, die als Plattfor-»men, als Terrassen oder Erdbuckel erscheinen, in sehr verschie-»dener absoluter Höhe liegen, und wiederum andere Gebirge »tragen können, oder selbst völlige Hochflächen sind. Die mit »großen Längen- und Höhen-Dimensionen, mit verhältnißmäßig »geringer Breite, bestimmte Züge haltenden Gebirge, nennen »wir Hauptgebirgsketten der Erde; sie können erscheinen als Erd-»gürtel, als Rander von Hochländern, und einzeln betrachtet, »selbst als Gebirgsländer, oder Alpengebirgsland.«

»Ihre nicht durch größere Länge im Verhältniß gegen die »Breite zu einem Haufen mehr isolirter Bergindividuen versam-»melte Menge betrachten wir als Gebirgsgruppen, oder als »Massengebirge, wie man sie in der Geographie zu nennen »pflegt.«

Wenn der Verfasser nun hinzufügt: »Genauere Bezeichnun-»gen können sich erst in der Folge aus der näher bekannten Indi-»vidualität der einzelnen (?) ergeben. Dieses ist hinrei-»chend für das Verständniß der Hauptthatsachen »der nächsten Untersuchungen,« so muß es allerdings auffallen, daß er nun unmittelbar nachher »um den allgemeinen »Sprachgebrauch näher bestimmen zu helfen,« noch einen eigenen Maßstab für jene festgesetzten »Ausdrücke« angibt, der von ihrer absoluten Höhe hergenommen ist. Nämlich:

Gesammterhebungen über 4000 Fuß Meereshöhe sollen Hochländer, Plattformen der ersten oder größten Art genannt werden.

Gesammterhebungen unter 4000 Fuß sind von der zweyten Art, oder vermittelnde Stufen zwischen beyden, Terrassen u. s. w.

Einzelne Erhebungen von einem bis 2000 Fuß werden Hügel genannt.

Von 2000 bis 4000 Fuß, niedrige Berge oder niedrige Gebirge;

Von 4000 bis 6000 Fuß, mittelhohe, oder Gebirge der zweyten Klasse;

Von 6000 bis 10,000 Fuß, Alpengebirge, und über 10,000 Fuß, Riesengebirge.

Der Verfasser fügt diesen Bestimmungen hinzu: »Hieraus »ergibt sich leicht, was unter Hügelland u. s. w. zu verstehen ist, »wenn auch hier von keinem mathematisch begränzten Maßstabe ausgegangen werden kann und soll.« Wahrscheinlich soll dadurch nur so viel gesagt werden, daß man diesen Maßstab nicht mit Strenge und Genauigkeit anwenden könne und solle — denn im Grunde geht der Verfasser doch selbst bey diesen Bestimmungen von einem rein mathematischen Maßstabe aus; und da er alle anderen Bestimmungen, welche in der neuern Geographie mit so augenscheinlichem Nutzen angewendet werden, als: die Vegetationsgränze, sowohl überhaupt als für einzelne Pflanzen insbesondere; die Schneelinie, und zwar nach den verschiedenen Breitegraden u. s. w. ganz unbenutzt läßt (vielleicht um sie im zweyten und dritten Theile nachzuholen), so bleibt ihm hier doch nichts, als der nackte mathematische Maßstab.

Recensent hat sich alle Mühe gegeben, die Erklärungen von den, von dem Verfasser festgesetzten Ausdrücken, so genau als möglich aufzufassen, und wenn er bey der Prüfung derselben ausführlich wird, so schelte man dieß keine Silbenstecherey! Es wird sich so fort in der Anwendung zeigen, zu welchen auffallenden Irrthümern der Verfasser selbst durch diesen Mangel an Schärfe in seinen Bestimmungen verleitet wurde, und zu welchen der Leser hingezogen werden muß, wenn ihn die Kritik nicht warnt.

Der Verfasser unterscheidet:

I. Gebirgsganze, Gesammterhebungen (von der ersten, der zweyten, oder einer Mittelklasse), diese erscheinen
   1) als Plattformen, Hochflächen; oder
   2) als Terrassen, Stufen, wo sie wieder Gebirge tragen können; oder
   3) als Erdbuckel.

II. Hauptgebirgsketten. Sie erscheinen
   1) als Erdgürtel, oder
   2) als Ränder von Hochländern; oder
   3) als Gebirgsländer oder Alpengebirgsländer. (Es ist nicht wohl abzusehen, wie diese Abtheilung eigentlich unter die Gebirgsketten kommt.)

III. Gebirgsgruppen oder Massengebirge. (Es ist nicht ganz deutlich, ob der Verfasser diese Abtheilung als für sich bestehend, oder nur als Unterabtheilung der vorigen betrachtet.)

Es fällt bald ins Auge, wie reichhaltig diese gewählten Ausdrücke sind, und welch eine Menge Gegenstände sich im Allgemeinen damit auf der Erde bezeichnen lassen; aber es wird auch zugleich die Vieldeutigkeit dieser Ausdrücke, und das Durcheinanderlaufen der mit ihnen verbundenen Begriffe, sichtbar. Man

wird zugleich bemerken: daß alle festgesetzten Ausdrücke sich allein auf Höhen und Höhenbildung beziehen; daß der Fläche nur beyläufig und in so fern gedacht wird, als sie eins seyn soll mit einem Hochlande; die hochstwichtige Thalbildung aber mit dem Abzuge der Gewässer, die das wahre Verhältniß der Länder zum Meere so vorzüglich mit bestimmen, völlig unberührt bleibt. Noch befremdender wird diese »Feststellung,« wenn man die Erklärung der gewählten, oder die Definitionen der durch sie bezeichneten Begriffe ansieht.

Das Hochland, Gebirgsganze oder die Gesammterhebung und die Hauptgebirgskette machen zwey verschiedene Formen aus. Aber worin wird hier der Unterschied beyder gesetzt? Sind die Hauptgebirgsketten, z. B. die Alpen, die Cordilleras u. s. w. nicht auch Gebirgsganze, Gesammterhebungen? Ganz unstreitig. Aber das Hochland soll massig, zusammenhangend, von keinem Stromthale ganz durchbrochen seyn — gilt das alles von den genannten Gebirgszügen nicht auch? Aber das Hochland soll auch eine »nach aller Direktion hin« (kann hier nur von Länge und Breite verstanden werden) »weitverbreitete Gesammterhebung der Erdrinde »über das benachbarte Flachland oder den Meeresspiegel — seyn.« Durch diese Bestimmung der weiten Ausdehnung in die Breite, wie die Länge, wird es allerdings von jeder Gebirgskette geschieden; aber auch eben so vom niedrigen Flachlande? keineswegs; und so wie es durch die vorigen Bestimmungen mit den Gebirgsketten zusammenfloß, so wird es durch diese mit der niedrigen Fläche eins. Will sich der Verfasser dabey auf seinen mathematischen Maßstab berufen, so ist klar: daß eine niedrige Fläche kein Hochland der ersten Klasse seyn kann; aber immer wird es ein Hochland der zweyten Klasse seyn, wenn sie nur noch eine niedrige Terrasse oder das Meer neben sich hat. Man nehme z. B. die sich sehr weit nach Länge und Breite erstreckende Fläche von Ehstland, Ingermanland u. s. w. Gegen die Ostsee hin bildet diese Fläche überall eine senkrechte Stufe von ungefähr hundert Fuß; an diese lagert sich rund umher eine niedrige Terrasse und dann folgt erst das Meer. Die Fläche bildet daher eine wirkliche Gesammterhebung über das Meer und die niedrige Terrasse und wäre also — da jener mathematische Maßstab kein Minimum für das Hochland angibt — ein wahres Hochland der zweyten Klasse; und gleichwohl ist sie eines der niedrigsten Länder von ganz Europa! Die Bestimmung: Erdbuckel ist so allgemein, daß wir uns nicht dabey zu verweilen brauchen.

Die Bestimmung der Gebirgskette, daß sie eine große Längen- und Höhen-Dimension gegen eine verhältnißmäßig geringe

Breite, und bestimmte Züge habe, ist vollkommen richtig, und wir werden in der Folge Gelegenheit finden, gegen die eigenen Behauptungen des Verfassers Gebrauch davon zu machen. Auch gegen die Bestimmung von Gebirgsgruppen: daß ihre Länge und Breite nicht in zu großem Mißverhältniß gegen einander stehen müssen, läßt sich wenig einwenden.

Woher kommt es nun, so wird man hier veranlaßt zu fragen, daß dem Verfasser die Definition des Hochlandes, das doch eine höchst wichtige Rolle in seiner Beschreibung spielt, so mißglückt? Aus dieser Ursache: der Verfasser sucht durch Merkmale zu definiren, welche in der Erfahrung gegeben, durch Anschauung erkannt sind. Der Begriff aber, den er dadurch bezeichnen will, nämlich den eines Hochlandes, das zugleich Plattform, Fläche, Scheitelfläche wäre, und sich nach allen Direktionen weit erstreckte — ist nicht durch die Erfahrung gegeben, und auf der ganzen Erde ihm nichts Entsprechendes zu finden. So besteht das Hochland von Asien, welches der Verfasser seinem unrichtigen Begriff zu Folge als »Scheitelfläche der Gebirge« beschreibt, aus wahren Gebirgszügen, Thälern und geräumigen Thalflächen. Die große kalte Hochebene, welche Herr Ritter, durch Pallas verleitet, in einer Mittelhöhe zwischen sechs bis sieben tausend Fuß findet, besteht aus vielen, höher und niedriger liegenden, daher kältern und wärmern Thälern, die theils bey flachen Abdachungen in ihrer Tiefe mit großen steinigen und sandigen Flächen ausgefüllt, theils auch sehr fruchtbar sind; und in der Mitte des ganzen Hochlandes, in der Gegend des Lobsees und Hamil so tief herabsinken, daß hier der herrlichste Wein gedeiht. Wenn die Randgebirge des Hochlandes sämmtlich gegen 8000 Fuß absoluter Höhe erreichen, oder darüber emporragen; so ist es noch sehr die Frage: ob der Spiegel des Lobsees viel über 4000 Fuß absoluter Höhe hat.

Um den höchst merkwürdigen Bau dieses Hochlandes zu erklären, muß Recensent erst die oben abgebrochene Erläuterung der Grundsätze der neuern Geographie fortsetzen, um dann in ihrer Anwendung zu zeigen, wie anschaulich und wahr dadurch ein Land beschrieben werden kann, und wie so ganz verschieden dieses Bild von dem seyn wird, welches der Verfasser gibt, und vermöge seiner unrichtig bestimmten Begriffe geben mußte.

Es wird hinreichend seyn, wenn wir uns hier vorzüglich auf die Thal- und Flächenbildung beschränken, welche der Verfasser nicht berücksichtigt hat. Höhen und Thäler bilden die ursprüngliche Gestalt alles Landes. Das Wort ursprünglich nehmen wir hier für den Augenblick geltend, wo das Land im

Allgemeinen seine jetzige Gestalt empfing, ohne auf den Zustand Rücksicht zu nehmen, der vorherging; ob die Höhen durch Krystallisation wurden, oder ob die Thäler durch Einbrüche und Ausbrüche gebildet wurden — die Untersuchungen aller Hypothesen dieser Art gehören nicht in die Geographie, die es nur, wie der Verfasser richtig einmal sagt: mit dem gegenwärtig Bestehenden zu thun hat. Isolirte Höhen und Höhengruppen lassen wir hier unberuhrt, weil sie im Allgemeinen auf den Abzug der Gewässer und die große Thalbildung der Erde keinen Einfluß haben. Hier kommen allein die relativen Höhenzüge mit ihren zusammenhangenden Wasserscheiden in Betracht. Jeder Höhenzug der Art hat eine Wasserscheide, d. i. eine Linie, die durch seine höchsten Punkte fortläuft, an welcher alle von oben herabfallenden Wasser sich scheiteln, und an seinen gegenüberliegenden Abdachungen herabfließen. Wo nun zwey Abdachungen sich gegen einander neigen, wird ein Thal gebildet, und wo sie sich gegenseitig begränzen, eine Thallinie, d. i. eine Linie, die durch die tiefsten Punkte hinläuft. So wie die Wasser oben an der Wasserscheide sich theilen, und an zwey Abdachungen herabfließen; so einigen sie sich in der Thallinie, und diese bildet daher das Flußbett für die abfließenden Wasser in jedem Thale. So wie es nun Haupt- und Nebenwasserscheiden gibt, so gibt es auch Haupt- und Nebenthallinien; so wie alle Nebenwasserscheiden von der Hauptwasserscheide auslaufen, so fallen alle Nebenthallinien in die Hauptthallinie zusammen. Höhe und Thal sind also vollkommene Gegensätze; wobey eine Bildung nur durch die andere da und möglich ist; und folglich eine ohne die andere weder deutlich dargestellt, noch begriffen werden kann. Höhengruppen oder selbst Höhenzüge, sie mögen nun, wenn sie nicht in der Wasserscheide liegen, was doch gewöhnlich der Fall ist — neben derselben hinstreichen — wie der Himalaja — oder dieselbe durchschneiden — wie die Karpathen, welche die Wasserscheide zwischen der Weichsel und Donau fast rechtwinklicht durchsetzen — bilden nur örtliche, leicht aufzufassende Abweichungen der Gestalt; alle ihre Thäler öffnen sich als Nebenthäler in das Hauptthal der allgemeinen Wasserscheide, und sie bringen daher, wie schon bemerkt worden, in der großen Thalbildung der Erde keine Veränderung hervor.

In Bezug auf den Abfluß der Gewässer zerfallen die Thäler in zwey große Abtheilungen. Die Hauptthallinie öffnet sich entweder — als Hauptflußbett — in das große zusammenhangende Weltmeer; dann heißt das Thal offen; oder eine Wasserscheide umschließt das ganze Thal dergestalt, daß die Gewässer nicht abfließen können; und dann heißt es geschlossen. In jedem ge-

schloßnen Thale sammelt sich daher in dem tiefsten Theile ein See, oder mehrere zum Theil in einander fließende Seen, deren Wassermasse jedesmal dem Ueberschuß des, aus der Luft herabfallenden Wassers, gegen die Verdünstung gleich ist. Zwischen beyden Formen hat die Natur in der Folge noch eine dritte gebildet. Wächst in einem See das Wasser so hoch an, daß es das Randgebirge oder die Wasserscheide übersteigt und durchbricht; so öffnet sich das geschloßne Thal, und die abfließenden Gewässer bilden dann, wie die Gestalt und Natur des Randes es fordert, einen Fall oder Stromschnellen.

Flächen, wo sie jetzt auch immer sich finden, sind eine spätere Bildung, von der Natur bestimmt, Höhen und Thäler auszugleichen, Granitflächen in niedrigen Gegenden, z. B. vom Fuße des Kaukasus gegen das asovsche Meer hin u. s. w. sind nur scheinbare Flächen, und nichts als sanfte, stark verflächte Abdachungen, über welche die Flüsse hin noch immer ein Gefäll haben. Wirkliche Flächen zerfallen daher in zwey Hauptabtheilungen, Höhenflächen und Thalflächen.

Höhenflächen finden sich nur auf hohen Urgebirgen und Gebirgsgruppen, tragen gewöhnlich höhere Spitzberge und Gräten über sich, haben aber nie geschloßne Randgebirge. Durch welche Naturkraft sie auch im Ganzen hervorgebracht seyn mögen, sie stellen dem Auge überall das Bild der Zerstörung dar, und die Verwitterung arbeitet vor unserm Blick an ihrer Vollendung fort; doch nie bieten sie die völligen Ebnen der Thalflächen dar. In den flachen Einsenkungen bilden sich Lachen und Torfmoore, und an den Seiten verursachen die abfließenden Gewässer immer tiefer werdende Einschnitte. Wir kennen mit Gewißheit noch keine Bergfläche, welche eine bedeutende Ausdehnung hätte; die ungeheuren Plattformen in Nord- und Süd-Amerika, wie in Asien, erweisen sich nach den neuesten Beobachtungen nicht als Bergflächen, sondern als hochliegende Thalflächen.

Die Thalflächen bilden den größten Theil der bewohnbaren Länder. Sie waren ursprünglich alle mit einer Wasserscheide umgeben, innerhalb welcher sich — nach dem oben angegebenen Gesetz — Seen, oft von ungeheurem Umfange, bildeten. Durch die zuströmenden Flüsse empfingen diese Seen die Stoffe, aus welchen durch Niederschlag in ihnen sich in wagrechten Flötzen, Sandstein, Thon- und Kalklagen, Sand, Geröll- und Wellenberge, bildeten.

Es liegt im Gange der Natur sichtbar vor Augen, daß diese, vorzüglich hoch liegenden Seen von größerem Umfange, oder Binnenmeere, sich endlich — durch Erschütterung von Erdbeben oder

durch Verwitterung der Randgebirge veranlaßt, sich auf die niedriger liegenden eben so gebildeten Thäler ausleeren, und ihren Grund als große Thalfläche bloßlegen mußten; die Gewässer der niedrigern Thäler fanden auf eben diese Art ihren Weg ins Meer. Vorzüglich kann man in Süd- und Nord-Amerika diese Bildung an dem Laufe der Hauptströme, z. B. des Mississippi und Mißuri, von Stufe zu Stufe bis zu den größten Höhen der Welttheile verfolgen. Aus den höchsten Gebirgen fallen die Quellströme auf eine Thalfläche mit allem Seeboden herab, schlachen über dieselbe hin, durchbrechen dann ein Randgebirge und fallen auf eine zweyte Thalfläche oder alten Seeboden herab, und dieses dauert fort, bis sie in die Uferlander des Meeres gelangen.

Da hoch liegende Seen in Amerika, Afrika und Asien bald süßes, bald salziges Wasser haben, und Seen beyder Art oft in geringer Entfernung gefunden werden, ja nach Gmelins Beobachtungen ein Süßwassersee sich in kurzer Zeit in einen Salzsee verwandeln kann*); so findet der sonderbare Wechsel der Süß- und Salzwasser-Schaalthiere in den verschiedenen Flötzen eine leichte Erklärung.

Die Erscheinung, daß manche nun trocken gelegte Thalfläche zum Theil, und gewöhnlich mit senkrechtem Durchbruch, verschwunden ist, — wie an der Küste der oben erwähnten Länder, Ehstland, Ingermanland u. s. w. auf dem ganzen Raume, den der finnische Meerbusen einnimmt — liegt vor Augen, wenn wir auch die Ursachen nicht deutlich angeben können, wodurch dieß bewirkt worden. Da die Vernichtung der Flötze aber selten am Rande des Stehengebliebenen vollständig war, so entsteht dadurch eine eigne Art jüngerer Berge, die Tafelberge, welche eigene stehengebliebene Theile der vernichteten Fläche sind, und sich vielleicht am größesten in Afrika zeigen. Umspült das Meer diese stehengebliebenen Theile, so bilden sich zahlreiche Inseln, wie die Scheren an der Küste von Finnland.

Wir müssen diesen Gegenstand hier abbrechen, ohne uns auf den Beweis mancher hier angeführten Thatsachen einlassen zu dürfen, wenn unsere Recension nicht zu einem Buche anwachsen soll; auch kommt es hier ganz vorzüglich darauf an: die Zweckmäßigkeit und die Vorzüge dieser ganzen neuern Behandlungsart der Geographie in der Anwendung zu zeigen, und so wenden wir uns zu der Beschreibung von Asien.

Betreten wir vom Mittelmeer aus diesen Erdtheil, so sto-

*) J. G. Gmelins Reise durch Sibirien, von dem Jahre 1740 bis 1743. Th. 4. pag. 308.

ßen wir gleich auf ein größeres geschlossenes Thal, das Thal des Jordans und todten Meeres. Seine Randgebirge umher haben die absolute Höhe von 3 bis 4000 Fuß; der tiefste Punkt liegt im todten Meere, wohin von allen Abdachungen umher die Gewässer zusammenfließen. Die Höhe des Wasserspiegels ist noch nicht bestimmt, möchte sich aber schwerlich weit über die Meerfläche erheben. Das Meer nahm ehedem offenbar eine größere Fläche ein, wie die dasselbe umgebenden Sandebnen im Süden, und die großen, zum Theil fruchtbaren Ebnen im Osten beweisen. Gehen wir von hier über die niedrigen Gebiete des Euphrat und Tigris gegen Osten, und gewinnen das bergige Hochland, so treffen wir so fort wieder die geschlossenen Thäler des Wan- und Urmi-Sees; wobey zu bedauern ist, daß weder die absolute Höhe ihrer Randgebirge, noch ihrer Wasserspiegel bekannt ist. Steigen wir in östlicher Richtung von diesem Hochlande herab, so finden wir vor uns das ungeheuer große geschlossene Thal des kaspischen Meeres, welches halb in Asien, halb in Europa liegt. Die Gewässer desselben haben so außerordentlich abgenommen, daß es an vielen Orten, vorzüglich gegen Norden und Westen, mit großen Ebnen und unübersehbaren wagerechten Steppen umgeben ist, theils mit unfruchtbarem Sande, theils mit herrlichen Weiden bedeckt. Die Einsenkung dieses Thales ist so tief, daß der Wasserspiegel seines Sees 380 Fuß unter der allgemeinen Meeresfläche liegt. Gehen wir weiter gegen Osten, so treffen wir auf das große geschlossene Thal des Aral, wo wir, obwohl in kleinerem Maßstabe, die Umgebungen des kaspischen Meeres wieder finden. Steigen wir nun gegen Osten das Hochland hinauf, so kommen wir schlechterdings nur von einem geschlossenen Thale in das andere; z. B. in die Thäler des Tdegkul, des Aksakul u. s. w. und stehen dann an dem Randgebirge des Hochlandes selbst, d. i. an einer großen zusammenhangenden Wasserscheide, von welcher die Gewässer als von einem großen Kreise nach außen hin, oder von der andern Abdachung nach innen hin, abfließen. Wir sind daher vollständig berechtigt, das ganze Hochland innerhalb dieser Wasserscheide, welche nirgend unterbrochen wird, als ein großes, geschlossenes Thal zu betrachten. Uebersteigen wir nun das Randgebirge da, wo wir es zuerst berührten, so entdecken wir so fort: daß das große, das eigentliche Hochland umfassende, geschlossene Thal, wieder in zahllose kleinere geschlossene Thäler zertheilt, und mit einem Netz von Wasserscheiden, theils in hohen, rauhen Gebirgszügen, theils in bloßen Landrücken, fortlaufend belegt ist. Zuerst treffen wir auf die

geschlossenen Thäler des Balchasch, des Allagul, des Kergah, des Talas u. s. w. Uebersteigen wir nun das hohe Songarische Gebirge, so treten wir in das schöne Thal des Saisan, ursprünglich ein geschlossenes, in der Folge ein geöffnetes. Der obere Irtisch, vom hohen Altai herabströmend, schwellte seine Wasser so an, daß er sein Randgebirge in Norden durchbrach, und der Irtisch weiter strömt; daher ist der See mit weitem, trocken gelegten Grunde, theils Sandflächen, theils herrlicheu Weidesteppen umgeben. Gehen wir in dieser Richtung gegen Osten fort, so folgt geschlossenes Thal auf geschlossenes Thal. Die Randgebirge haben alle eine bedeutende absolute, bey geringerer relativer Höhe, und die Spiegel der Seen müssen also hoch liegen.

Die gerade Linie, welche wir nun von Westen gegen Osten wenigstens durch drey Viertel dieses großen Erdtheils gewandert sind, gibt über die Bildung desselben folgende Resultate:

Erstens. Die vorherrschende Bildung — man könnte sagen die ausschließende, wenn wir nicht hätten die Gebiete des Euphrat und Tigris passiren müssen*) — dieses Erdtheils, ist die der geschlossenen Thäler.

Zweytens. Je größer diese geschlossenen Thäler sind, je tiefer ist ihre Einsenkung; ja diese kann selbst in Bezug auf die allgemeine Meeresfläche, ein Minus geben, wenn die absolute Höhe der Randgebirge auch noch so mächtig ist.

Drittens. Die Wassermasse aller Seen dieser Thäler hat abgenommen; um so mehr, je größer das Thal ist, um so weniger, je kleiner es ist. Daher die größern und kleinern Sandflächen und Steppenweiden, welche fast alle diese Seen umgeben.

Wenden wir uns nun auf dem Hochlande von dieser durchwanderten Linie gegen Süden, und übersteigen das hohe und rauhe Gebirge des Mussart, so gelangen wir aus dem geschlossenen Thale des Balchasch und Talasch in das außerordentlich große geschlossene Thal des Lobsees. Die große Ausdehnung dieses Thales — vielleicht das Thal des Aral übertreffend — läßt, den obigen Resultaten zu Folge, schon auf eine tiefe Einsenkung schließen, welche auch noch durch eine Menge anderer Gründe erwiesen werden kann. Gegen Südwest, Westen und

*) Wir wissen wohl, daß in einer allgemeinen Ansicht auch diese keine Ausnahmen machen, da ihr geschloßnes Thal beym Eingange des persischen Meerbusens nur durchbrochen ist; ja daß selbst die einzelnen Theile des allgemeinen Meeres der großen Thalbildung der Erde angehören; allein wir halten uns hier streng an das gegenwärtig Bestehende.

Norden sind uns die Randgebirge dieses Thales sehr wohl bekannt, der Karangu-Tag, Belur-Tag und der Mußart. Von diesen Gebirgen strömen zahllose, zum Theil bedeutende Flüsse gegen die Mitte des Thals hin, wo sich alle zuletzt in dem Bette des Yerken-Flusses vereinigen. Dieser Hauptfluß richtet seinen Lauf gerade von Westen gegen Osten auf eine Strecke von mehr denn hundert und sechzig geographischen Meilen, und ergießt sich dann in den Lobsee, welcher den tiefsten Theil der Einsenkung einnimmt, und noch etwa dreyßig geographische Meilen im Umfange hat. Daß dieser See nur der Ueberrest eines ehemals außerordentlich großen Sees, oder eines wahren Binnenmeers ist, dessen Wasser sich seiner höhern Lage wegen noch schneller und stärker verminderte, als das Wasser des kaspischen Meers, beweisen die unübersehbaren Sandflächen und Steppenländer, welche ihn nach allen Seiten umgeben, und sich, vorzüglich gegen Süden, als wahrer trocken gelegter Seeboden erweisen. Sie sind größtentheils mit einem leichten Flugsande bedeckt, wie er die flachen, trocken gewordenen Uferländer fast aller Meere bedeckt, und gleichen genau den Flugsandwüsten der östlichen Gobi, die wir bald werden genauer kennen lernen. Denn wenn, wie selbst der Verfasser erzählt *), die umwohnenden Völker bey feindlichen Anfällen, mit ihrer Habe und ihren Herden in diese Sandwüsten flüchten, so muß man hier auch wie in Osten überall durch Graben Wasser finden, und zwischen den treibenden Sandwellen muß so viel Gras wachsen, daß das Vieh — wie dort — nothdürftige Nahrung findet, denn sonst wäre dieses Flüchten gar nicht möglich. Ob dieses Thal mit der eigentlichen Gobi im Süden zusammenhängt, oder durch eine Wasserscheide, wie sehr wahrscheinlich ist, davon getrennt wird, und niedriger liegt, ist noch nicht entdeckt. Wie tief die nördliche, westliche und südwestliche Abdachungen sich gegen die Mitte des Thales und den unteren Lauf des Yerkenflusses sich senken, beweiset das Gefäll der Flüsse, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klima, welche fast überall einen trefflichen Weinbau verstattet.

Wenn der Verfasser den Strömen in dieser Gegend nur so lange ein wirkliches Gefäll zuschreibt, als sie von den Gebirgen herabstürzen; sie aber bald auf eine völlige Ebne treten, sich langsam darauf hinschieben, und zum Theil im Sande verlieren läßt; so ist dieß in Beziehung auf den Hauptstrom und die bedeutendsten Nebenflüsse nicht ganz richtig. Daß große Ströme sich über Thalebnen von ungeheurer Ausdehnung hinziehen können, beweisen der Amazonenfluß und der Orinoko in Südamerika.

---

*) Erdkunde I. Band p. 497.

Aber der Grund dieser Erscheinung, ja der Grund ihrer Möglichkeit, liegt in dem, auf die Fläche folgenden Falle der Ströme. Fände dieser nicht statt, so würden diese Ströme, falls ihre Wassermasse größer wäre als die Verdünstung, die Fläche in einen See verwandeln; oder überstiege die Ausdünstung ihre Masse, in ihren Betten versiegen. Daß der Yerken nun wirklich nach einem Lauf von hundert und sechzig Meilen den Lobsee erreicht, und seine Gewässer in denselben ergießt, setzt nothwendig voraus: daß entweder auf die Ebne, welche der Strom durchzieht, ein bedeutender Fall folgt, oder sein ganzer Lauf in einer Thallinie fortgesetzt wird, welche sich beständig, wenn auch oft kaum merklich, gegen jenen Punkt des Sees hinneigt.

In Osten und Nordosten des Lobsees, wo man das fruchtbare und weinreiche Land Hamil suchen muß, scheinen sich hohe Gebirge zu finden, ob gleich der Verfasser hier von Gebirgen, vorzüglich von Norden gegen Süden streichend, nichts wissen will. Er selbst erzählt von dieser Gegend: sie sey sehr heiß, habe Mangel an Regen. Die Einwohner ersetzten diesen Mangel aber durch geschmolzenen Schnee [1]). Wie wäre dieß wohl möglich, wenn hier nicht Gebirge vorhanden wären, auf welchen der Schnee sich hielte? daß vom Lobsee aus in südöstlicher Richtung durch das geschloßne Thal des Hara-Sees nach Sadscheu; ferner nach Sodscheu und Kanntscheu — sämmtlich an fließenden Gewässern gelegen — sich grüne Thäler quer durch die ganze Wüste hinziehn, sagt der Verfasser selbst [2]). Wie gleicht dieß Bild nun aber einer »Scheitelfläche der Gebirge,« welche der Verfasser hier findet? Ist hier wohl etwas anderes zu suchen, als eine Gruppe geschloßner Thäler, bald tiefer, bald flacher eingesenkt; jedes Thal mit einem oder mehreren Seen in seiner Tiefe, welche aber alle an Wassermasse abgenommen, und daher große Flächen ihres alten Grundes als Thalflächen trocken gelegt haben?

Wir werden dieß noch deutlicher sehen, wenn wir noch einen prüfenden Blick auf die sogenannte östliche Gobi werfen, weil uns diese am bekanntesten ist; wenigstens auf drey verschiedenen Linien. Wir verdanken diese Kenntniß dem früherhin größern Verkehr der Russen mit China, und den Karavanenzügen und Reisen, welche von Kiachta durch das Hochland nach Pecking unternommen wurden. Eine der wichtigsten, und die vorzüglichste Quelle unseres Verfassers ist das Tagebuch des Lorenz Lange von seiner Reise, die er im Jahre 1727 von Kiachta aus mit einer Karavane nach Pecking machte, und welches

[1]) Erdkunde I. Band p. 499. [2]) Erdkunde I. Band p. 510.

Pallas 1781 heraus gab. Eine Anmerkung, welche Pallas diesem Tagebuche beyfügte, bestimmte buchstäblich die ganze Ansicht, welche unser Verfasser von der östlichen Gobi aufstellt. Pallas Worte lauten:

»Die hohe Ebne Gobi ist nach den besten Nachrichten, welche »ich habe einziehen können, eine sehr erhöhte Scheitelfläche »des Gebirgs, welche man vom Tolafluß, ja schon von der »selenginskischen Gränze her hinan, gegen die chinesische Mauer »aber wieder sehr steil hinab reiset. Sie ist gleichwohl mit höhe»ren Gebirgen begränzt, sonderlich an der Nordseite. Ihre Breite »mag etwa zweyhundert Werste betragen. Ihr Boden besteht aus »grobem Sand und kleinen Kieseln (dem Anschein nach einem ver»witterten Granit), worunter sich allerley edle und farbige Steine »auflesen lassen. Hin und wieder sind bey guter Jahrszeit gras»reiche Stellen, wo die Mogalen Weide für ihr Vieh suchen. Hin »und wieder scheint sie sich zu ansehnlichen Höhen zu erheben, »die man aber ganz unmerklich hinan reiset. Auf solchen Höhen »sind zuweilen Quellen, die sich aber gleich wieder in die Erde »verlieren, denn kein fließendes Wasser zieht sich von dieser Fläche »weder nord- noch südwärts ab. In der ganzen Strecke sind »am Karavanenwege in gehörigen Distanzen mit Steinen ausge»setzte Brunnen, in welchen das Wasser kaum anderthalb Faden »(neun Fuß) unter der Oberfläche steht. — Salzseen oder Bit»terseen gibt es auf dieser Steppe hin und wieder. — Flug»sand sieht man nirgend *).«

Mit dieser Beschreibung von Pallas vergleiche man, was unser Verfasser über diese östliche Gobi sagt:

»Die östliche Gobi im Süden vom Tulafluß — ist eine hohe »Scheitelfläche, die nur mit groben Sand oder Gneuß und »kleinen Kieseln überschüttet ist, darunter mancherley farbige und »edle Steine gefunden werden. — Flugsand sieht man »hier gar nicht. — Hin und wieder erhebt sich die Fläche zu »ansehnlichen Höhen, die man aber ganz unmerklich hinan reiset; »auf diesen zeigen sich Quellen, die sich aber gleich wieder in die »Erde verlieren, denn das fließende Wasser fehlt hier gänzlich. »Dagegen zeigen sich hie und da flache Salzseen, und überhaupt »häufig auch in den Quellen nur brakisches Wasser, und fast nir»gend ein Gräschen zur Weide für das Lastvieh. Es würde un»möglich seyn, diese Hungerwüste zu durchreisen, wenn man nicht »allen Proviant für Menschen und Saumthiere mitnähme, und »von Zeit zu Zeit gegrabene Brunnen fände. Diese sind auf dem »ganzen Karavanenwege in gewissen Distanzen mit Steinen aus-

*) Lorenz Langes Tagebuch, von Pallas. S. 20—21.

»gesetzt, in welchen das Wasser jedoch kaum acht bis zehn Fuß »unter der Oberfläche steht, nur fallen sie häufig zusammen, oder »haben salziges oder bittres Wasser, oder sind eine große »Hälfte des Jahres fest zu Eis gefroren. — Gegen»wärtig pflegen die chinesischen Kuriere auf Dromedaren die Reise »durch die Wüste von Pecking bis Kiachta in ein und funf»zig Tagen zurück zu legen, eine für die Beschwerden des Wegs »immer sehr kurze Zeit *).«

Man sieht, daß diese ganze Beschreibung bis auf einige Zusätze, wörtlich von jener Anmerkung Pallas abgeschrieben ist. Allein Pallas war nicht selbst auf dieser Fläche gewesen, seine Nachrichten rührten, wie der Augenschein lehrt, sämmtlich von Leuten her, welche nur die Karavanen-Fahrstraße durch die Wüste kannten. Der sonst so genau prüfende Pallas gerieth dadurch in den Irrthum: daß diese Fahrstraße gerade durch die östliche Gobi nach Pecking laufe; und da auf ihr kein Flugsand angetroffen wird, schloß er: diese östliche Gobi habe überhaupt, oder wenigstens der Theil derselben zwischen Kiachta und Pecking, keinen Flugsand. Allein diese Fahrstraße ist, da man die gerade Richtung durch die Wüste eben des ungeheuern Flugsandes wegen, in welchem Fuhrwerke gar nicht fortkommen können, nicht nehmen konnte, in einem großen Bogen gegen Osten, am Rande der Wüste und dem hohen Randgebirge näher, angelegt. Die Temperatur und Beschaffenheit dieses Strichs passen daher keineswegs auf das Innere, tiefer liegende der Wüste überhaupt. Daß Pallas in diesen Irrthum fiel, war fast unvermeidlich, da ihm außer Langes Tagebuch keine andere Quelle zu Gebote stand, als mündliche Aussage von Leuten, welche eben nur jene Straße kannten. Daß aber unser Verfasser diesen Irrthum in allen seinen Folgen aufnahm, ist fast befremdend, da es ihm leicht war, das Richtigere zu finden.

Der englische Arzt Joh. Bell machte im Jahre 1719 mit dem russischen Gesandten, Grafen Ismailof, eine Reise von Kiachta gerade durch die Wüste nach Pecking, wobey Lorenz Lange gleichfalls war. Bell hatte zuvor auch einen russischen Gesandten nach Persien begleitet, und gab in der Folge von beyden Reisen eine sehr umständliche Beschreibung in zwey starken Quartbänden (Glasgow 1763) heraus, aus welchen ein zweckmäßiger Auszug ins Deutsche übersetzt (Hamburg 1787) erschien.

Der Gesandte hatte kein Fuhrwerk bey sich, die Geschenke

*) Ritter, I. Theil S. 469.

für den Kaiser von China und das gesammte Gepäck waren auf Kamehle geladen; die Leute waren sämmtlich zu Pferde, Lebensmittel wurden nicht mitgenommen, außer einigen Zwiebacken, welche aber schon am dritten Tage verzehrt waren. Bey den Mogolen fanden sie überall Lebensmittel, vorzüglich »Hammelfleisch, welches sehr gut war,« und fast allein ihre Nahrung ausmachte. »Das kurze Gras, sagt Bell, wächst zwar hin »und wieder nur sehr dünn, muß aber ungemein nahrhaft seyn, »weil wir das Vieh in dieser Wüste, vorzüglich Schafe, in vor»trefflichem Stande fanden [1].« Man reiste größtentheils in südöstlicher Richtung, nach dem Kompaß; überall trafen sie Mogolen, welche sie mit Zutrauen und Freundlichkeit aufnahmen, sie mit einer Art Thee u. s. w. bewirtheten. Am vierten Tage wechselten sie Kamehle und Pferde; am fünften und sechsten kamen sie über steinige unfruchtbare Steppen, doch schienen die Mogolen auch hier sehr vergnügt zu seyn. Am siebenten Tage kam man zu einem Bache, der voll aus dem Boden quoll, aber nach einem nicht langen Lauf sich wieder in den Sand verlor. Das Hammelfleisch, welches die Reisenden hier bekamen, war ganz vortrefflich. In der Nacht, welche sie hier zubrachten, zwischen dem 11. und 12. Oktober, hatte es zum ersten Mal etwas gefroren. Am Morgen fanden sich verschiedene Schwärme grauer Seemewen [2]) bey der Quelle ein — ein sicherer Beweis, daß die Gegend umher nicht arm an Seen und Teichen seyn konnte. Wo man keine Quellen und Brunnen fand, grub man nach Wasser, daß sich überall vier Fuß unter der Oberfläche fand; wenn oft auch nicht ganz gut. Uebrigens war man den 10ten und 11. Oktober über einen weißlichen, tiefen und so leichten Flugsand gezogen, daß die Reisenden gezwungen waren, vor ihre Augen Netze von Pferdehaaren zu binden; am 12ten wurde der Boden steinig, doch waren kleine Gesträuche und große Herden von Antelopen zu sehen. Am funfzehnten Tage — den 20. Oktober, war das Wetter noch heiter, nur die Morgen kalt, und man eilte, damit man die Reise vor Anfang des Winters ende; wobey »die Gutmüthigkeit der Einwohner sehr zu statten kam, weil sie »sich alle Mühe gaben, den Bedürfnissen der Reisenden abzuhel»fen.« (S. 213) Am 24sten kam man zu einem Salzwasserteich, der am Rande einer traurigen Sandbank lag, über welche man reisen mußte. Der Wind hatte den leichten Sand in lauter Hügel auf-

[1]) Bells Reisen, S. 207. [2]) In der deutschen Uebersetzung werden diese Vögel »graue Tauben« genannt, aus der Beschreibung derselben geht ihr Geschlecht aber von selbst hervor, es waren Seemewen.

gethürmt, die in der Ferne den Meereswogen glichen, und an zwanzig Fuß hoch waren. Zwischen zwey solchen Sandwellen zog man in einem engen krummen Passe fort. Der Sand war so tief, daß die Pferde ermüdeten, und die Reiter absteigen mußten. Man brachte drey Tage zwischen diesen beweglichen Sandwellen zu, obwohl die ganze Bank etwa nur zwanzig englische Meilen breit war. Die Kamehle und Pferde fanden selbst zwischen dem Sande noch Futter, obwohl schlechtes, weil die hervorragenden Grasbüschel welk waren. Eines Abends hatte man die Zelte aufgeschlagen, als plötzlich ein Sturm sich erhob, die Zelte umwarf, und die Betten der Reisenden mit Sand bedeckte.

Von der Sandbank an wurde der Boden immer besser, das Gras bald lang und dick; den 29. Oktober fiel etwas Schnee, den 30sten noch mehr, aber am 31sten war die ganze Wüste zurückgelegt, nachdem man von der Tola an acht und zwanzig Tage dazu gebraucht hatte. Die Kälte wurde nun zwar empfindlich, doch hatten die Leute bey der Gesandtschaft bis dahin alle Nächte unter freyem Himmel liegen können [1]).

Bey der Rückreise des Gesandten kam er den 13. März an den Rand der Wüste, wo noch Schnee lag. Der Gesandte ließ hier sein Gepäck zurück, und eilte mit noch fünf andern, worunter auch Bell sich befand, zu Pferde voraus. Die erste Nacht brachten sie unter dem Gezelt eines Mongolen zu, da ihnen der Geruch in demselben unerträglich war, schliefen sie die folgenden Nächte unter freyem Himmel. Die Witterung, sagt Bell, »war »zwar etwas kalt, aber dabey heiter und angenehm [2]).« Man hatte sich von der vorigen Linie entfernt, vielleicht um den tiefen Flugsand etwas zu umgehen, und sich immer eine oder zwey Tagereisen nördlicher (nordöstlicher) gehalten. Auf dieser Linie fanden sie die Wüste so bevölkert, daß sie täglich drey bis vier Mal die Pferde wechseln konnten. Am 5. April langten sie an der Tola an, und hatten die ganze Wüste also in nicht vollen neunzehn Tagen zurückgelegt.

Recensent glaubte diese Nachricht von Bells Reise etwas umständlicher anführen zu müssen, um den großen Kontrast anschaulich zu machen, der daraus, in Bezug auf die Schilderung dieser Wüste von unserem Verfasser hervorgeht. Der Boden zeigt sich überall als wahre Thalfläche, als trockner Seegrund. Als Lange nach Wasser graben mußte, fand er eine harte, vier Fuß starke Thonschicht unter diesem Sand, und in demselben Wasser. Auf Bells Linie fand man überall, unter

---

1) Bell, S. 218. 2) Bell, S. 318.

Geröll und Sand mit vier Fuß Wasser. Das Wasser scheint die lockeren Sandlagen der Wüste, oder das Geröll in gleicher Höhe zu durchziehen; wäre sein Rand etwa noch fünf bis sechs Fuß höher, so würde der größte Theil der Fläche noch See seyn; bey seinem jetzigen Stande kommt der See nur noch da, aber auch überall da zum Vorschein, wo der Sand an vier Fuß niedriger steht.

Die große Verschiedenheit, die sich zwischen dieser Fläche und der Linie der Karavanen-Fahrstraße, welche Lange beschreibt, ergibt, macht es höchst wahrscheinlich, daß zwischen beyden eine bedeutende Wasserscheidung statt findet, und jene Fläche bedeutend niedriger liegt. Denn nur so lassen sich die Widersprüche einigermaßen ausgleichen, die sich zwischen der strengen Kälte, welche Lange empfand, und dem milden Klima, welches Bell rühmt, ergeben. Es ist daher sehr unrichtig, die ganze große Ländermasse als ein Gleiches anzunehmen, wie der Verfasser thut; nur an den Grenzen gegen die Randgebirge hin »Weideplätze,« oder dergleichen nur als »begrenzte Oasen anzu»nehmen, nur einige Thalschluchten« fruchtbar zu finden, und im Allgemeinen zu behaupten: »im Westen von Langes »Reisewege an, werde die Wüste immer gräßlicher *).« Die einzelnen Thalflächen, welche das gesammte Hochland bilden, liegen bald höher, bald niedriger, haben daher bald ein strengeres, bald ein milderes Klima, sind mehr oder weniger rauh, oder auch eben und fruchtbar. In gerader Linie zwischen Kiachta und Pecking genießt die Thalfläche ein milderes Klima, als selbst in der Regel das nördliche Deutschland; ist fast überall mit Mogolen-Lagern und schönen Viehherden bedeckt, welche sie auch im Winter nicht verlassen; selbst die fürchterliche Gegend des Flugsandes ist nicht ohne alle Weide für das Vieh und die großen Herden von Antelopen.

Diese veränderte Ansicht des Hochlandes mit seinen Thälern, Höhen und Flächen, ist für die Geschichte nicht unbedeutend. Man begreift, wie aus diesen fast überall bewohnten Gegenden Heere von Hunderttausenden ausziehen konnten, ohne sie völlig zu entvölkern; bey der Ansicht des Verfassers aber, da diese Gegenden als eine kalte, ganz unwirthliche, gräßliche und unbewohnbare Scheitelfläche erscheinen, wäre dieß ein Räthsel.

Wurde der Verfasser durch seine unrichtigen Bestimmungen nun gehindert, die Gestalt des Hochlandes wahr aufzufassen, so konnte er das Eigenthümliche und so sehr Auszeichnende im Bau des ganzen Erdtheils, wodurch er vor allen Erdtheilen sich aus-

*) Theil I. p. 492—93.

zeichnet, noch weniger richtig auffassen. Er geht dabey blos von dem Begriff des Hochlandes als Scheitelfläche aus, ohne die Hauptwasserscheiden im geringsten zu beachten. Da die beyden höchsten Gebirgszüge des Erdtheils, der Himalaja in Süden und der Altai in Norden von Nordwest gegen Südost laufen, und mehrere, neben diesen Hauptketten hinstreichende Nebenzüge dieselbe Richtung behalten; so nimmt er an: daß eigentlich alle Gebirgszüge dieses Erdtheils dieselbe Streichung halten, ohne im geringsten auf den so wichtigen Umstand Rücksicht zu nehmen, daß selbst der Himalaja und Altai nur als isolirte Massen auf den Abdachungen gegen Süden und Norden dastehen, die ihre Bildung einer größeren allgemeinen Wasserscheide verdanken.

Wenn auch die großen, von Norden gegen Süden streichenden Hauptgebirgsketten, der Ural und die Salomons-Berge angeführt werden, so bleiben sie doch für den Begriff des Ganzen völlig unbeachtet, obwohl sie selbst mit ihren undurchbrochenen Wasserscheiden in den Kranz der Randgebirge des Hochlandes übergehen. Können im Osten des Erdtheils die, im Ganzen gleiche Streichung haltenden ungeheuern Gebirgsketten, zwischen China und Indien und zwischen dem Ochotzkischen Meere und Sibirien nicht übersehen werden; so sollen es durchaus keine Gebirge, sondern Fortsetzungen des Hochlandes, Ausläufer der Scheitelfläche seyn *), wodurch sie für den Begriff des Ganzen ihre Bedeutung verlieren. Sie sind aber in den Augen jedes Unbefangenen, und nach des Verfassers oben angeführter eigenen Definition von Hauptgebirgsketten, im strengsten Sinne, wahre Erdgürtel.

Faßt man den Bau dieses großen Erdtheils mit besonderer Rücksicht auf die wichtigen allgemeinen Wasserscheiden und die davon abhangende große Thalbildung auf, so zeigt sich in Süden und Norden, Osten und Westen ein höchst merkwürdiger Parallelismus. Von der äußersten Nordostspitze des Erdtheils läuft ununterbrochenes, eine allgemeine Wasserscheide bildendes Gebirge, unter den Namen: Stanowoj, Jablonoj-Chrebet u.s.w. mit mancherley Schwingungen gegen Süden, bald aber bestimmter gegen Südwest; steigt das Hochland hinan und theilt sich etwa unter 48° N. Br. in zwey Hauptarme. Der linke schwingt sich Anfangs gegen Osten, dann aber gegen Südwest als Randgebirge des Hochlands weiter. Diesem Hauptzuge gerade gegenüber, vom südöstlichen Rande des Erdtheils, steigt ein noch mächtigerer Hauptgebirgszug zwischen China und In-

*) Th. I. p. 592, 595.

dien mit einer Wasserscheide gegen Norden herauf, schwingt sich in nordwestlicher Richtung zum Hochlande, theilt sich gegen 35° N. Br. gleich dem vorigen in zwey Hauptarme, von denen der rechte erst gegen Osten, dann gegen Nordost als Randgebirge des Hochlandes sich schwingt, bis er mit dem ihm entgegen kommenden linken Arme des vorigen sich einiget, und das Randgebirge des Hochlandes gegen Osten schließt. Der linke Arm dieses Gebirgs zieht als Randgebirge des Hochlandes gegen Westen.

Am Westrande des Erdtheils steigt vom hohen Norden herab der große Ural in südlicher Richtung, biegt sich unter 52° N. Br. gegen Südost zum eigentlichen Hochlande, spaltet sich hier unter 49° N. Br. in zwey Arme, von denen der linke als Randgebirge gegen Osten fortläuft, bis er sich mit dem ihm entgegen kommenden rechten Arm des Jablonoj einiget, der rechte aber gegen Süden als Randgebirge fortläuft. Von Süden her, dem Ural gerade entgegen, steigt das mächtige Salomonsgebirge herauf, anfänglich gerade gegen Norden, dann unter 35° N. Br. sich gegen Nordost das Hochland hinauf schwingend, theilt es sich unter 48° N. Br. in zwey Arme, von denen der linke als Randgebirge gegen Norden fortläuft, bis er sich mit dem entgegen kommenden rechten Arm des Ural einiget; der rechte aber mit großen Schwingungen gegen Osten fortsetzt, bis er mit dem linken Arm des südöstlichen Gebirgs sich einiget.

So steigen diese vier Hauptgebirge, als wahre Träger und Stützen des Hochlandes, gegen dasselbe mit bewundernswürdiger Aehnlichkeit ihrer Verhältnisse empor, und umarmen dasselbe durch ihre regelmäßige Theilung. Stellen wir uns nun in Gedanken über dieses Hochland, so erblicken wir ein großes, in seinem Innern mehrfach getheiltes Thal, von einem Hauptrandgebirge und einer undurchbrochenen Wasserscheide umschlossen. Von diesem Kranz laufen vier Hauptgebirge mit Wasserscheiden, und zwar in einer solchen Richtung bis zum allgemeinen Weltmeere aus, daß dadurch der ganze Erdtheil, außer dem Hochlande, in vier, genau gegen die vier Weltgegenden gerichtete Abdachungen zerfällt, wodurch in dem Abzuge der Gewässer vier Hauptsysteme, ein nördliches und südliches, ein östliches und westliches gebildet werden.

Fassen wir diese vier, den vier Weltgegenden zugewendeten großen Abdachungen genauer ins Auge, so offenbart sich wieder der merkwürdigste Parallelismus, sowohl zwischen dem Norden und Süden, als zwischen dem Osten und Westen. Indem an dem nördlichen Hochrande die beyden Arme, des Chrebet und Ural, sich treffen, weichen sie etwas gegen Norden zurück, und bilden nun in der Richtung von Nordwest gegen Südost den

hohen Altai mit seinen Parallelzügen. Indem am südlichen Hochrande die beyden Arme sich treffen, weichen sie etwas nach Süden durch Tibet zurück, und bilden nun in einer Richtung mit dem Altai die große Kette des Himalaja und ihre Parallelen. Obgleich diese beyden Gebirge die absolut höchsten des ganzen Erdtheils sind, so hat der Verfasser doch Unrecht, wenn er sie allein zu Hauptgebirgen desselben machen will, da sie offenbar von den vier großen Hauptgebirgen abhangen, von diesen in Osten und Westen umgränzt werden und nur als isolirte Ketten auf den, von jenen gebildeten Abdachungen erscheinen, daher in dem Hauptabzuge der Gewässer auch keine Veränderung hervorbringen. So werden die Gewässer der südlichen Abdachung des Altai durch den Irtisch gegen Norden, und die Gewässer der nördlichen Abdachung des Himalaja durch den Burremputer und Indus gegen Süden geführt, wie die vier allgemeinen Wasserscheiden es vorgeschrieben, die eben dadurch für die Gestaltung des ganzen Erdtheils sich als regulirend auszeichnen, obwohl sie absolut weit niedriger, als jene großen Züge sind. Dieser Parallelismus in der Höhenbildung der nördlichen und südlichen Abdachung, muß auch in der Thalbildung desselben sichtbar bleiben, und man wird sich bald davon überzeugen, wenn man den Irtisch mit dem Burremputer, den Ob mit dem Ganges u. s. w. vergleicht.

Auf der östlichen und westlichen Abdachung zeigt sich, in Vergleichung mit dem Norden und Süden, ein sehr verschiedener Typus, in Osten mehr angedeutet, in Westen mehr vollendet. In großen Bogen schwingen sich von dem östlichen und westlichen Hauptgebirge Asiens Wasserscheiden, von Süden gegen Norden; aber in größern Bogen und mächtiger, sie umgehend, schwingen sich andere von Norden gegen Süden, aber alle zuletzt in das Meer sich verlaufend. In Osten überwältigt das Meer sie bald, und bildet daher die vielen sich gegen Norden erstreckenden Busen; im Westen sind sie bedeutender, und das Meer wird zurückgedrängt. Eine solche Wasserscheide lauft in einem gewaltigen Bogen von Asien durch die Meerenge von Suez bis zur Südspitze von Afrika, wo das Meer sie überwältigt. Von dieser schwingt sich eine sekundäre Wasserscheide in einem gewaltigen Bogen anfangs nach Norden zurück, dann durch ganz Nord-Afrika gegen Westen nach Süden herum; ehe sie aber hier die Ausläufer ihres Mutterstamms erreichte, unterbrach sie in frühern Zeiten das Meer, dessen Grund jetzt in der Sahara trocken liegt, dessen Ueberreste aber wohl noch im Innern ein Binnenmeer bilden, wohin der Niger seine Fluthen sendet. Eine zweyte Hauptwasserscheide trennt sich vom Ural, schwingt sich in einem großen Bogen gegen Süden, und

gibt Europa das Daseyn; da sie aber bey Gibraltar sich an die Ausläufer der sekundären Schwingung von Afrika anzuschließen sucht, hat das Meer sie überwältigt, und bildet in ihrer geräumigen Thalbildung das mittelländische Meer. So wie von der Hauptwasserscheide Afrikas ein Nebenzweig gegen Norden sich schwang; so auch von der Hauptwasserscheide Europas, ein Bogen, der durch Finnland und die skandinavische Halbinsel geht, aber da er an die Ausläufer seines Mutterstammes sich anzuschließen strebt, vom Meere bedeckt wird, das durch die Ostsee seine Thalbildung ausfüllt.

Wir finden also in Westen als wahre Theile und Ausläufer von Asien, zwey Haupt- und zwey Nebenschwingungen zusammenhangender Wasserscheiden, mit auffallend ähnlichen Verhältnissen. Alle sinken bey ihrer Trennung von dem Mutterstamm zu unbedeutender absoluter Höhe herab; heben sich aber wieder zu großer Höhe, und senden selbstständig eine Menge Arme nach allen Gegenden ab. Wie das nördliche Afrika sich zu dem südlichen verhält; so die skandinavische Halbinsel zu Europa. Nur in Süd-Afrika strebt die Bildung zu einem eigenen Typus hin, der in Süd-Amerika vollendet erscheint, und wo statt vier Hauptwasserscheiden, welche in Asien ein Mittelland bilden, drey Wasserscheiden zu einem Mittelpunkt zusammen treffen, und in den Winkeln dann geschloßne Thäler von ungeheurer Ausdehnung bilden, welche jetzt trocken gelegt, die großen Flächen bilden. In Nord-Amerika geht diese Bildung wieder gegen Norden offenbar in die west-asiatische über.

Es würde weit über die Gränzen einer Recension hinausgehen, wenn wir diesen Gegenstand noch weiter ausführen wollten. Recensent hielt es aber für Pflicht, in diesen kurzen Zügen die Ansicht zu entwerfen, welche durch jene von dem Verfasser verworfenen Grundsätze gewonnen wird. Es mögen noch eine Menge Fehler und Irrthümer in der hier aufgestellten Ansicht sich finden — wie konnte dieß anders seyn? aber die Ursache derselben möchte dann wohl nur in den mangelhaften Nachrichten, oder in den irrigen Anwendungen liegen; schwerlich in den Grundsätzen selbst.

Wenden wir uns nun von diesem allgemeinen Theile des Werks zu dem besonderen, so verdient unser Verfasser Bewunderung, und sein Fleiß das höchste Lob. Wir würden denselben echten deutschen Fleiß nennen, wenn an diesen Begriff sich nicht etwas knüpfte, das der Ausländer uns zum Vorwurf macht, und was wir von dem Fleiß unsers Verfassers gern entfernen möchten! Welch ein Reichthum von Nachrichten wird hier bey jeder Gegend mitgetheilt — welche ausgebreitete Belesenheit zeigt sich überall! Nur die Schätze der Bibliothek zu Göttingen machten

selbst dem Fleiß des Verfassers es möglich, ein Werk, wie das vorliegende, zu liefern, welches dem Leser eine ganze Bibliothek ersetzt.

Die zusammen getragenen Nachrichten und Notizen, wobey der Verfasser die alte und neue Literatur fast aller uns bekannten Völker, so weit ihre Werke uns zugänglich sind, Geographen, Reisebeschreiber und Historiker benützte, umfassen nun alle die Wissenschaften, auf welche der Titel und die Einleitung hindeuten. Sie beziehen sich

Erstens, auf eigentliche Erdbeschreibung, wobey keineswegs Luft, Klima, Meer, Pflanzenwelt u. s. w. übergangen sind, wie die Einleitung es fürchten ließ. Wenn auch manches hier aufgenommen ist, was als Meinung oder Erklärung älterer Reisenden wohl hätte zurückbleiben können — z. B. bey der Beschreibung des todten Meeres u. s. w. — so findet man in dieser Hinsicht doch einen so reichen Schatz trefflicher Nachrichten, daß man sowohl jenes Ueberflüssige, als die oft vernachläßigte Sprache vergißt.

Zweytens, auf die Geschichte in ihrem weitesten Umfange, und zwar

1) auf die Wohnsitze, Züge und Begebenheiten alter und neuer, historisch bekannter und unbekannter Völker.

2) Auf Beschreibung der Ueberreste derselben, wie sie vielleicht hie und da noch in einzelnen Stämmen erhalten; oder in verschiedenen Gegenden noch Ruinen ihrer Wohnungen, Tempel oder Grabmäler vorhanden sind.

3) Auf alte und neue Sprachen in Beziehung auf Abstammung und Verwandtschaft der Völker selbst, und ihre dadurch bezeichneten Wanderungen, und endlich

4) auf die gesammte Alterthumskunde, und besonders auf Mythologie und Religion der alten und neuen Völker, ihre Künste und Wissenschaften, und zwar in beständiger Vergleichung unter einander.

Es leuchtet ein, wie eine zweckmäßige Behandlung aller dieser Gegenstände, in beständiger Beziehung auf Grund und Boden, wodurch sie bedingt wurden, und auf Localverhältnisse, wodurch sie erläutert werden können, ein hohes, ja das höchste Interesse für jeden gebildeten Leser haben müsse. In dieser Ansicht muß jedem der hohe Werth der Idee klar werden, welche den Verfasser bey seinem Werke, wenn auch nicht mit ganz deutlichem Bewußtseyn leitete, und der große und verdiente Beyfall, den der Verfasser allenthalben fand, erklärt sich dadurch von selbst. Wer muß dem Verfasser nicht Kraft und Muße wünschen, dieß Werk zu vollenden, nicht allein die

Zahl der Bände, nach dem jetzigen Plane, sondern bey einer zweyten Auflage, die diesem Werke nicht fehlen kann, in der Ausarbeitung selbst. Rhode.

Art. X. *Méditations poétiques.* Par M. Alphonse de *Lamartine*, seconde édition, revue et augmentée. A *Paris*, au Dépot de la librairie grecque-latine-allemande. 1820. 8. P. 154. Mit dem Motto: Ab Jove principium.

Dieses Werk gehört zu den seltenen Erscheinungen nicht nur der französischen, sondern jeder Literatur. Wir zweifeln, ob ein Lehrgedicht neuerer Zeit mit mehr poetischem Berufe, als das gegenwärtige Werk, ausgeführt worden sey. Ohne einem beengenden Plane zu folgen, gibt der Verfasser in sechs und zwanzig Betrachtungen seinen Lesern einen Schatz religiöser Ansichten und erwägungswerther philosophischer Reflexionen, welchen mancherley Dichtungen zum Lobe der Natur, Schilderungen einer innig gefühlten Liebe, Erhebungen des Geistes in Freundschaft, und Rückerinnerungen an die Größe hingeschwundener Zeitalter, wie eben so viele zarte Bindungsmittel eingewebt sind, die das Ganze dem edleren Streben und Sinnen des gewöhnlichen Lebens näher bringen, und in engerer Berührung demselben befreunden sollen. Wir haben in dem Vereine dieser eben so erhaben gedachten als mit vollendeter Gabe der Sprache ausgedrückten Betrachtungen weder einen durchgehenden Zug falscher Sentimentalität, die Gedichten dieser Art meistens eigen zu seyn pflegt, noch überhaupt jene Ostentation und bloß gesuchte Würde finden können, welche französische Dichter ernster Gattung gewöhnlich wie die Haut des Löwen umzuhängen pflegen, um für mehr zu gelten, als wozu sie innere Kraft beruft; sondern alles ist tief gefühlt und gedacht, und mit der angemessensten Würde verkündigt. In dem beschreibenden Gedichte ist der Verfasser durch den Ernst seines Wesens und durch die Art der Behandlung sehr unserm Haller verwandt, doch keineswegs von demselben übertroffen; dasjenige, was mehr der lyrischen Dichtung angehört, geht den eigenen Gang der Lyrik seines Vaterlandes; doch im edelsten Sinne, und überall eigenthümlich.

Die erste Betrachtung, l'Isolement, verräth sogleich die liebenswürdigen Eigenheiten, wie den hohen Ernst des Dichters, und seinen erhabenen Aufschwung zur höchsten Idee des Lebens Er erwägt die Schönheit der reichen Erde, er verliert sich in die Darstellung des Einzelnen, was das Gemüth des Menschen in herrlicher Umgebung der Natur mit Wonne erfüllt, um zu beklagen:

daß es für ihn verloren sey, der das nicht darin findet, was er ewig sucht, und zu dem er vergebens aufstrebt.

Mais peut-être au-delà des bornes de sa sphère,
Lieux où le vrai soleil éclaire d'autres cieux,
Si je pouvois laisser ma dépouille à la terre,
Ce que j'ai tant rêvé paroîtroit à mes yeux.

In der zweyten Betrachtung: l'homme, an Lord Byron gerichtet, ermahnt er diesen Dichter, dessen große Gaben er ungemein verehrt, sich selbst zu erkennen, von dem eitlen Streben zu lassen, das Höchste ohne Gott fassen zu wollen, sich dem Schöpfer zu unterwerfen, um zu werden, was er seyn könnte, ein mit Macht ausgerüsteter Bote des Herrn:

Toi, dont le monde encore ignore le vrai nom,
Esprit mystérieux, mortel, ange, ou démon,
Qui que tu sois, *Byron*, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents! etc. etc.
Le mal est ton spectacle, et l'homme est ta victime.
Ton oeil, comme Satan, a mesuré l'abyme,
Et ton ame, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!

Indem er alle Verirrungen Byrons aus dem verfehlten Streben nach Erkenntniß der Plane, welchen die Schöpfung folgt, herschreibt, ermahnt er ihn zur unbedingten Unterwerfung unter den Willen der Vorsicht. Besonders gelungen darf man die Darstellung nennen, in welcher der Dichter sein eigenes nun aufgegebenes Streben nach Ergründung des Unbegreiflichen schildert. Die diesem vorausgehende Darstellung des Zwiespalts zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal des Lebens ist beynahe eben so trefflich, und schließt mit nachstehender schönen Betrachtung:

Malheur à qui du fond de l'exil de la vie
Entendit ces concerts d'un monde qu'il envie!
Du nectar idéal si tôt quelle a goûté,
La nature répugne à la réalité:
Dans le sein du possible en songe elle s'élance;
Le réel est étroit, le possible est immense;
L'ame avec ses désirs s'y bâtit un séjour,
Où l'on puise à jamais la science et l'amour;
Où dans des océans de beauté, de lumière,
L'homme, altéré toujours, toujours se désaltère;
Et de songes si beaux enivrant son sommeil,
Ne se reconnoit plus au moment du réveil.

Ungemein reizend und sinnvoll ist das Gedicht an den Abend; das über die Unsterblichkeit ist wahrhaft erhaben, und von einer

großartigen Rührung begleitet, wie der Gegenstand es nur immer verlangen kann. Ihm ist gleichsam als Anhang die schöne Phantasie: Le Vallon, beygegeben, wo der Dichter den Hinübertritt in das Daseyn jenseits sehr glücklich mit dem Gang eines Wanderers in Vergleichung stellt, und den eignen süßen Frieden, den er nach thätigem Leben in diesem Thale seiner Wahl genießt, mit beyden Vergleichungen in Berührung bringt:

D'ici je vois la vie, à travers un nuage,
S'évanouir pour moi dans l'ombre du passé;
L'amour seul est resté: comme une grande image
Survit seule au reveil dans un songe effacé.

Repose-toi, mon ame, en ce dernier asile,
Ainsi qu'un voyageur, qui, le coeur plein d'espoir,
S'assied avant d'entrer au portes de la ville,
Et respire un moment l'air embaumé du soir.

Comme lui, de nos pieds secouons la poussière;
L'homme par ce chemin ne repasse jamais;
Comme lui, respirons au bout de la carrière
Le calme avant-coureur de l'éternelle paix.

Zwey folgende Betrachtungen: le désespoir, und la providence à l'homme haben den Zweck, sowohl die Stürme, welche ein in seiner Ansicht von Gott und dem Daseyn zu herben Zweifeln verirrtes Gemüth zu erschüttern pflegen, mit aller Kraft, welche die Dichtkunst verleiht, zu schildern, als sie sodann mit Würde und erhabner Liebe in ihre Schranken zurück zu weisen. Unter die lieblichsten Dichtungen der ganzen Sammlung rechnen wir die beyden: la retraite, und le lac, wo der Dichter in die Schönheit der geschilderten Natur verloren und von Gefühlen hingerissen, welche Freundschaft und Rückerinnerungen an verlornes Glück ihm aufdringen, die volle Innigkeit eines den edelsten Empfindungen offenen Gemüthes enthüllt. Sehr ansprechend ist das Gedicht la gloire, zum Troste eines im Exil befindlichen Dichters den Erweis versuchend, daß Ruhm und Glück sich selten begegnen. Ebenfalls als zusammengehörend betrachten wir die beyden Gedichte: la prière, und la foi, ersteres durch die Tiefe der Andacht ein Meisterwerk nicht sowohl der Kunst als des Gemüths, letzteres durch seinen Schluß erhebend, in seiner ersten Abtheilung aber etwas zu sehr bey Entwicklungen verweilend, die bereits im désespoir mit aller möglicher Stärke vorgebracht waren. Die beyden Betrachtungen: le génie und le Golfe de *Baya* près de *Naples*, werden ihre Freunde finden, für uns sind sie unter den übrigen nicht von besonderer Bedeutung gewesen. Das Gedicht le temple, welches mit einer schönen Feyer des Abends beginnt, bey dessen Herankunft der Dichter zu einer ländlichen Kirche tritt, und, Gott im Herzen, auch

die Erinnerung an die Geliebte nicht von sich weisen will, wird gewiß jeden Leser wie den Recensenten ansprechen.

Mit Uebergehung mehrerer nun folgenden Betrachtungen wenden wir uns zu jener, welche Dieu überschrieben, eine große Erwartung erregt; doch hat sie uns nicht ganz gefallen wollen, da der Verfasser im niederdrückenden Gefühle der jetzigen Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes, Gott in einem gewissen vertraulichen Tone oder vielmehr wie ein Lehrer anspricht, der einem Zöglinge Rathschläge ertheilt; diese bestehen nun aber darin, dieß Geschlecht mit der Erde selbst zu vernichten, da sie seiner nicht werth sey. Von dem nun nicht zu sprechen, daß derley unselige Epochen, wie wir die jetzige nennen dürfen, schon öfter, seit dieß Geschlecht der Menschen besteht, und in weit abschreckenderer Gestalt vorhanden gewesen, ohne daß Gott, der alles zum Bessern lenkte, zur Vernichtung hätte schreiten müssen, so ist ein dergleichen Rath eben so unanständig, als ein Beweis einer beschränkten Ansicht des Lebens. Wir glauben zwar nicht, daß diese Beschränktheit dem Verfasser eigen sey; doch hat er sich hier von der Manier seiner Landsleute überraschen lassen. Das Gedicht hat übrigens große Schönheiten der Ausführung, manche tief gedachte Aussprüche und Ergießungen eines edlen Gefühls.

Den Schluß der ganzen Sammlung bildet ein ausführliches Gedicht: la Poésie sacrée, welche der Verfasser eine Dithyrambe betitelt, und sie Herrn Genoude zueignet, der zuerst, durch eine glückliche Uebertragung der heiligen Schriften in französische Sprache, deren poetischen Werth den Gemüthern aufschloß. Dieß Gedicht ist voll Kühnheiten der Sprache, Glut der Einbildungskraft, von einer ausnehmenden Stärke der Gefühle. Indem es vorzüglich die Propheten, die, wie die ganze alttestamentarische Welt, einzig nur auf die Ankunft des Erlösers hindeuten, würdigt, schließt es mit den schönen Versen, mit deren Anführung auch wir von diesem uns theuer gewordenen Buche Abschied nehmen wollen:

Silence, ô lyre! et vous silence,
Prophètes, voix de l'avenir!
Tout l'univers se tait d'avance
Devant celui qui doit venir!
Fermez-vous, lèvres inspirées;
Reposez-vous, harpes sacrées,
Jusqu'au jour où sur les hauts lieux
Une voix, au monde inconnue,
Fera retentir dans la nue:
Paix à la terre, et gloire aux cieux!

Art. XI. Reformations-Almanach für Luthers Verehrer, auf das evangelische Jubeljahr 1817, herausgegeben von Friedrich Keyser. Erfurt in Keysers Buchhandlung. Desselben Almanachs zweyter Jahrgang auf das Jahr 1819 *).

Die Bezeichnung des literarischen Unternehmens, mit welchem sich die nachstehende Anzeige beschäftigen soll, als Almanach, kündet schon an, daß mit demselben den Zeitgenossen nicht ein Archiv für tiefsinnige Forschungen über das Wesen der Reformation und des Protestantismus dargebracht, sondern ihnen nur eine fortlaufende Sammlung von Aufsätzen geschenkt werden soll, welche theils Erscheinungen aus der Epoche der Reformation zu vergegenwärtigen und zu erklären, theils dieses Ereigniß mit der Gegenwart in Beziehung zu stellen zur Absicht haben. Der Inhalt der beyden ersten Lieferungen entspricht auch dieser Ankündigung. Jede derselben enthält drey Abtheilungen; zuvörderst in einem sogenannten, den beyden Abschnitten des Almanachs selbst vorangeschickten Bildersaal, biographische Bruchstücke, welche Personen betreffen, die in der Geschichte der Reformation einen Platz einnehmen, dann im ersten Abschnitt Aufsätze, welche die historische Seite des Ereignisses ergreifen, endlich im zweyten Abschnitte theils Abhandlungen, theils Gedichte, die ein Licht auf das Wesen der Sache selbst, nämlich bald auf den Protestantismus, bald auf die christliche Religion überhaupt werfen sollen. Es ist demnach der vorliegende Almanach weniger theologischen wie historischen Inhalts; dieser letztere historische Inhalt trägt aber wieder mehr den populären und gesellschaftlichen, wie den kritischen und forschenden Charakter an sich.

Diese Natur des Werkes selbst muß auch die Beschaffenheit seiner Anzeige und Beurtheilung bestimmen, d. h. sie vorzugsweise auf dasjenige hinlenken, wodurch sie mit den Erscheinungen der Gegenwart, mit den darin sich aussprechenden Neigungen, und mit den in ihr vorherrschenden Wirksamkeiten in Berührung tritt.

*) Wir waren um so bereitwilliger, diesen Aufsatz eines sehr geschätzten protestantischen Mitarbeiters aufzunehmen, da es sich in demselben nicht sowohl um die Güte oder Mangelhaftigkeit eines bereits nicht mehr neuen Taschenbuchs, sondern um Entwicklung der Wesenheit der Reformation, und um die Untersuchung der Art, wie man dieselbe in neuester Zeit geltend zu machen sucht, handelt. Wie sehr aber die rein wissenschaftliche Untersuchung, die hier vorliegt, sich von den leidenschaftlichen Schmähungen unterscheide, die beynahe zum Feldgeschrey einer gewissen Partey geworden sind, die sich für die Verfechterin des Glaubens hält, wird der Leser selbst beurtheilen.

Die Redaktion.

Die in dem ersten Jahrgang enthaltenen, sich auf Luther, auf die drey Churfürsten, Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen, und Johann den Großmüthigen, ferner auf Philipp von Hessen und Katharina von Bora beziehenden biographischen Skizzen und Fragmente bieten ihrer Natur nach keinen Anlaß zu Erörterungen dar, die den Inhalt derselben zu erweitern, oder zu berichtigen hätten; sie sind zu kurz dafür.

Der erste Abschnitt dieses Jahrganges dagegen enthält Aufsätze, welche allerdings zu näherem Verweilen bey ihrem Vorwurf auffordern.

1) Universalhistorische Ideen über die Nothwendigkeit der Reformation, von Dr. Johannes Voigt in Halle. Unläugbar enthält diese Abhandlung einen nicht ganz unrichtigen Gedanken, allein er ist eben so mangelhaft, wie schwankend und unbestimmt entwickelt. Der Verfasser findet im Menschen, so lange die Geschichte von seinem geistigen Leben redet, zwey göttliche Quellen in den Bestrebungen und Wirkungen des Gemüthes und Verstandes, aus denen ihm der Glaube und die Erkenntniß entspringt. Beydes ist seinem innern eigentlichen Wesen nach verschieden und entgegengesetzter Natur, gleich dem, was für das Leben aus ihm hervorgeht. Der Verstand will ein ewig fortgehendes immer weiter dringendes Vernehmen und Verstehen, ewige Forschung, unendliches Streben nach Einsicht und Erkenntniß. Darum ist alle Ruhe und jede Gränze wider sein Wesen, darum scheint er nur gezwungen in Schranken gehalten zu werden, darum genügt ihm keine in diesem Leben angenommene Wahrheit, und gibt es hier keine reine Wahrheit als die in Gott, zu der er von Stufe zu Stufe in seiner Forschung fortgeht, überall zweifelnd und nach den letzten Gründen fragend, ohne etwas sicher bewährt zu finden, als die Wahrheit in Gott. Von diesem Verstande ist nach des Autors Ansicht gewissermaßen der Gegensatz das Gemüth. Seine beständige Ruhe, sein friedliches Genügen mit dem einmal Ergriffenen, sein stilles Genießen und Ergötzen an seinem Schatze gehet nicht auf weiteres Zergliedern und Zerlegen des empfangenen Eindrucks, noch auf Verdeutlichung des einmal festgefaßten Gegenstandes, sondern auf dessen sicheres Festhalten, Nähren und Pflegen mit immer festerer Liebe und Freude; daher geht der Mensch leichter zu neuen Vorstellungen und Begriffen, wie zu einem andern Glauben über; daher ist der Glaube mächtiger, und schwerer zu bekämpfen, wie der Verstand. Alle Aeußerungen im Leben der Menschen sind aus der Offenbarung jener beyden Principe hervor gegangen, außer denen es kein drittes gibt. Das Individuum wie die gesammte Menschheit ist eher des Eindrucks

wie des Begriffs fähig, sie glaubt früher als sie einsieht; das Streben, sich den empfangenen Eindruck deutlich zu machen, ist das spätere, deßhalb waltet in den Religionen des Alterthums das Gemüth vor. — Hiermit bricht die weitere Entwicklung dieses Gedankens ab, und es wird folgender ganz verschiedenartiger aufgestellt. Es muß, wie in der Geschichte des Staats, so auch in der der Religion, drey Hauptmomente geben, einen vollständigen Despotismus, einen Despotismus mit einem Antheil von Republikanismus, einen Republikanismus mit einem Antheil von Despotismus. Die Religionen Asiens sind despotisch, das sogenannte Heidenthum ist republikanisch, das Christenthum ist monarchisch-republikanisch. Das Christenthum begann damit, das Gemüth mehr wie den Verstand, und Roms Religionsform, monarchischer wie die Griechenlands zu ergreifen. Hieraus entstand die Schöpfung des Papstthums. Diesem gegenüber aus dem Verstande und der Idee der Freyheit die Schöpfung des Kaiserthums. Letztere ist die erste Erscheinung von dem Eingreifen des Verstandes in das Gebiet des Glaubens, und ihr schlossen sich die Ketzerstreitigkeiten an. So bildete sich ein Kampf des Verstandes und Gemüthes, des Glaubens und der Einsicht, und der Verfasser bemüht sich, alle Erscheinungen bis zu ihrem höchsten Endpunkt, der Reformation, als Aeußerungen des Kampfes dieser Principien darzustellen.

Es kann nicht der Zweck seyn, zu untersuchen, in wie fern die geschichtlichen Entwicklungen jener Ansicht entsprechen, und sie vollständig ausdrücken, sondern nur, sie selbst der Prüfung zu unterwerfen, darf den Vorwurf des Recensenten abgeben. Denn bestehen die Ansichten nicht die vollständige Probe, so ist den daraus hergeleiteten Entwickelungen das Urtheil von selbst gesprochen.

Zuvörderst kann es dem philosophischen Blick nicht entgehen, daß der Verfasser zwey völlig verschiedenartige Ansichten durchaus willkürlich neben einander gestellt hat, die vom Verhältniß des Gemüths zum Verstande, und die von der despotischen und republikanischen Staats- und Religionsform mit ihrer Anwendung auf das Papstthum und Kaiserthum. Ersteres ist eine Reflexion philosophischer, letzteres eine Reflexion historischer Natur. Erstere ist philosophisch halb wahr, letztere ist historisch völlig unwahr.

Wenn nach der erstern Darstellung Gemüth und Verstand, sammt dem, was aus ihnen für das Leben hervorgeht, ihrem innern eigentlichen Wesen nach verschieden und entgegengesetzter Natur sind, so ist der Philosoph, so wie der Theolog zu mancherley Fragen an den Verfasser berechtigt. Die des letztern sind hier

nicht zu erschöpfen, aber sie werden sich, wenn man ihn nicht einer positiven Religion angehörig denkt, hauptsächlich auf drey zurückführen lassen; nämlich: wo bleibt der Mensch als Einheit, wenn in ihm zwey ihrem eigentlichen Wesen nach verschiedene und entgegengesetzte Kräfte nicht in einander, sondern abgesondert von einander wirken? Ferner: warum hat Gott ihn so gestellt? waren seine Kräfte nie in einander, nie wirklich und wahrhaftig eins? werden sie nie wieder zur wahren und wesentlichen Vereinigung gelangen? Endlich: wenn Ruhe dem Wesen des Verstandes völlig entgegen ist, er überall zweifelnd nach den letzten Gründen fragt, ohne die Wahrheit anders zu finden, als in Gott, findet er sie wirklich, und hat er dann Ruhe? oder findet er sie nicht? oder findet er sie, und hat doch keine Ruhe? und endlich, wenn das Suchen und Finden der Wahrheit nur das Suchen und Finden Gottes ist, kann denn die Liebe und der Glaube nie Gott finden, und hat diese, wenn sie Gott gefunden, mit Gott nicht auch die Wahrheit gefunden? Das möchten die hauptsächlichsten Einwürfe des philosophirenden Theologen seyn, sofern dieser über den Sündenfall, und über das, was mit ihm zusammen hängt, hinausblickt.

Der Philosoph dagegen würde, wenn Gemüth und Verstand, wie durch den Verfasser geschieht, dem Wesen nach als entgegengesetzt angegeben werden, eine Entwickelung des Wesentlichen einer jeden dieser beyden Kräfte verlangen, die demjenigen entsprechen müßte, was ihm ein Begriff zu leisten pflegt. Der Verfasser hat sich zwar bemühet, die Verschiedenheit von Verstand und Gemüth zu erörtern; es ist dieß aber nicht im philosophischen Wege geschehen, was unerläßlich war, wenn die Nothwendigkeit der Reformation und des Protestantismus daraus entwickelt werden sollte. Es sind bloß einzelne Abweichungen und sich entgegenstehende Beziehungen von Gemüth und Verstand angegeben. Allein durch die bloße Angabe einzelner Gegensätze in ursprünglich von einander verschiedenen Kräften, wie es Verstand und Gemüth seyn sollen, lernen wir ihr wahrhaftes Wesen noch nicht kennen, und zum allerwenigsten gelangen wir zu einem Begriff von demselben; nur verschiedenartige Eigenschaften beyder werden uns bekannt. Dieß aber gibt noch keine Kenntniß von der Sache selbst. Vernehmen wir, das Gemüth beharre mit Stetigkeit bey einem Gegenstande, der Verstand dagegen strebe immer weiter; so stehen sich nicht bloß Verstand und Gemüth, sondern tausend andere Dinge durch ein solches Verhältniß entgegen. Nicht viel anders wird die Sache, wenn es heißt, der Verstand forsche, das Gemüth liebe. Kurz einzelne Charakterzüge verschiedenartiger Wesen, wie sie auch gehäuft werden mö-

gen, ersetzen nie den Begriff. Dennoch kann ohne denselben unmöglich eine Aufgabe gelöset werden, wie die, welche sich der Verfasser gesetzt hat. Sie muß, wenn dieß ermangelt, ein leeres Ideenspiel, das bloße Produkt von Fiktionen werden. Ferner würde der Philosoph zu rügen haben, daß Gemüth und Verstand erst ihrem Wesen nach und späterhin nur gewissermaßen sich entgegengesetzt seyn sollen. Beydes widerspricht sich und kann nicht zugleich seyn. Was dem Verfasser nach sich entgegengesetzt ist, kann nicht aus einer und derselben, sondern muß aus zweyen durchaus verschiedenen Wurzeln hervorgegangen seyn. Was gewissermaßen entgegengesetzt heißt, das ist ursprünglich und dem Wesen nach eins und dasselbe, stellt sich aber in der Erscheinung verschiedenartig dar. Es wäre zu wünschen gewesen, man wüßte, was nun der Verfasser eigentlich meint. Außer diesem wesentlichsten Bedenken würde der Philosoph noch manche untergeordnete erheben; er würde z. B. nach der Möglichkeit eines absoluten Gegensatzes fragen; ferner, da dem Verfasser der Eindruck so wichtig ist, und er ein Zergliedern des Eindrucks von dem Genießen des Eindrucks unterscheidet, zu erfahren wünschen, was dem Verfasser der Eindruck überhaupt ist? ob er denselben, wie es in dem Worte liegt, bloß für etwas von außen Kommendes hält, und ob ihm denn die Wirkungen der Religion, der Glaube an Gott, oder wenn der Verfasser sie behaupten sollte — denn nach dem bisher Angeführten muß man darüber in Zweifel gerathen — die Erkenntniß Gottes, lediglich von außen her entstehende Eindrücke sind?

Es leuchtet ein, daß die Lösung aller dieser Bedenken nicht Gegenstand dieser Anzeige seyn kann. Eben so wenig kann hier die Frage, welche sich der Verfasser gesetzt hat, genügend beantwortet werden. Dagegen ist es möglich ein Verhältniß anzudeuten, dem die Ansicht des Verfassers keinesweges widerspricht, welches vielmehr von der Beschaffenheit ist, daß durch die Annäherung an dasselbe die Meinung des Herrn Voigt eine gewisse Wahrheit davonträgt. Schon das Wort Religion drückt, wenn auch nicht die Wiedervereinigung, doch wenigstens die Vereinigung mit Gott aus. Zur Vermeidung aller Controvers bleibt Recensent bey letzterer stehen, wenn gleich er sich persönlich für den Begriff der Wiedervereinigung erklären muß, weil er alle und jede Vereinigung mit etwas anderm als dem, womit wir schon früher eins gewesen sind, für rein unmöglich hält. Alle wahre und wesentliche Vereinigung ist ihm daher nur Wiedervereinigung, Wiederbelebung eines erloschenen ursprünglichen Einheitsverhältnisses. Könnte Recensent darauf rechnen, daß der Begriff der Wiedervereinigung nur einigermaßen ansprechen möchte; so

würde alles Nachfolgende eine noch weit innigere, vollständigere und überzeugendere Wahrheit gewinnen. Aber auch dann, wenn nur von dem Begriff der Vereinigung ausgegangen wird, lassen sich nach des Recensenten Ueberzeugung nur zwey Mittel derselben für den Sterblichen auffinden, nämlich die Demuth und die Begeisterung, beyde getragen von Neigung und Liebe, aber jede ihr eine andere Gestalt gebend. Denn die Vereinigung des Menschen mit Gott ist lediglich durch die Vernichtung seiner Selbstheit möglich; daher die wahre und wesentliche Existenz des Menschen für denjenigen, dessen Denken und dessen Ueberzeugung vom Standpunkt des eigenen Bewußtseyns ausgeht, erst mit der Vernichtung seines zeitlichen Daseyns in der Erscheinung mit der Vernichtung seines Bestehens durch sich selbst anhebt. Dieser Gedanke, wenn gleich er sich nie so bestimmt ausgesprochen vorfindet, war der eigentliche Mittelpunkt von der Philosophie des in so vieler Rücksicht zu früh verstorbenen Solger. Nur in dem letzten seiner philosophischen Gespräche und der Anzeige von August Wilhelm v. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst im 7. Bande der Jahrbücher findet er sich vielfach angedeutet. Solger kannte aber nur die Vernichtung der zeitlichen oder Scheinexistenz durch die Begeisterung, und die in ihr sich kundgebende Offenbarung Gottes; daher würde sich seine Philosophie durchaus als Lutherthum charakterisirt haben, und hätte uns die in unsern Tagen eben so wünschenswerthe als erfreuliche Erscheinung einer in allen ihren Details mit der Religion ihres Urhebers völlig zusammenfallenden Philosophie wiedergebracht.

Nach der Meinung des Recensenten gibt es aber noch eine andere Vernichtung der Selbstheit, die zur Vereinigung mit Gott führt, nämlich die durch die Demuth, und wenn jene durch Begeisterung die Offenbarung Gottes im Worte, so hat diese durch Demuth seine Offenbarung im Fleische zur Folge, nämlich sie bewirkt, daß das Wort zugleich Fleisch wird. Dieß ist freylich ein bloßer Ausspruch, dessen förmlicher Beweis nöthig scheint. Hier müssen aber vorläufig einzelne Andeutungen genügen. Das Wesentliche im Prinzip der Demuth und in dem der Begeisterung ist nicht bloß dem Christenthum vererbt, sondern theils allen Religionen eigenthümlich und darin zugleich gegenwärtig, theils vorzugsweise der einen oder der andern zugetheilt. Die Gegenwart und Wirksamkeit beyder Kräfte drückt sich am sichtbarsten in der Religion der Griechen aus, und eine Bezugnahme auf sie — die des beschränkten Raumes wegen ganz durchgreifend und ohne Rücksicht auf manche historische Dunkelheit über Mysterien und Orgien hier gefaßt werden muß — wird vielleicht das meiste Licht über die ganze Ansicht verbreiten. Das Princip der Pietät

äußerte sich nämlich vorzugsweise in den Mysterien, das der Begeisterung in den Orgien. Alle Religionen des Alterthums gingen ursprünglich vom Prinzip der Pietät aus, und traten entweder in den Charakter des Orgiasmus über, oder räumten diesem neben dem ursprünglichen seine Stelle ein. In sofern nun Begeisterung und Erhebung der Seele, Divination und Enthusiasmus, jederzeit einen Bestandtheil des Orgiasmus bildet, nahm im Alterthum allmählich die Religion der Juden, in der neuern Zeit die der Mohammedaner bald eine orgiastische Natur an, wogegen das Christenthum ganz aus Demuth, Frömmigkeit und Glauben hervorgegangen war.

Ist nun auch in diesen Angaben das wahre Wesen des Orgiasmus und das der Liebe und der Demuth in aller Religion nicht wahrhaft entwickelt, und zum Begriff erhoben; so dürfte deßwegen den Recensenten doch nicht der dem Verfasser von ihm vorher gemachte Vorwurf treffen; denn er hat beyde nicht als sich wesentlich entgegengesetzt angegeben, vielmehr beyde als Mittel unsrer Vereinigung mit Gott bezeichnet. Dadurch wird beyder Wesen zuerkannt, und zwar als ursprünglich eins angegeben, und es konnte nur auf die Bezeichnung der Abweichungen ankommen. Dennoch will Recensent versuchen, die Natur beyder Aeußerungen eines Prinzips, so viel es in der Kürze geschehen kann, ihrer wesentlichen und ewigen Beschaffenheit der klaren Anschauung noch um einiges näher zu bringen.

Die Vernichtung der Zeitlichkeit in der Absicht, zur Vereinigung mit Gott und zur Gegenwart seiner göttlichen Wesenheit in uns zu gelangen, läßt zwey Ansichten zu. Die eine, welche das Räthsel der zeitlichen Existenz ganz löset, ist die der Wiedervereinigung mit dem, in welchem wir einst schon ganz und vollständig gewesen sind. Die andere ist die der bloßen Vereinigung, und diese Ansicht muß immer mangelhaft bleiben. Doch aber setzt sie als ein bey allen Christen anerkanntes Verhältniß dasjenige voraus, daß nicht nur ein niedrigeres, schwächeres und beschränktes Wesen sich einem höheren vereinigen will, sondern auch, daß in dieser Vereinigung sich die Vereinigung mit dem Urheber und Schöpfer desselben vollziehet. Der Urheber kann ursprünglich aber den Menschen nicht aus etwas geschaffen haben, was außer ihm war, denn es war ursprünglich nichts außer ihm, er war Alles. Die ganze Unendlichkeit der sich daraus bildenden Folgerungen muß es aufgeben, hier weiter in Betrachtung gezogen zu werden, nur eine findet Anwendung an dieser Stelle. Es ist doch wenigstens eine Beziehung des Urhebers zum Menschen vorhanden, und letzterer strebt sein ganzes Leben in diese Beziehung zu verwandeln, und sich dadurch dem Urheber zu vereini-

gen, also vermittelst derselben ihn zu besitzen und zu genießen. Dieser Besitz und Genuß soll ein vollständiger seyn, und jenes Bestreben nach Vollständigkeit des Besitzes und Genusses ist es, bey welchem die Unterscheidung des Recensenten in Demuth und Glauben von einer, und in Begeisterung von der andern Seite zuerst anhebt. Denn die Begriffe von der Vollständigkeit sind verschieden beschaffen: Die eine unterscheidet die Aeußerungen und Einflüsse Gottes durchaus nicht. Die geringste, äußerste und unmerklichste, das kleinste leiseste Zeichen der Gnade, ist ihr durchaus nicht verschieden von der Unendlichkeit der Ganzheit, wofern eine Möglichkeit vorhanden wäre, diese letztere zu umspannen. Um beyspielsweise einen bildlichen Ausdruck von Gott zu gebrauchen, wäre es möglich, daß auch nur ein Atom aus seiner Wirklichkeit in des Menschen Busen Leben gewinnen könnte, so wäre dieß völlig hinreichend, und eben so viel als wenn die Allheit und Unendlichkeit sich in den Menschen niedergelassen hätte. Denn Gott kann sich nicht theilen. Das, was Recensent nur beyspielsweise ein Atom aus ihm nannte, ist seine Ganzheit, und der, welcher in diesem Atom zu seinem Besitz und Genuß gelangte, wird es inne in sich, daß es nur von ihm abhängt, in der Wirkung des Atoms die volle Kraft der Allheit zu empfangen nach Maßgabe der Kraft, Inbrunst und Ausschließlichkeit, mit der das, was bildlich Atom genannt worden war, gesagt wird. Dem, der in diesem Wege die Vereinigung mit Gott sucht, wächst mit der Beschränkung die Gnade und die Seligkeit. Je mehr sich der Umkreis seiner Existenz verengert, um so reicher wird die Fülle der Gottheit in ihm; sie umschlingt ihn immer enger, bis sein Daseyn zum scheinbaren Nichts des Mittelpunkts verschwindet, d. h. wahrhaft von Gott verzehrt wird; dieß ist der Tod der Seligen. Daß, in dieser Vereinigung mit Gott, dessen Gegenwart wesentlich sey, kann keinem Zweifel unterliegen. Bände ließen sich mit Entwicklungen anfüllen, aus denen das Licht der Ueberzeugung hervortreten müßte, daß der Sterbliche nur in diesem Wege zur Wesentlichkeit der Gegenwart Gottes in sich zu gelangen vermag, und daß, weil die Menschwerdung Gottes das Verhältniß der engsten Verwirklichung seiner in uns ist, der Mensch wahrhaft nichts weiter bedarf, als die stäte Lebendigkeit dieses Verhältnisses. Dem Verstande aber dürfte die obige Behauptung von der Wesentlichkeit der göttlichen Gegenwart in uns durch folgende Betrachtung anschaulich werden. — Der Begriff von einer wesentlichen Gegenwart ist nur möglich durch den von einer entgegengesetzten, und die Verschiedenheit muß sich angeben lassen. Sie kann nur darin bestehen, daß eine von beyden entweder dem Raum oder der Zeit, oder der Kraft nach, nicht die

größere, sondern die vollständigere ist. Denken wir uns daher ein Wesen, dessen Substanz dem Raume nach vollkommen und überall durchsogen ist von einem Gefühl oder Gedanken, dem ferner dieses keinen Moment entweicht, und in dem es endlich den kräftigsten Ausdruck, die lebendigste Farbe behauptet; so erfreut sich dieses, sein Umfang mag auch noch so beschränkt seyn, einer größern Wesentlichkeit der Gegenwart jenes Gefühls, wie ein Daseyn, welchem dem Raum und der Zeit nach jene Gegenwart auch wohl entweicht. So kann unter Wesentlichkeit immer nur absolute Identität der Substanz, oder jene ununterbrochene und untrennbare Gegenwart verstanden werden, deren höchster Grad, deren eigentlicher Vollendungspunkt Nothwendigkeit und völlige Unlösbarkeit wird. Entweicht dagegen ein Gefühl, ein Gedanke, kurz jede lebendige Wirksamkeit dem Raum, der Zeit und der Kraft nach, dem gegebenen Umkreise eines bestimmten Daseyns, um diese Gegenwart in einem andern Kreise anzunehmen; so genießt jeder von beyden eine geringere Wesentlichkeit derselben. Hat nun der Mensch das Vermögen, verschiedenartige Kreise des Daseyns zu bewohnen und zu verlassen, so ist eine doppelte Möglichkeit vorhanden. Beyde sind durch die Beziehung auf ihn, ihm entweder gleich oder nicht gleich, dergestalt, daß er sich allezeit zu einem jeden von beyden in eine gleich feste, und gleich lösbare Beziehung also stellen kann, daß sie sich höchstens nur den Graden nach verschieden wären, oder es ist anders, nämlich so, daß dem einen wesentlich die größere Kraft beygelegt wird. Im erstern Fall wäre die Verschiedenheit immer nur quantitativ, nicht qualitativ, wie sie es in dem letztern ist, und das Verschiedenseyn der Beschaffenheit könnte bey diesem nur darin bestehen, daß einer der beyden Kreise, in welchem das Daseyn lebt und wohnt, der ursprüngliche, der eigenthümliche, der des Entstehens, der andere dagegen derjenige wäre, welcher das Leben zu erwählen und zu beziehen die Freyheit und das Vermögen besäße. Eine andere Beschaffenheit ist ganz undenkbar, denn entweder vermag das Leben alle Kreise seines Daseyns mit freyer Wahl sich gegenwärtig zu machen, oder es gehört nur einzelnen und gewissen desselben an, und tritt mit Freyheit in die andern hinüber. Das Daseyn in der letztern kann nicht die Wesentlichkeit des Daseyns in der erstern besitzen. Es ist ein Daseyn anderer Natur. Nun aber kann kein Individuum annehmen, Gott sey in dem sein Leben begründenden und begränzenden Kreise dergestalt ausschließend vorhanden, daß alle übrigen Kreise seiner völlig entblößt wären. Auch in ihnen ist Gott. Folglich ist es möglich, auch durch ein Verweilen bey und in ihnen in ein Verhältniß zu Gott zu treten. Sonach entstehen folgende Möglichkeiten.

1) Das Bestehen und Leben nur in dem ursprünglichen eigenthümlichsten, allein der eigentlichen Wesentlichkeit theilhaften Lebenskreise mit der festen Ueberzeugung, nur innerhalb seiner sey die Vereinigung mit Gott zu besitzen und zu genießen, mit Ausschließung aller übrigen.

2) Das Bestehen in diesem jedoch mit Anerkennung der Möglichkeit auch andere Kreise des Daseyns zu beziehen, und dort nicht bloß ein Zeitliches zu bewohnen, sondern auch in ihnen Gottes theilhaft zu werden, jedoch in einer andern Art.

3) Das besondere eigenthümliche Bestehen in einer ursprünglichen Gestalt des Daseyns und die Möglichkeit, in diesem allein die ganze Fülle Gottes zu genießen, völlig aufzugeben, und sich allein in der Kraft begründet zu finden, in jeden Kreis des Lebens, in jede Form und Erscheinung des göttlichen Daseyns hinüber zu treten, und dort einer Beziehung zu Gott theilhaft zu werden.

Der Gegensatz des Erstern zu dem Letztern, der sich in dem Mittlerem versöhnt findet, muß nun klar werden, und die Verschiedenartigkeit der Vernichtung ergeben, durch welche der Mensch zur wahren und wesentlichen Existenz durch die Vereinigung mit Gott gelangen will. Erstere wird vollkommener durch die Beschränkung, letztere durch die Erweiterung. Erstere beruht auf der Gewißheit, Gott dem Umfange seines Wesens nach, ganz zu besitzen, und seiner nicht inniger theilhaft zu werden dadurch, daß man ihn in mehreren Erscheinungen, sondern dadurch, daß man ihn tiefer aufnimmt. Letztere auf der Gegenwart der Gewißheit, daß er in seinen Erscheinungen unendlich, und nur in der Allheit derselben ganz zu besitzen sey. Dazwischen liegt das Genießen Gottes im eigenthümlichen Besitz mit der gleichzeitigen Gewißheit, daß er auch außer diesem uns gegenwärtig werden, und sich offenbaren könne. Unläugbar ist in beyden eine verschiedenartige Beschaffenheit. Das eine läßt sich versinnlichen als eine Anziehung Gottes, die er durch alle Erscheinungen an uns ausübt, und als einen innern Drang, sich dieser Anziehung hinzugeben, mittelst ihrer aber sich ihm wieder zu vereinigen. Dieß ist dasjenige, was der Begeisterung, was dem Orgiasmus zum Grunde liegt, demjenigen entgegengesetzt, was nicht sowohl Drang als vielmehr Trieb ist, die uns einmal von ihm geschenkte unersetzliche Existenz ganz mit ihm zu erfüllen. Die Vollendung dieses religiösen Triebes hat nun seiner Natur nach stets und zu allen Zeiten mit zwey Gegnern zu kämpfen, nämlich mit der Ermattung wegen innern Unvermögens, und wegen der erschöpfenden Kraft des Orgiasmus. Im zeitlichen Daseyn entweicht die göttliche Gegenwart nur zu oft demjenigen, was sie selbst hervorgebracht hatte. Da-

durch wird dieses zeitlich und todt, als solches aber entweder ganz weggeworfen und vernichtet, oder es bleibt die Erinnerung der vormaligen göttlichen Beseelung noch daran haften; und kann diese nicht erzeugt, also wieder wesentlich werden, so ist die leere Erinnerung an ein Verschwundenes dasjenige, was ihm noch Werth gibt, und sie allein soll das Todte heiligen. Daraus entsteht Götzendienst, Aberglaube und Fanatismus. Der Sterbliche kann nicht umhin, er muß sich gelüsten lassen nach den Aeußerungen und Offenbarungen des göttlichen Daseyns in den fremden Kreisen, und so entstand in mehreren Religionen ein Orgiasmus, der wieder wohlthätig auf das ursprüngliche Prinzip zurückwirken konnte. Aber auch entgegengesetzte Erscheinung boten sich dar. Auf der einen Seite ergab sich der Sterbliche bald mit ungezügelter Freyheit dem Drange, der göttlichen Anziehungen in allen und jeden Erscheinungen zu folgen, wodurch er ganz aufgehen mußte in Rausch und Phantasie; sein Leben aber sich auflösen in Täuschung und Wahn; bald nahm er für jene, die bloß zeitliche und sinnliche hin, dadurch sich verzehrend und verwandelnd in einen rohen Niederschlag. Auf der andern Seite behielt er die starre Verehrung für die wesentliche Grundlage seines ehemaligen besondern Daseyns bey, und er griff nur, wie aus einem Gelust, nach den Früchten des Orgiasmus. So ward ihm selbst die göttliche Anziehung in den fremden Erscheinungen des Daseyns zur Sünde, wie vielmehr mußte es die bloß zeitliche werden. Hier muß er sie sich also verbieten; und die Religion erstarrt zu einem bloßen Zwange.

Wenige Worte über das Wesen und den Begriff des Mysteriums werden im Stande seyn, dem wahren Verhältniß näher zu bringen. Der Begriff des Mysters kann kein anderer seyn, als der einer solchen Anerkennung der Existenz, welche die Forschung über ihre Möglichkeit und Zweckmäßigkeit, so wie die Frage nach ihrer Rechtfertigung für die Vernunft ganz ausschließt. Das Mysterium heiligt die Existenz als solche, und legt ihr eine unergründliche Tiefe und Wahrheit bey. Weil es nur mit jener zu thun hat, stellt es dieselbe immer bildlich, und stets als die eine und dieselbe sich ewig gleichbleibende Erscheinung dar. Hierdurch und durch die Entsagung aller Forschung mußten die Mysterien der Alten nothwendig die Demuth nähren. Sie lehrten den Menschen sein besonderes, so zu sagen, beschränktes Daseyn als ein unergründliches göttliches Geheimniß verstehen und hegen. Die Orgien dagegen nährten die Begeisterung, und heiligten im Menschen den Drang, sich den Anziehungen der Gottheit in fremden Erscheinungen stets mit der Pietät, mit der Begeisterung hinzugeben. Unendlich vieles von dem, was wir an den Griechen so bewundern,

danken sie der Heiligung dieser beyden Triebe. Der Orgiasmus aber nahm, wie gewöhnlich, auch unter ihnen überhand, und brachte nun, seiner Natur zufolge, Entheiligung hervor. Das Christenthum war ganz Pietät, und an die Stelle der sich nur von Zeit zu Zeit darstellenden Mysterien, besaß es die allgegenwärtigen das ganze Leben durchdringenden Symbole. Orgien waren ihm fremd, denn das den Symbolen gegenüberstehende Dogma behauptete eine ganz andere Natur. Es bezog sich stets auf die Symbole. Es war niemals Spekulation über etwas Fremdes, das außer der Region der Kirche lag, sondern stets Erkenntniß der Natur von Etwas, das in der Kirche schon geheiligt war. Jene Spekulation bildete sich für sich unabhängig von der Kirche aus. Das Schicksal aller Religionen traf auch die christliche Kirche und Gemeinde. Es gab eine Zeit, wo ihr Daseyn mehr oder weniger von Heiligkeit durchsogen, und dadurch zu gewisser Zeit wahrhaft heiliger war, wie zu anderer. Allein jene Heiligkeit entschwand ihrer lebendigen Wirksamkeit nach, und vieles war, welches nur noch die Erinnerung dessen, was es gewesen, heiligen konnte. Das Todte und Unheilige wollte noch Heiligkeit behaupten; diese aber konnten ihm die der Begeisterung fähigen Gemüther nicht mehr zugestehen. Unendlich vielen Seelen, ja wohl den meisten, waren die Symbole noch heilig, so, daß sie in ihnen göttliche Wunder wirkten, und die Demuth und Frömmigkeit nährten. Aber Andern genügten sie nicht mehr, und diese suchten in der Begeisterung die wahre Vereinigung mit Gott. Der Mangel der Orgien mußte aber hervorbringen, daß diese Begeisterung und die Offenbarungen, die sie gewahrte, außerkirchlich blieben; ferner, daß sie bald den Charakter der Forschung annahmen. So bildete sich neben der Kirche ein Bestreben aus, mittelst der Begeisterung und der Forschung der Gemeinschaft Gottes theilhaft zu werden, welche der Muhamedanismus — offenbar diejenige Religion, welche unter allen am meisten Orgiasmus ist — nicht wenig unterstützten. Nichts kann Luthern günstiger seyn, als wenn sein Werk aufgefaßt wird, wie das Bestreben, jene unabhängig von der Kirche sich bildende Begeisterung und Forschung der Kirche wieder zurückzuführen, und mit ihrer Kraft sie selbst wieder zu erneuern, zu reinigen, und höher zu heiligen. Recensent muß aber hier abbrechen, ohne über die Art und Weise der wirklichen Vollbringung hier etwas zu sagen, weil er nur aussprechen wollte, in welcher Auffassung die Meinung des Herrn Voigt über die von ihm sogenannte universalhistorische Nothwendigkeit der Reformation eine gewisse Wahrheit habe. Denn universalhistorisch können nur Kräfte genannt werden, die zu allen Zeiten, welche die Geschichte kennt, gewirkt haben. Dieß läßt sich vom Gemüth und Verstande nicht

behaupten. Letzterer hat erst in den jüngsten Zeiten, erst nach der Reformation, also erst nach dem Ereigniß, das er hervorgebracht haben soll, Einfluß auf die Religion behauptet. Dahingegen gehen das Princip der Pietät und der Begeisterung universeller durch alle Religionen hindurch, und wie ersprießlich und heilbringend sich auch oft das Princip der Begeisterung dargethan haben mag, als das ursprüngliche, unsterbliche und wahrhafte der Religion hat sich doch noch immer das der Pietät bewiesen. In wiefern dieses nun durch Luthers Verfahren wieder beseelt werden konnte, oder es durch die Reformation, als dessen letzte Frucht dereinst wieder beseelt werden wird, das sind Fragen, die hier nicht her gehören.

Die geschichtliche Ansicht des Verfassers, nach welcher der Papst das Gemüth, und der Kaiser den Verstand dargestellt haben soll, ist wohl eine bloße Erdichtung. Das gegenseitige Verhältniß beyder muß ganz anders verstanden werden, und laßt sich, weil es in den verschiedenen Perioden der Geschichte verschiedenartig war, nicht ohne Unterscheidung derselben gehörig auffassen. Unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern war die engste Vereinigung vom Papstthum und Kaiserthum; es war die beglückende Feudalverbindung von Staat und Kirche. Denn das Wesen und Eigenthümliche aller Feudalverbindungen ist ein gemeinsames und übereinstimmendes Leben, Wirken und Handeln für einen Zweck unter Mehreren, ohne daß der Eine befiehlt, und der Andere gehorcht. Der Schlußstein aber, der die ganze Feudalverfassung zusammen halten mußte, war die Kirche und ihr Verhältniß zum Kaiserthum. Mögen daher die Feudaleinrichtungen auch noch so bewunderungswürdige politische Institutionen seyn, ihre höchste Kraft und Trefflichkeit besaßen sie nur in der Beseelung durch den Feudalismus der Kirche und des Kaiserthums, der den Staat selbst zur sichtbaren Kirche, und die ganze Gemeinde der Christenheit zu einem großen, durch das christliche Princip beseelten Universum machen sollte. Aber dieß kam nicht vollkommen zu Stande, und die Anarchie unter den letzten Carolingern hätte vielleicht alles zertrümmert, wenn nicht die sächsischen Kaiser zu dem einzigen vorhandenen Rettungsmittel gegriffen und zugelassen hätten, daß sich das Princip, statt sich in jenem großen Gesammtorganismus darzustellen, in einzelnen Körpern ausbilden durfte. Nun entstand die corporative Verfassung und Kraft neben der feudalistischen, ein unschätzbares Geschenk für Deutschland und das ganze christliche Europa. Den Kaiser machte es freylich zu einem beständigen Märterer, weil es ihn nöthigte, sich in fortwährenden Bedrängnissen zu opfern, wodurch die deutsche Freyheit dann wieder so groß und dauernd ward. Dieß hängt so zusammen. Nachdem sich die Kirche zum ersten Körper erhoben, und vorzüg-

lich unter Gregor dem Siebenten als solcher ausgebildet und begründet hatte, war dem Kaiser sein ursprüngliches Fundament ganz entschwunden. Durch die Vererblichung der Grafschaften und Konstituirung der städtischen Freyheit entstanden mehrere Körper, die sich in sich größtentheils nach dem feudalistischen Prinzip, und mit Beybehaltung desselben organisirten. Aber zwischen ihnen und dem Kaiser ward es dadurch um so loser und schwächer. Es besaß mehr die Kraft und Heiligkeit der Meinung und des Glaubens, wie materielle Stärke; es war ihm kein wesentliches Fundament verliehen. Der Einfluß des Kaisers ließ sich nicht in die Körper des Reichs so fortpflanzen, wie der des Papstes in die Klerisey. Dieses war wieder von den heilsamsten Folgen bey Kaisern von großem Geist, denen es, wenn gehörige Eintracht mit der Kirche obwaltete, immer gelingen mußte, dem individuellen Geiste der einzelnen Körper wieder eine gemeinsame Richtung zu geben. Aber das blieb immer eine schwere Aufgabe, der nur Geister von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten gewachsen waren, und viele Verwirrungen machten es natürlich, daß sie verkannt wurde. So entstand denn jene mißliche und bedrängnißvolle Stellung der Kaiser, welche bey den wohlwollendsten Gesinnungen für die Kirche oft zu Gegenwirkungen um so mehr nöthigen mußte, als gewiß auch die Kirche, nur von ihrem Standpunkt ausgehend, oft nicht den richtigen Blick in diejenigen Verhältnisse der Kaiser that, welche sie zu dieser und jener Handlungsweise zwangen, so daß sie, in Ermanglung der Kenntniß von den wahren Anlässen und Motiven, nicht selten profane, und das bloße Streben nach weltlicher Macht supponiren mochte. Jenes Verhältniß also war es, aus welchem das ofte Entgegenwirken der Päpste und Kaiser zu erklären ist; keineswegs aber kann solches für die geschichtliche Darstellung des Kampfes von Gemüth und Verstand gelten, indem die Geschichte gerade das Gegentheil bestätigt, das überwiegende Gemüth bey den Kaisern, den überwiegenden Verstand bey den Päpsten zeigt. Es leuchtet ein, daß hiernach alle einzelnen geschichtlichen Deutungen des Verfassers eine völlig veränderte Beschaffenheit annehmen müssen.

2) Luthers Auftreten, vorbereitet durch das vergangene, und einwirkend auf das ihm gegenwärtige Zeitalter von Chr. Niemeyer, evangelischen Prediger zu Dadeleben.

Dieser Aufsatz hat, wie schon die Ueberschrift zu erkennen gibt, einen verwandten Inhalt mit dem früheren. Um so auffallender ist es, in demselben den schneidendsten Widerspruch mit jenem anzutreffen. Denn nach Herrn Niemeyer war das Auftreten der ersten römischen Bischöfe als Päpste nur in der frühe-

sten Zeit nöthig und heilsam gewesen. Sie fingen bald an völlig zu entarten, ihren Zweck durchaus zu verkennen, und ihr Streben lediglich dahin zu richten, eine Tyranney zu gründen, die ihnen alles unterwerfen, und ihrem Stolz, ihrer Herrschsucht und ihrer Habsucht jede ersinnliche Befriedigung gewähren, und ihnen die Freyheit geben sollte, den niedrigsten Trieben zu fröhnen. In den unanständigsten Ausdrücken wird von ihnen gesprochen, und alles ersinnliche Unheil der Welt ihnen zugeschrieben. Luther aber als der Retter gepriesen, der die Welt von ihrer Despotie und der Sündhaftigkeit erlösete, die sie ganz eigentlich auszubreiten beflissen waren. Alle seine Lebensbegebenheiten, Thaten und Aussprüche werden in Beziehung auf dieses sein Wirken gestellt.

Wo das Bestreben, den geschichtlichen Wahrheiten diejenige Einseitigkeit, welche auf allen zeitlichen Erscheinungen ruhet, mittelst ihrer richtigen Darstellung zu nehmen, sie von Mißdeutungen zu reinigen, sie nach allen Seiten hin durchsichtig zu machen, und sie unter den richtig beleuchtenden Focus zu stellen, so schwach ist, wie in dieser Arbeit, kann es sich weder der Mühe verlohnen, noch Vortheil bringen, den wahren Gesichtspunkt herstellen zu wollen. Es ist dazu mindestens nöthig, daß, wie es mit dem ersten Aufsatz der Fall war, sein Inhalt doch in einiger Beziehung zu dem Wahren stehe. Eben so wenig kann eine Verweilung bey dem ganz willkürlich hin und wieder eingestreuten Dogmatischen verlangt werden. Ohnehin wird, wenn die Erörterungen über die Abhandlung des Hrn. Voigt eine gewisse Wahrheit besitzen, sich diese auch über den Inhalt der Arbeit des Hrn. Niemeyer verbreiten. Dagegen wird es nöthig, auf das Widersprechende in den beyden fraglichen Aufsätzen aufmerksam zu machen. Nach dem erstern wird den Wirksamkeiten der Päpste und der römischen Kirche überhaupt eben so wie denen der protestantischen etwas in der menschlichen Natur Gegründetes untergelegt, sie werden aus diesem abgeleitet, und auf dieses bezogen. Wenn hierin Wahrheit ist, so kann das Wirken und Handeln der Päpste nicht durch und durch, nicht unbedingt Entartung und verwerfliches Trachten seyn. Noch mehr muß dieß einleuchten, wenn man erwägt, welches Wirken in dem erstern Aufsatze dem Papstthum und der römischen Kirche beygelegt wird, alles das, was dem Gemüth, dem Glauben, der Treue und der Zufriedenheit zukommt, wo hingegen der zweyte eben dasselbe Wesen als die Wiege und Pflegerin aller Laster und Verderbnisse charakterisirt. — Ist es wohl möglich, wenn man sich dieses vor Augen hält, die Betrachtung abzuweisen, daß ein Almanach doch eigentlich eine populäre Schrift seyn soll, die Klarheit über die an der Tagesordnung befindlichen Gegenstände, welche der Religion angehören, zu verbreiten hat,

daß er aber bey einer Einrichtung und Beschaffenheit, wie die, von der das Angeführte eine Probe gibt, nur die Verworrenheit vermehrt. Was jedoch kann der Religion ungünstiger seyn, als Verworrenheit der Gedanken und Ansichten!

3) Versuch einer Skizze über die Folgen der Reformation, von M. G. E. Petri, Diakonus in Zittau. Erster Abschnitt. Folgen der Reformation für Religion, Sitten, Wissenschaften und bürgerliches Wesen unter den Protestanten.

Der Verfasser dieses Aufsatzes gibt dessen Absicht dahin an, daß er die Ansichten einiger Schriftsteller der neuern Zeit, auf welche das protestantische Deutschland zum Theil hört, berichtigen soll, die nach dem Uebertritt zur katholischen Kirche der neuen Mutter dadurch dienen wollen, daß sie die Reformation als Urheberin aller der Uebel anklagten, welche in den letzten Jahrhunderten über die Völker Europens gekommen sind. Er räumt einen Einfluß der Reformation auf die nachfolgenden politischen und wissenschaftlichen Begebenheiten ein, nennt es aber Mißhandlung der Geschichte, die Nachwehen alter Uebel, welche die Reformation vorfand, und manches, was sich an diese knüpfte, jenem Ereignisse selbst zuzuschreiben. Schwer möchte es freylich seyn, eine Entwickelung dessen zu Stande zu bringen, was in den europäischen Begebenheiten seit Luther der Reformation, und was dem früheren Zustande der Dinge zuzuschreiben ist, und wie jene den Erfolgen eine andere Wendüng gegeben hat. Wünschenswerth aber wäre sie gewiß, nur würde sie dann immer nicht in dem engen Raum der vorliegenden Arbeit, von welcher zwar der erste Abschnitt nur bisher geliefert worden, zu gewähren seyn. Dennoch bleibt der beschränkte Umfang derselben ihr geringster Tadel, und ein weit größerer trifft ihren Inhalt. Dieser enthält genug der einzelnen Bemerkungen, welche Anlaß zu Erörterungen und Berichtigungen geben könnten, aber die ganze Arbeit trägt so sehr den Charakter der Unbestimmtheit an sich, daß es kaum möglich ist, Forschungen über so wichtige Gegenstände, wie die beregten, an sie anzuknüpfen. Selten ist ein wirklicher vollständiger und bestimmter Sinn in die Worte mit übergegangen. Beyspiele werden diese Behauptung rechtfertigen.

Zuvörderst setzt der Verfasser das Wesen der Reformation wieder in ganz etwas anderes, als die früher erwähnten beyden Autoren. Nämlich die Absicht, in der sie begann, und der Sinn, nach dem sie fortgesetzt werden sollte, war ein Zurückfordern der ursprünglichen Freyheit des Glaubens und Gottesdienstes der Christen von willkürlichen Menschensatzungen. Recensent bekennt, nicht zu verstehen, was unter der ursprünglichen Freyheit des Glaubens und Gottesdienstes der Christen zu verstehen sey. Herr Pr.

de Wette und Herr Dr. Schleiermacher, wenn sie denselben Gegenstand berühren, sprechen von einer evangelischen Freyheit, und von dieser ist allerdings ein Begriff möglich. Nicht so ist dieß der Fall mit einer Freyheit des Glaubens, noch weniger mit einer ursprünglichen Freyheit des Glaubens, am wenigsten aber mit einer ursprünglichen Freyheit des Glaubens der Christen. Von einer ursprünglichen Freyheit des Glaubens der Menschen konnte der Verfasser freylich nicht sprechen, denn mit dieser wäre die Befugniß geheiliget worden, jede andere Religion, die auch nicht Christenthum war, sich beliebig zu wählen. Diese Befugniß hätte dem Menschen ein ewiges Recht gesichert, und solches kann nur begründet werden durch etwas Wesentliches, Unverletzliches und Heiliges in seiner Natur. Kann dieß die Freyheit seyn, sich den Glauben zu wählen? — Wird aber von der ursprünglichen Freyheit des Glaubens der Christen gesprochen, so ist die Sache um nichts gebessert. Denn mit der Annahme des Christenthums ist die ursprüngliche Glaubensfreyheit aufgehoben. Die Annahme des Christenthums ist nicht die Annahme einer Meinung, die man mit einer andern vertauschen kann. Sie ist im allerweitesten Sinne genommen die Abschwörung jedes Glaubens, der nicht christlich ist. Schon in dieser negativen Charakteristik derselben liegt, daß sie eine Entsagung der Glaubensfreyheit enthalt, und solchergestalt faktisch zwar keinen Glaubenszwang — denn eine unlautere Verwechslung des Glaubenszwanges und der Glaubensnothwendigkeit hat manche irrige Ansicht über die römische Kirche veranlaßt — aber eine Glaubensnothwendigkeit enthält und hervorbringt. Dieses Faktum entspricht aber auch dem wahren Begriff und innern Wesen der Sache, wornach an sich der Glaube allezeit Nothwendigkeit mit Ausschluß aller Freyheit ist, nämlich der Kraft, ihn aufzugeben. Dagegen ist evangelische Freyheit ganz etwas anderes, nämlich die Freyheit des wahren, durch das Evangelium ausgesprochenen Sinnes und Geistes inne zu werden, und das Leben diesem gemäß einzurichten. Wer diese Forderung macht, dessen Sinn und Absicht versteht man, und mit ihm kann man über einen gemeinsamen Gegenstand des Verständnisses reden. Hiernächst klagt der Verfasser jene neuen Katholiken, wie er sie nennt, an, daß sie der Reformation das Verdienst um die Fortschritte der Menschheit abgesprochen hätten. Dieß ist nun wohl eigentlich nicht geschehen. Denen, die sich zur römischen Kirche Zurückgekehrte nennen, ist es um die sogenannten Fortschritte der Menschen nicht eben vorzugsweise zu thun, sie werden vielmehr kein Bedenken tragen, von einer gewissen Seite ihre Handlung selbst als einen Rückschritt zu bezeichnen. Brauchte aber der Verfasser einmal das Wort Fortschritte,

so mußte er sich gleich im Anfang, und ehe er zur besondern Charakteristik derselben überging, darüber erklären, welche er meinte, ob die religiösen, oder die in der Wissenschaft, in den Künsten, in den bürgerlichen Einrichtungen, oder in der Industrie und in den Lebensbedürfnissen; denn, daß in diesen allen unbedingte Fortschritte gemacht worden sind, läßt sich wohl kaum behaupten. Doch der Verfasser geht sie ja im Einzelnen durch.

Zuerst von der Religion. Das Meiste, was H. Petri in Beziehung auf diese anzuführen hat, besteht in einer Charakteristik der Verschuldungen der römischen Kirche, die, wenn sie bestimmter gefaßt wären, und die eigentlichen Anklagen schärfer ausdrückten, Anlaß zu mancher Betrachtung und Berichtigung darbieten könnten. So aber kann unmöglich bey ihnen verweilt werden, und wenn die Rede vom Protestantismus selbst seyn soll, enthält der Aufsatz nichts Positives, sondern nur Entschuldigungen, daß er nicht mehr gewirkt hat, oder Rechtfertigungen über so manches Unerfreuliche. Wird nun aber nach den Früchten für die Religion im Allgemeinen gefragt, so widerspricht der Behauptung des Verfassers auffallend, was Hr. Pr. de Wette in einer später folgenden Schrift darüber ausspricht, wenn er sagt: Luthers Klage über den religiosen Zustand des Landvolks zu seiner Zeit leide, sowohl auf die mit Unwissenheit und Aufklärung gepaarte Freygeisterey der Vornehmen, wie auf die Erkaltung des gemeinen Volkes Anwendung, deren deutlichste Zeichen Seltenheit frommer Stiftungen und Verschwinden der alten Achtung gegen die Geistlichen sey; ferner, daß hinsichts der noch vor Kurzem leer stehenden Kirchen in den Städten, und der zur feinern Sitte gehörenden Verachtung des Gottesdienstes die letzten großen Weltbegebenheiten eine sichtbare Veränderung zum Besten zwar hervorgebracht hätten, aber ein nur kurzes Bestehen derselben zu befürchten sey. Hiernach verschwände also der von Hrn. Petri behauptete Gewinn. Indem derselbe sich aber zu den Sitten wendet, schlägt er ohngefähr denselben Weg ein. Nach der Charakteristik eines frühern Sittenverderbnisses werden die wesentlichen Früchte der Reformation in die Aufstellung einer reinern Sittenlehre gesetzt, dann geschieht der bekannten sächsischen Churfürsten rühmliche Erwähnung, jedoch mit der Bemerkung, daß diese Höhe nicht lange zu behaupten war, daß die evangelische Freyheit zum Deckmantel eines wüsten und ausschweifenden Lebens gebraucht, auch besonders unter den Lutherischen über das Dringen auf Rechtgläubigkeit die sittliche Bildung vernachläßigt ward. Das eigentlich Erfreuliche, was übrig bleibt, ist der wohlgeordnetere, reinlichere Eindruck, welchen protestantische Orte gegen katholische auf den Rei-

fenden machen, und die musterhafte Kirchenzucht der mährischen Brüder, nebst noch einigen Sekten.

Der Entwickelung des Einflusses auf die Wissenschaften ist ein Raum von acht Seiten eingeräumt. Schon dieß ergibt, daß der Verfasser sich nur auf allgemeine Behauptungen beschränkt, und nichts erwiesen haben kann. Wegen der Künste entschuldigt er den Protestantismus damit, daß er vorzugsweise im Norden Wurzel gefaßt, der den Künsten nicht so günstig ist. Eben so enthält die Entwickelung der heilsamen Folgen für den Staat nur Entschuldigungen mit dem Eingeständniß, daß dieser, wie jetzt oft schmerzlich empfunden werde, die Kirche seit der Reformation nicht bloß in sich aufgenommen, sondern völlig verschlungen hätte, und daß die Geistlichen seitdem unter fürstliche Botmäßigkeit gerathen wären, jedoch mit dem Troste, wie dieser Zustand nur einem Provisorium ähnlich sey. Dem Volke endlich hat die Reformation freylich die Last der Abgaben verdoppelt und gefahrvolle Verwicklungen in politische Handel zuwege gebracht; aber dafür dasselbe williger gehorchen gelehrt, und ihm das Evangelium gegen ungerechte Verwaltungen einen bessern Schutz gewährt, wie Konstitutionen und Verträge.

4. Die poetischen Lieferungen für den Almanach, zu denen das nun folgende Gedicht: »Heldenspiegel Deutschlands« von J. F. Müller gehört, haben keinen so ausgezeichneten Werth, daß durch deren Beurtheilung der Raum für diese ohnehin schon sich zu sehr ausdehnende Anzeige beeinträchtigt werden konnte.

5. Prophetischer Traum des Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen, ist ein neuer Abdruck desselben nach einer Original-Handschrift im Archiv zu Weimar.

6. Luthers Schilderung der sittlichen Verderbniß der Deutschen zu seiner Zeit, aus dessen Schriften zusammengestellt vom General-Superintendenten Bretschneider, hat das Interesse der Zusammenstellung von Luthers Urtheilen darüber, und ihrer Ordnung nach den verschiedenen Lastern, worauf sie sich beziehen.

Den zweyten Abschnitt eröffnet:

1. Ueber Protestantismus und Kirchen-Reformation von J. Schuderoff, Superintendenten und Ober-Pfarrer in Naumburg.

Der Verfasser untersucht: a) was ist Protestantismus? b) was hat die Reformation für ihn gethan? c) was hat sie ihm geschadet? d) was ist sie der protestantischen Kirche schuldig geblieben?

Er besorgt in der ersten Erörterung, seine Behauptung, der

Protestantismus als allgemeiner Hang im menschlichen Gemüthe in Gegensatz zu demselben als geschichtlicher Thatsache, sey älter wie die Reformation, werde parador erscheinen. Diese Besorgniß schwindet nun sowohl nach der Abhandlung des Herrn Voigt, wie nach der Ausführung des Recensenten über die Ursprünglichkeit zweyer sich entgegengesetzter Richtungen, die noch von einer andern Seite zu betrachten die bald folgende Arbeit des Herrn de Wette nähere Veranlassung geben wird. Indessen setzt Hr. Schuderoff das Wesen des Protestantismus und der Reformation wieder in etwas ganz anders, wie die früher erwähnten Autoren. Zuerst nennt er den Protestantismus eine Denkart und Denkweise, und weil sie ihm etwas allgemein menschliches ausdrücken sollte, hat Recensent dafür Hang gesetzt. Denn offenbar läßt sich eher von einem der menschlichen Natur allgemeinen Hang, wie von einer solchen Denkweise sprechen. Dieß scheint auch der Verfasser gefühlt zu haben, es wäre denn, er hätte sich selbst widersprochen, wenn er sagt: »als Denkweise be»zeichne er die entschloßne Herzhaftigkeit, gegen alles aufzutreten, »was gewissen, wenn auch nur vermeinten Wahrheiten wider»spricht, und gegen alles zu kämpfen, was nicht mit ihnen zu»sammenstimmt, sondern folgerecht sie untergraben würde.« Zuvörderst muß Recensent bemerken, daß eine entschlossene Herzhaftigkeit keine Denkweise, sondern eine Charakter- und Gemüthseigenthümlichkeit ist. Bevor er aber zergliedert, was in der obigen Bezeichnung weiter Widersprechendes liegt, will er noch eine Probe von der Unklarheit der Ansichten des Verfassers liefern. Ihm sind nicht nur Philosophen geborne Protestanten, sondern auch unter in erweislichen Irrthümern befangenen Menschen gibt es Protestanten. Ferner waren ihm alle Marterer — da doch Märtererthum ein beharrliches Dulden nicht eine entschlossene Herzhaftigkeit zum Kampf bezeichnet — Protestanten, ferner Jesus und die Apostel, weil sie sich gegen die Vorschritte derer sträubten, — vom Sträuben des Heilandes fehlen die Beweise — die ihnen ihrer Ueberzeugung entgegen laufende Ansichten aufdringen wollten. Hiermit ist der Begriff des Protestantismus entweder in ein leeres Nichts aufgelöset, oder es bleibt nur ein einziges Kennzeichen für ihn stehen, nämlich, daß er Oppositionsgeist ist; und dafür werden ihn die Evangelischen kaum ausgeben wollen. Uebrigens wären nach der Bezeichnung des Verfassers die Muhamedaner die ersten und echtesten Protestanten. Ihnen war der Islam das Eigenthümliche, also, wo nicht mehr, doch wenigstens Gegenstand der Ueberzeugung, das Christenthum dagegen Ansicht und Meinung, die ihrer Ueberzeugung entgegen lief, dennoch aber der eigenen Religion gefährlich werden konnte.

Sie hätten daher zuerst vollkommne Befugniß gehabt, sich mit aller Macht den Fortschritten des Christenthums entgegen zu setzen.

Wenn ferner der Verfasser nächst Jesum und den Aposteln auch die Märterer zu den Protestanten in diesem allgemeinen Sinne des Wortes zählt, so wünscht der Recensent, der Raum möchte ihm gestatten, den Unterschied zwischen Märtererthum und enthusiastischem Handeln in ihrem Zusammenhange mit den beyden religiösen Urtrieben Pietät und Begeisterung nicht blos anzugeben, sondern in einer Vollständigkeit zu entwickeln, die, weil sie keine Lücke ließe, vollständig begründete, mithin wahrhaft bewiese. Das Wirken der Pietät ist stets nach innen gerichtet, sie setzt stets sich nur selbst zum Ziel, wenn sie bewußt verfährt. In ihrer religiösen Aeußerung hat sie nur ein Wollen, innerhalb der eigenen Natur mit Verschmähung aller äußern Mittel und Zwischenanstalten, durch die Liebe allein, Gott wesentlich zu machen. Uebt sie auch auf Andere ein religiöses Wirken aus, so geschieht es nie mit Willen, Absicht und Bewußtseyn, sondern aus einem den Andern völlig frey lassenden Triebe, und durch ein ruhiges Walten lassen der eigenen Natur. Denn das Mysterium bestehet darin, daß der Wille, der göttlichen Tugenden theilhaft zu werden, sich vernichtet, in etwas anderes verwandelt, welches nun wie ein Samenkorn durch die geschloßne Genügsamkeit sich alles das von selbst in sich entfalten siehet, was vorher bald eine erhebende, bald die Seele gen Himmel rufende Begeisterung und Sehnsucht war. In politischer Aeußerung will sie nur innerhalb des ihr angewiesenen politischen Gebiets, und nicht in einem andern wirken; denn sie ist überzeugt, daß die Früchte in Beziehung auf andere oder auf den fremden Kreis nur Gott zu beurtheilen und zu reifen vermag. Daher enthält sie sich alles Handelns, und ist nur entschlossen im Leiden. Dahingegen tritt die Begeisterung und Sehnsucht stets hinaus auch in fremde Kreise, und will, je edler sie ist, diese durchdringen und beseelen, ist sie aber unedel, sie beherrschen oder verwandeln. Der Gedanke ist hiermit nur rhapsodisch angegeben, und keineswegs erschöpfend ausgedrückt, aber er erhellet vielleicht manches, was noch über die verschiedene Art des Wirkens Jesu und seiner Jünger, und das des Reformators und seiner Anhänger zu sagen sich Gelegenheit darbieten wird, und er kömmt weiter unten in anderer Beziehung abermals vor. Als Thatsache oder Thathandlung in der christlichen Geschichte pflegt man unter Protestantismus nach dem Verfasser diejenige christliche Denkweise zu verstehen, welche sich im Laufe der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhundert als Gegensatz der starren und steifen Religionsform der Papisten, oder Römischkatholischen gebildet, und bis hieher besonders im nörd-

lichen Deutschland zur Steuer der Wahrheit und des freyen Vernunftgebrauchs in Glaubenssachen erhalten hat. Abgesehen davon, daß eine Denkweise wohl mit einer Thatsache oder Thathandlung zusammenhängen, nicht aber selbst eine solche seyn kann, ist nicht zu übersehen, daß die geschichtliche Erscheinung des Protestantismus nach obiger Angabe abermals etwas von demjenigen abstrakten Begriff des Protestantismus überhaupt, den der Verfasser angegeben hat, Verschiedenes wird. Nach ersterem war er entschlossene Herzhaftigkeit zum Kampfe gegen alles, was gewissen, wenn auch nur vermeinten Wahrheiten widerspricht, und sie, folgerecht genommen, untergraben würde, aufzutreten. Nach letzterem ist er blos eine gewissen starren und steifen Religionsformen entgegengesetzte Denkweise, die auf freyen Vernunftgebrauch in Glaubenssachen drang. Es liegt hierin so viel Unbestimmtes, Unklares und sich Widersprechendes, daß die Zergliederung zu weit führen würde. Nur eins. Man muß sich sehr über den Begriff von Form verstehen, und ihn nicht wenig erhoben haben, wenn man von Religionsformen sprechen will. Geschieht dieß aber, so gibt des Verfassers Ansicht Recht zur Frage: wodurch die der römischen Kirche starr und steif, dagegen die der evangelischen regsam und gefällig sind? oder ob sie gar keine hat? oder wodurch sie sich unterscheiden, ob durch den andern Sinn, den sie ausdrücken, oder durch die größere Regsamkeit und Gefälligkeit?

Ferner gibt dem Verfasser der sonst wohl gehörte Vorwurf: jeder Protestant habe als solcher das Recht, auch gegen den andern Protestanten zu protestiren, und daher sey ewiger Krieg und Streit unter den protestantischen Bekenntniß-Verwandten unvermeidlich, Anlaß zu der Erklärung: dieß, auch wenn es alle Augenblicke nöthig würde, wäre mehr werth, als das alles Weiterstreben hindernde, alle wahre Ueberzeugung und freye Einsicht untergrabende, und alles Wissen nothwendig verflachende Beruhen bey einer als unantastbares Heiligthum gegebenen unverändert fort zu erbenden Kirchenlehre. — In den meisten dieser Worte liegt eine Fülle von Verdunkelungen, deren Aufhebung eine endlose Arbeit seyn würde. Recensent bedauert, nicht bey dem stehen bleiben zu können, wozu das Wort Weiterstreben allein Anlaß gibt, welches wie alles Uebrige beweiset, daß der Verfasser in keinem Stücke mit sich vollkommen einig ist. Gibt sich denn wirklich der Protestantismus mit Ausschließung alles Glaubens für eine bloße Religion des Verstandes aus? In den vortrefflichsten Beyträgen zu diesem Almanach, deren Anzeige noch folgen wird, geschiehet es wenigstens nicht. Der Begriff des Glaubens schließt den des Weiterstrebens jedesmal aus, und der des Weiterstrebens vernichtet den des Glaubens. Alles Weiter-

streben bezeichnet eine Entfernung nicht blos in der Welt der sinnlichen Erscheinungen, sondern auch im Geistigen. Selbst wenn von Gedanken die Rede ist, läßt sich ein Weiterstreben wenigstens nicht ohne momentane Entfernung denken. Die Rückkehr zu dem verlassenen Gedanken und seine festere Begründung durch die Ausbeute, die im momentanen Weiterstreben gewonnen worden, ist möglich. Unbedingt darf also auch hier das Weiterstreben nicht seyn, noch weniger beym Glauben, der das eigentlich Unverlaßbare bezeichnet. Denn wenn der Protestant an das Evangelium glaubt, so kann er zwar auch Notiz nehmen vom Mohammedanismus, von der Religion der Juden u. s. w., und daraus Belehrung schöpfen; aber er verläßt dann das Gebiet der religiösen Existenz, was der Mensch überhaupt öfter thut, und er kann dieß vollbringen, ohne sich religiös vom Evangelium zu entfernen. Wenn er aber als protestantischer Glaubens- oder Bekenntniß-Verwandter — denn der Verfasser scheint keine protestantische Glaubensverwandte anerkennen zu wollen, weil er nur von Bekenntnißverwandten spricht — außer dem Evangelium auch nach dem Islam und der Religion der Juden weiter strebt, so entfernt er sich wesentlich und religiös vom Evangelium. Es gibt daher in Glaubens- oder Religionssachen durchaus kein Weiterstreben, keinen Fortschritt, sondern nur ein tieferes Streben nach Innen. Dieß ist allemal das, was in der Religion schon vorhanden war, daher muß — was hier auch nur als allgemeine Andeutung mit Ausschluß dessen, was besondere Verhältnisse motiviren, gelten mag — die wahre Reformation mit der vollesten Anerkennung alles dessen, was mit der Religion in der Zeit des Reformirens gegeben ist, des Todten und des Lebendigen, des Echten und des Falschen, des Gesunden und des Kranken anheben, und würde, so lange ihr Wirken ein reingeistiges bleibt, das keiner weltlichen Nothwendigkeit zu weichen einen Zwang fühlt, erst dasjenige im Einzelnen verwerfen dürfen, woran alle Bemühungen, es wieder zu beseelen und in eine Beziehung mit dem Geiste des Ursprungs zu stellen, gescheitert wären, so daß es sich als wirklich todt und unwahr, als wahres zu vertilgendes Gift dargestellt hätte, recht wie auch im menschlichen Organismus das ein Gift ist, was keiner Assimilation mit seinem ursprünglichen Typus mehr fähig ist, sondern das jedes von ihm berührte Organ tödtet. Uebrigens nennt der Verfasser ein verflachendes Beruhen bey einer unverändert fort zu vererbenden Kirchenlehre als den Gegensatz des Fortschreitens und Weiterstrebens. Aber ein solches Beruhen, wenn es einen Sinn haben soll, könnte nur eine Apathie, eine geistige und religiöse Regungslosigkeit, den Tod selbst bedeuten. Dieses nun ist theils

16

ganz verschieden von dem tieferen Streben nach Innen im Glauben und in der Religion, theils kann es der römischen Kirche nicht vorgeworfen werden, denn ihre Mysterien und Dogmen waren in steter Bildung begriffen, theils wird ihr die Entfernung von ihrem ursprünglichen Princip vorgeworfen, dieß ist ja wieder gerade das Gegentheil vom Beruhen. — Uebrigens kann auch das tiefere und beharrliche Streben nach Innen keine Wissenschaft verflachen; ein unbedingtes Weiterstreben kann diese Wirkung weit eher hervorbringen.

Der Ansicht von steifen Religionsformen und trägem Beruhen bey einer alten Glaubenslehre im Katholicismus bleibt übrigens der Verfasser treu, denn er schildert den Protestantismus zuletzt als einen Kampf gegen jene Bequemlichkeit, die es vorzieht, bey einem stehenden Glauben zu verharren, und behauptet, sein Name müsse so lange bleiben, bis die entgegenstehende Partey (nicht Kirche) durch Wort und That unzweydeutig dargethan habe, sie sey von ihren schlecht begründeten Anmaßungen zurückgekommen, sie protestire mit den Protestanten gegen alles fremdherrische Ansehen in Religionssachen, wolle frey seyn, und niemand, als Gott und seinem Wort unterthan, der ursprünglichen evangelischen Gemeine angehören.

In Beziehung auf die Frage zu b. schreibt der Verfasser dem Protestantismus vorzugsweise die Wohlthaten zu, nämlich Unabhängigkeit von einem geistigen Gewalthaber, die Gründung eines bestimmten Kreises im wirklichen Leben, innerhalb dessen sich der Protestantismus nach allen Richtungen hin bewegen konnte, und die Gewährung der Hoffnung zu einer der Idee der Kirche gemäßen Verfassung derselben in der sichtbaren Welt. Recensent muß sich auf diese bloße Angabe beschränken, kann jedoch nicht umhin, eine sonderbare Vorstellung des Verfassers von den Wirkungen der Idee mitzutheilen. Sie soll, einmal in's Leben getreten, nicht wieder zurück können, sondern ins Unendliche fortwuchern. Das letztere wäre keine erfreuliche Eigenschaft der Idee.

Die zu c. erwähnten Nachtheile der Reformation setzt der Verfasser darein, daß sie der Kirche Abhängigkeit von Staat und Unterordnung unter das Staatsoberhaupt und dessen Regierung brachte, daß sie die sichtbare Kirche nicht sorgfältig genug von der unsichtbaren unterschieden, wodurch sie der Verfassung beraubt worden, endlich daß sie derselben ihr eigenthümliches Gesetzbuch entzogen, und sagt, »mit einem: die protestantische Kirche liegt im Argen, und hat dermalen eine gar jämmerliche Gestalt, die sie jedoch, so gewiß Gott lebt, nicht behalten wird, und nicht behalten kann.« Das meiste, was in diesen Abschnitt namentlich

über die Herabwürdigung der Kirche zur Polizeyanstalt, über die Entziehung des selbstständigen Eigenthums, über ihre Vernichtung als wahrhafter Körper, und ihre Abhängigkeit von Finanziers, Juristen und Präsidenten oder Minister sagt, stimmt ganz mit den Ansichten des Recensenten, ist aber in den nachfolgenden Aufsätzen des Herrn Dr. de Wette auf eine weit würdigere Weise betrachtet worden. Was endlich die Reformation schuldig geblieben, entspricht dem Obigen in den meisten Stücken. Der Verfasser verlangt zuvörderst völlige Gleichstellung aller drey christlichen Kirchen, nämlich auch der griechischen, überzeugt, daß dieß am glücklichsten und frühesten zur Vereinigung aller führen werde. Dazu erfordert er Selbstständigkeit, Verfassung und zweckmaßige Vertretung und Gesetzbücher, indem er bitter über den dermaligen trostlosen Zustand seiner Kirche klagt. Dieß sind so reichhaltige, so wichtige und so an das Gebiet der Politik streifende Materien, daß Recensent sich alle Aeußerungen über sie, die nicht kurz seyn dürfen, entsagen muß.

Zum Schluß legt der Verfasser sein Bekenntniß dahin ab, wie er glaubt: nur aus inniger Vereinigung der wahren Gottes-Gelahrtheit mit der äußerlichen festen Verfassung der Kirche könne ihr Gedeihen kommen, und die Hülfe müsse und werde von Preußen ausgehen. Er sagt bey dieser Gelegenheit manches Gute, aber das Unbestimmte, welches nach den gegebenen Proben überall in seinem Ausdruck liegt, so daß ein und derselbe Satz oft verschiedene sich ganz widersprechende Gedanken enthalt, thut ihm auch hier Schaden. Er scheint zu den Männern zu gehören, die mehr eifern und wirken, wie die gegebenen Gegenstände klar machen wollen.

2) Ueber den Verfall der protestantischen Kirche in Deutschland, und die Mittel, ihr wieder aufzuhelfen, von Dr. W. M. L. de Wette. — Es muß wohl thun, nach den bisher angezeigten Beyträgen einen Aufsatz wie den vorliegenden zu lesen. Dieses Urtheil fließt nicht aus einer Uebereinstimmung der Ansichten des Verfassers mit denen des Anzeigers (auch hat letzterer Herrn de Wette's neuerlich geäußerte religiöse und politische Ansichten hier nicht zu berücksichtigen), sondern aus andern Gründen. Zuförderst spricht sich in der Schrift nicht Eifer für den Protestantismus allein, sondern Ernst mit der Religion und mit den Gegenständen der Religion überhaupt aus. Demnächst verweilt der Aufsatz bey einem bestimmten Gegenstande, so daß, wenn die geschichtlichen Darstellungen die Ansichten gegebener Erscheinungen, und die Vorschläge zum Bessern auch selten frey bleiben von Willkürlichkeiten, sie doch nie bloße Einbildungen werden.

Daß der Verfasser ausschließlich von der evangelischen Frey-

heit spricht, ist schon früher berührt worden, und soll daher hier nicht weiter erwähnt werden. Aber S. 318 sagt er, freylich in anderer Beziehung, nämlich um die Beachtung des Geschichtlichen zu empfehlen: indem wir uns des Göttlichen in uns bewußt werden, und hohes Vertrauen uns durchglüht, fühlen wir zugleich unsre Abhängigkeit in frommer Demuth; aber aus dieser innern Quelle kann die religiöse Ueberzeugung allein nicht fließen, auch von außen muß sie uns im lebendigen vollen Bilde entgegentreten, das Innere sich am Aeußern entzünden und befruchten. Weder die innere Offenbarung Gottes im menschlichen Gemüthe, noch die Offenbarung in der Geschichte darf verachtet werden. Allem diesem, was einen ganz verschiedenartigen Inhalt ausspricht, pflichtet der Recensent vollkommen bey, nur versteht er es wahrscheinlich anders wie der Verfasser. Den erstern Satz nämlich bezieht er auf die beyden ursprünglichen Quellen aller Religiosität überhaupt, Frömmigkeit und Begeisterung, oder, um einmal andere Worte zu brauchen, Demuth und Erglühen, Pietät und Erleuchtung. Auch Herr de Wette gibt diese beyden Träger aller Religiosität zu, jedoch vielleicht, ohne, wie Recensent von sich rühmen kann, sie zu einem Gegenstande so vieljähriger Betrachtung gemacht zu haben, daß er im Stande wäre, eben so wohl ihre noch tiefere Begründung, wie ihre Aeußerung in noch unzählig vielen andern Formen nachzuweisen. Wenn er sich aber auch in so weit mit dem Verfasser über selbige verstehen sollte, so muß er doch ihr gleichzeitiges Beysammenseyn abläugnen; daß jedoch auch über diese Abläugnung kein Irrthum entstehe, will er an eine Erörterung anstreifen, welche vielleicht die tiefsinnigste in der ganzen Philosophie und Theologie ist, nämlich die von der Wahrheit überhaupt. Fichte nannte Wahrheit das, dessen Gegentheil unmöglich ist. Aber auch dieser Begriff ist nur unter Bedingungen wahr. Denn es läßt sich eben so gut sagen, Wahrheit sey das, dessen Gegentheil möglich sey. Nur wer das letztere thut, wer die Zuläßigkeit mehrerer Wahrheiten einsiehet, dem entspringt unwillkürlich die Ueberzeugung von nur einer Wahrheit. Der dialektische Beweis läßt sich in aller Kürze führen. Behaupte ich die Möglichkeit mehrerer Wahrheiten, so mache ich eine Behauptung, deren absolutes Gegentheil ich zugebe, dieses Gegentheil aber ist: daß es nur eine Wahrheit gibt. Darum kömmt der nie zu Stande, der bey der Behauptung nur einer allgemeinen Wahrheit anhebt; er muß mit der Behauptung mehrerer Wahrheiten anfangen. Eben so ist es mit dem Beweise. Ist die Möglichkeit mehrerer Wahrheiten bewiesen, so ist auch das Gegentheil davon, die eine Wahrheit bewiesen. Dieß hat außer dem dialektischen noch einen tiefern und wesentlichen Grund,

den nur in der Verbindung mit der Theologie die Philosophie aufzufinden vermag. Die Erkenntniß derjenigen Wahrheit aber, deren Gegentheil nicht möglich, ist nur die Hervorbringung der menschlichen Freyheit, Willkür und Erkenntnißkraft. Weil nämlich jedes Ding aus tiefern, nur mit dem Beystand anderer Wissenschaften zu entwickelnden Gründen, zugleich sein eignes Gegentheil ist, und der Philosoph die eine Natur desselben mit Ausschluß der andern zu erkennen begehren kann; so erschafft er sich abwechselnd die eine, abwechselnd die andere Erkenntniß desselben, und weil er bey einer jeden die entgegengesetzte ausschließt, so ist ihm die wahre, die für seinen jedesmaligen Zweck begränzte, deren Gegentheil er mittelst der durch ihn selbst vollbrachten Begränzung unmöglich gemacht hat. So möchte es sich wohl mit der Demuth und mit der Glut der Erleuchtung verhalten. Dem Philosophen in höherer Beziehung, dem Theologen jenseit unsers getheilten zeitlichen Daseyns möchten sie wohl sich als eins offenbaren können; hier aber wird uns ihre wahre Einheit nur dadurch kund, daß jede von beyden zugleich ihr eigenes Gegentheil ist, und wir zwar beyder aber ihrer nie zugleich theilhaft werden können, indem, so bald wir dieß wollen, uns beyde verloren gehen. Recensent verschweigt an diesem Orte alles, was er aus dem hiermit entdeckten Verhältniß ableiten möchte, um auf die Folgerung des Verfassers aus seinem Satze auf die nothwendige Offenbarung im Aeußern überzugehen. Nichts ist dem Recensenten mehr Bedürfniß, als nicht nur die sichtbare Erscheinung, sondern auch das wesentliche Daseyn der Offenbarung; die Worte des Verfassers wollen ihm aber keine andere Ausbeute als nur einen Reflex derselben gewähren, und nach dem Wesen sucht er umsonst, nach demjenigen Wesen nämlich, welches der Verfasser selbst außer dem Empfängniß der Demuth, und der Erleuchtung noch für nöthig erachtet. Auch dieß ist wieder ein schwer zu erschöpfender Gegenstand, und das Ziel möchte weder hier noch in unserer Zeit schon zu erreichen seyn. Denn, nachdem der Verstand dasjenige im Gebiet des Religiösen verdorben hat, was Herr de Wette selbst rügt, und woraus er in völliger Uebereinstimmung mit dem Recensenten die Folge herleitet, daß nach seiner Erhebung er selbst wieder aus sich selbst zur wahren Erkenntniß seiner wird kommen müssen, dürfte erst eine große Aufgabe der Philosophie zu Stande kommen müssen, ehe es möglich scheint, nicht dem Gläubigen, sondern dem nach Einsicht Durstigen nur eine Ahnung von dem wahren Wesen jenes Geheimnisses zufließen zu lassen. Vielleicht aber ist eine Begegnung des Verfassers mit dem Recensenten in der Richtung nach jenem Ziele möglich, wenn ein Blick auf seine Ansicht vom Superna-

turalismus geworfen wird. Diesem wirft der Verfasser vor, er verlange, man solle glauben, die Materie sey nicht Materie, der Mensch nicht Mensch, das Zeitliche nicht zeitlich, weil er behauptet, die göttliche Offenbarung sey im Fleische geschehen. Es ist aber wirklich so. Vollkommen, wesentlich, theologisch läßt sich dieß nur begreifen durch die Einsicht in unser getheiltes zeitliches Daseyn, welches in der Sprache der Mystik wohl der Sündenfall heißt, und in die Erlösung vom Uebel durch den Sohn Gottes, philosophisch aber daraus, daß jedes Wesen sein eignes Gegentheil darstellt, und als solches zu ergreifen ist. Dieses Ergreifen ist nicht blos subjekte Willkür, innere Einbildung ohne Realität, sondern Begegnen einer subjektiven Kraft mit etwas Wesentlichem in der ganzen Schöpfung. Auch die Religion vermag als ihr eigenes Gegentheil, als Natur, und die Natur als ihr eigenes Gegentheil, als Religion, aufgefaßt zu werden. Letzteres Problem haben bereits die Mystiker gelöset, ersteres stehet uns noch bevor, und wird hoffentlich durch die große Arbeit, in welche sich Schelling seit lange vertieft, wo nicht vollbracht, doch herrlich vorbereitet werden; denn von dem eigentlichen und wahren Wesen seiner Wissenschaft enthalten die bisherigen Naturphilosophien noch zu wenig. So lange dieß nicht klar geworden, mag die Behauptung, die Religion könne auch als Natur aufgefaßt werden, die Frommen und Heiligen mit Recht erschrecken. Sie ist aber auch nicht für diese, sondern für die nach Einsicht Durstigen niedergeschrieben, und nur durch einige Anführungen will Recensent suchen, diesen näher zu treten. Gibt es nicht Gemüther, deren ganze Natur religiös, und andere, deren Religiosität Natur ist? — Viele übersetzen die ganze Natur in Göttliches, in Erscheinungen aus dem Himmelreich, z. B. die Mystiker, in denen das höhere heilige Bewußtseyn stets gegenwärtig bleibt. Andere wissen gar nichts von den göttlichen Offenbarungen, und sind durch und durch Andacht und Frömmigkeit, wie z. B. Kinder, wenn sie von Aeltern, die einen frommen Lebenswandel führen, so erzogen werden, daß sie nicht durch Worte und Ermahnungen, sondern durch das, was sie sehen, und durch die Natur der Welt, in der sie leben, dergestalt zu wahren Sinnbildern der Frömmigkeit und Andacht werden können, daß ihre Erscheinung den Weltmenschen oft als etwas entgegen tritt, wovor alle nichtigen Triebe verschwinden, das mit Heiligkeit erfüllt, und eine göttlicher Offenbarung ähnliche Kraft ausübt. Irreligiös kann man solche Kinder nicht nennen, eine unbewußte religiöse Anlage muß man ihnen zuschreiben, und wo diese vorhanden, da ist die Religiosität Natur, weil hier Bewußtlosigkeit und Natur zusammen fallen. Denkbar wäre daher auf diese Weise die Reli-

giosität als Natur. Recensent will noch etwas anders anführen. Gott hat doch eben sowohl, wie das Reich Gottes — nach der Sprache der Mystiker — keinen abgegränzten Locus, also muß er überall seyn, und daher findet ihn der, dessen Religiosität Natur ist, überall in der Natur, selbst im todten Stein mittelst der Liebe; der, dessen Natur religiös wie der Mystiker in der Erscheinung, nicht so, daß er es hineinträgt, noch daß es ihm ein Reflex ist. Alles, was Jakob Böhme geschrieben, ist ein ewiger Jubel darüber, daß das Reich Gottes nichts fern Liegendes, sondern daß seiner ganzen Fülle nach es in jedem, auch dem schlechtesten Stoff gegenwärtig, und, wohl zu merken, verschiedenartig zugegen sey, so daß es kein Hinübertragen einer subjektiven Einbildung, sondern das Begegnen einer subjektiven Kraft mit einem wesentlichen Daseyn statt findet. So ist jede Materie ihr eigenes Gegentheil, vom Göttlichen durchsogener Stoff, und rohes Sediment. Wer nun ersterem ausschließlich sich hingibt, mischt keineswegs, wie der Verfasser behauptet, Göttliches und Irdisches, vielmehr sondert er es, und erfährt nur, daß man ihm unterschiebt, er bete dasjenige an, was er von seiner Anbetung ausgesondert habe. Dieß ist keine Doktrin, dieß ist keine Entwicklung, es sind nur Andeutungen, die ein mögliches künftiges Verständniß vorbereiten sollen. Daher verläßt Recensent die ganze hier anzuknüpfende Kette von Entwicklungen dessen, was der Religiöse selbst hat, für den nach Einsicht begehrenden und Beweis verlangenden Forscher, und will nur noch bemerken, daß auch hier sich ein Ergreifen im Wesen und in der Erscheinung, oder mit der Demuth und der Erleuchtung freylich in der Verwandlung zu etwas andern darbietet. Aber sie hängt auch mit einer Doppelheit zusammen, die das ganze Universum durchdringt, und in jedem Moment, jedem Pulsschlag seines Lebensganges sich äußert.

Doch nach diesen Versuchen, ein gemeinsames Verständniß vorzubereiten, zur Anzeige des Inhalts der Schrift selbst. Sie enthält eine Darstellung des Wirkens Luthers, und der bald nach ihm sein Werk zerrüttenden und entkräftenden Ereignisse und Einflüsse. Der Verfasser sagt bey dieser Gelegenheit sehr viel Gutes, das aber nach des Recensenten Ansicht oft wahrer in seiner Allgemeinheit, wie in seiner Beziehung auf die protestantische Kirche und Theologie ist. Die Anerkenntniß der zu großen Vernachläßigung des Geschichtlichen, der nachtheiligen Einwirkungen des Rationalismus und philosophischen Kriticismus, der aus dem Kanzelvortrag verschwindenden wahren, einfachen und unschuldigen Frömmigkeit, der Behandlungsweise der Religion auf den Schulen, der Gleichgültigkeit, mit der selbst Theologen für die Juden in die Schran-

ken treten, und ihnen das christliche Bürgerrecht erkämpfen wollen, zeigen überall von einem wahren Ernst, obwohl, wenn von einem Durchblicken der Gegenstande die Rede ist, Recensent manches erinnern möchte. Ganz vorzüglich günstig aber zeigt sich der Verfasser in der Beurtheilung der Mittel, mit denen man der Kirche wieder aufhelfen will, und erkennt in ihnen die schlimmsten Zeichen ihres krankhaften Zustandes, weil es mehrentheils äußere Mittel sind, zu denen man greift, die Kirche aber alles untergraben muß, was ihr von außen gegeben wird, und nicht ihrem eigenen, wahren lebendigen Geiste entkeimt. Bibelgesellschaften, planloses Hin- und Herlesen in der Bibel, philosophisches Begriffswesen, außere Erhohungen der Wirkungen des Gottesdienstes, die ihn nur zum Reizmittel machen, gleich den mit Rührungsmitteln versetzten Dramen, Erhöhung des Ranges und der äußern Ehre für die Geistlichen würdigt er gehörig, eben so, wie er richtig vollkommen zu erwägen gibt, wie wenig eine Verfassung und Repräsentation der Kirche, so wie eine Ausstattung derselben mit Vermögen leisten könne, wenn der innere Geist mangle. Kurz, man sieht, dem Innersten seines Gemüths nach ist der Verfasser ein Feind aller der Täuschungen, in welche sich die Zeitgenossen nur zu leicht verlieren, und da ihn — was nicht genug zu schätzen ist — sein Naturell überall auf das Richtige hinleitet: so wäre ihm nur mehr Ruhe der Betrachtung zu wünschen, damit er sich im Eifer nie so verliere, daß er seinen eigenen Behauptungen wieder untreu werde. Weiterer Beurtheilung enthält sich Recensent; eins jedoch muß er noch herausheben. Alle bisher angezeigten Beyträge legen ein Bestreben an den Tag, das Wesen des Protestantismus anzugeben. Gewiß ist dieß sehr wichtig, und Vereinigung darüber nothwendig. Dennoch haben die gelieferten Anzeigen nicht nur Abweichungen, sondern auch oft völligen Widerspruch der Ansichten darüber gezeigt. Mit jeder neuen Charakteristik desselben hat sich auch eine abweichende Ansicht entwickelt, und Hrn. de Wette's Schrift, wenn sie von mancher frühern Abweichungen enthält, die zuläßig seyn mochten, drückt mit der des Herrn Schuderoff einen entschiedenen Widerspruch aus. Dieser sagt S. 259: »da durch Luthers und seiner Gehülfen Einschreiten der große Riß in die Einheit des christlichen Bekenntnisses deutscher Nation geschehen war.« Diese Worte können kaum einen andern Sinn haben, als daß Luther einen Riß in die Kirche gemacht habe. Herr de Wette dagegen sagt: »Nur die Päpstler sehen in Luthers Beginnen Schisma und Ketzerey, und geschichtlich wahr sey, daß nicht Luther

»den Riß in die Kirche gemacht, sondern die Päpstler.« Es ließe sich zwar wohl ein übereinstimmendes Verständniß dieser Behauptungen vermitteln, aber die wahre Aufhellung des Gegenstandes dürfte nur in einem andern Wege möglich seyn, als dem des Stehenbleibens bey dem bloßen Gegensatz. Die drey Gedichte, mit denen dieser Jahrgang des Almanachs schließt, werden wieder übergangen, um schneller zu dem für das Jahr 1819 übergehen zu können.

Der historische Bildersaal desselben enthält biographische Skizzen von Ulrich Zwingli, Oekolampadius, Karl V., Leo X., Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Anna Reinhart und Regula Zwingli, nebst Handschriften aus der Stiftsbibliothek zu Zürich. In der Vorrede wird von ihnen gesagt, daß sie nur als nothwendige Beygabe für solche Leser zu betrachten wären, die in der Reformationsgeschichte nicht bewandert sind, und sich eine anspruchslose Belehrung gefallen lassen. Dieß, und die bekannte Verschiedenheit der Ansicht über mehrere der genannten geschichtlichen Personen, endlich die nur bey wichtigen und gründlichen historischen Arbeiten vorhandene Nothwendigkeit sorgfältiger Prüfung und weiterer Forschung, gestatten es, sich mit dieser bloßen Anzeige zu genügen, und sogleich zur ersten Abtheilung zu wenden, welche enthalt:

1. Kurze Geschichte der Bildung der reformirten Kirche und ihres Lehrbegriffs, von J. F. Möller. Erster Abschnitt. Ulrich Zwingli, der erste Reformator der Schweiz.

Der Verfasser hat bey dieser Schrift fürs erste die Schweiz, und was ihr zunächst liegt, ins Auge gefaßt. Er thut gleich anfangs einen sehr richtigen Blick in die besondere, mit eigenen Schwierigkeiten verbundene Natur, welche der Lösung seiner Aufgabe aus dem Verhältniß der schweizerischen Republiken gegen einander erwachsen. Es sind ähnliche, aus welchen, in nur noch weit höherem Grade, die Geschichte des deutschen Reichs zu schreiben, eine viel schwerere Arbeit ist, wie die eines jeden andern Reiches. Der hier gelieferte Abschnitt beschäftigt sich mit Ulrich Zwingli, nicht ohne Vorliebe für diesen, aber nicht mehr, als es seyn muß. Denn, wenn es nicht die objektive Darstellung der Begebenheiten ist, in der sich der Charakter einer darein eingreifenden historischen Person vorzüglich rein entfalten läßt, weil er nie ganz dem Licht entzogen werden kann, welches aus den einzelnen Ereignissen auf ihn zurückfällt, sondern von seiner Persönlichkeit ausgegangen wird, der sich die Begebenheiten anreihen; so muß der Biograph von einer gewissen Vorliebe ausgehen, die sehr zu unterscheiden ist von einer unbedingten Idolatrie seines Helden. Denn sie darf nur darin bestehen, daß sie dessen beste und schönste

Seite auffaßt, von der, weil einmal kein Mensch vollkommen ist, die Abweichungen als seine Fehler aufzufassen sind. So nur hält ein Lebensbeschreiber seinen Gegenstand als etwas Positives, als eine wirkliche Erscheinung zusammen, deren Entwicklung er fähig ist! Dagegen hebt sie allemal derjenige auf, in dem eine gewisse Abneigung gegen einen historischen Charakter vorwaltet, wie auch ein solcher zu jeder Zeit vieles mißverstehen wird. Denn es ist ja bekannt, daß die Liebe jedes Verständniß vermehrt, wo hingegen der Widerwille dasselbe verschließt. So hat sich der Verfasser bey seinem Lobe Zwingli's fortwährend der Unpartheylichkeit beflissen, zugleich auch seiner Arbeit eine klare und angenehme Darstellung und Schreibart zu geben gewußt. Es muß die Geschichte, die er zu behandeln hat, ihn natürlich in eine doppelte Opposition stellen, gegen die römische Kirche und gegen das strenge Lutherthum; auch behauptet er wirklich, daß Zwingli beym ersten Auftreten schon eine größere Masse von Wahrheiten ergriffen hatte, wie Luther. Dabey kann sich jedoch die Kritik, der Natur des Gegenstandes nach, gerade hier nicht aufhalten, ohne Controvers zu werden, und dennoch muß ihr wahres Verfahren stets Anschließen an den Gegenstand seyn, mit dem sie sich beschäftigt. Dieserhalb gibt die vorliegende Arbeit zu einer andern, der Kette der hier entwickelten Ideen sich enger anschließenden Betrachtung Anlaß, nämlich über die Art und Weise, wie das Urtheil in Ansehung der damaligen dreyfach verschiedenen Darstellung des christlichen Princips zu stellen ist, etwas, wie dem Recensenten däucht, bis jetzt völlig Vernachläßigtes, wobey es besonders auf zweyerley anzukommen scheint. Beyde Kirchen nämlich, die römische, und die der beyden vereinigten evangelischen Konfessionen, bestreiten der andern das Recht, sie beurtheilen zu können. Die Gründe, aus denen es die römische thut, lassen sich auf den des Abfalls zurückführen, die der protestantischen, auf den des Mißbrauchs und der Entstellung des wahren Christenthums, ein Vorwurf, der ihr von jener retorquirt werden kann, wie bey allen Meinungsverschiedenheiten jeder Theil sich für den hält, der im Rechten ist. Wenn man Verschiedenes für gleich hält, so wird jeder Streit verwickelt, ja unauflöslich. Man muß also unterscheiden, und dann haben, ganz von Außen angesehen, beyde Kirchen das gemein, daß jede die wahre seyn will, und die eine der andern vorwirft, das Wahre entstellt und entheiligt zu haben, wogegen letztere die erstere beschuldigt, daß sie das Wahre entstellen und entheiligen wolle. Offenbar aber tritt der römischen Kirche eine Beschuldigung zur Seite, welche ihre Gegnerin ihr nicht zu erwiedern vermag, nämlich die des Abfalls, weil das dagegen zu Behauptende, die Entheiligung schon in dem obi-

gen Vorwurf enthalten ist. Wird hiedurch das Urtheil erschwert, so geschieht es noch mehr dadurch, daß dem Wesen der Religion nach — denn es gibt ja keine Religionsfreyheit — in Religionssachen das Urtheil schweigen, und der Glaube, oder nur eine von ihm getragene, stets im Umfange seiner Unterlage bleibende Erkenntniß sprechen darf. Denn der Glaube schließt alles, was außer ihm liegt, dem Wesen nach als Wahrheit aus, und legt ihm nur die Wahrheit und Gültigkeit der Erscheinung bey. Der Glaube aber glaubt nicht an die Erscheinung, sondern hat die Eigenthümlichkeit, seinen Gegenstand, auch wenn er Erscheinung ist, für sich in Wesen zu verwandeln. Dadurch ist er weniger, wie der Verstand, und zugleich mehr Er vermag nie zur Freyheit zu gelangen, zweyerley werden zu können wie diese der vom Glauben getragene Verstand besitzt. Denn diesen hindert nichts, sein Fundament des Glaubens zu durchschauen, und es in dieser Durchschauung vollkommen zu besitzen. Er genießt aber zugleich das sich in absolute Freyheit verwandelnde Vermögen, über die Gränzen jener seiner Basis seines Eigenthums hinaus zu gehen, und sich Wesentlichkeit außerhalb derselben zu suchen. Diese hat offenbar einen andern Charakter. Denn, wenn sie im Verstand, einem hohen Geschenk, welches dem Menschen geworden ist, Vollständigkeit gewinnt; so wird ihr hiemit auch dort Wesenheit zu Theil, die wir, zum Unterschiede von jener, nothwendig Wesentlichkeit der Erscheinung nennen müssen. Alle Wesentlichkeit ist absolut, und trägt den Charakter der Absolutheit an sich. Wie der Glaube absoluter Glaube, so ist jene Erscheinung absolute Erscheinung, und die Kraft dieß zu seyn, nämlich sich in der Erkenntniß und Einsicht begründen zu können, gibt ihr die Wesenheit. Wollte sie Glauben werden, so fiele sie in das erstere Gebiet zurück, gäbe ihre Eigenschaft als Erscheinung zurück, und träte zu der wesentlichen Erscheinung in ein anderes Verhältniß, nämlich sie entsagte ihrer Wesentlichkeit als absolute Erscheinung und Erkenntniß, und nähme die Wesentlichkeit des Glaubens an, die in sich absolut ist, aber die Kraft zuläßt, von der auf ihrer Unterlage stehenden Einsicht durchschaut zu werden. Der wesentlichen, der absoluten Erscheinung stellt sich aber die unwesentliche oder unvollständige entgegen, oder die Einbildung. Diese tritt in eine Beziehung bald zur wesentlichen Erscheinung, bald zum wesentlichen Glauben, kann weder jener noch diesem die wahre Wesentlichkeit, d. h. Absolutheit oder Vollständigkeit geben, weil sie selbst nicht wesentlich ist. Ihr wird der Glaube, so wie die Erscheinung Einbildung, und sie ist die Grundlage des Glaubens und der Verstandesschwärmerey. Ihr Dazwischentritt macht das Verhältniß zwischen Glauben und Einsicht oft unklar. Denn wie der Glaube nicht

selten ihr Produkt mit dem der wahren Einsicht verwechselt, so thut es umgekehrt der Verstand oft mit ihrem Produkt und mit dem des wahren Glaubens. Geschieht dieses, haben der kämpfende Glaube und die kämpfende Vernunft jedes virtuell einen andern Inhalt ergriffen, nämlich nicht den wesentlichen ihres Gegensatzes, sondern den unvollständigen nur in der Einbildung vorhandenen; so muß ihr Streit so lange unauflöslich bleiben, als der obige Unterschied nicht entwickelt ist, der durch das ganze Daseyn geht, nicht bloß durch das menschliche, sondern auch durch das gesammte der Natur, deren gegenseitige Wesentlichkeit sich hierin stets begegnet, und der sonach abermals der Grundidee entspricht, von der diese ganze Anzeige ausgegangen ist, von zweyen Kräften in der Religion und in der Natur, in jener die Demuth und Wesentlichkeit gegenüber der Erleuchtung und Erscheinung, in dieser die Fertigbildung zu einem geschloßnen Daseyn, und die Vorausbildung zu einem neuen, die stets eins sind, und nie getrennt werden dürfen, denn ihre Trennung ist der Tod.

Nun zur Anwendung. Dieser Urgrund alles Unterschiedes und aller Identität darf nicht unbeachtet bleiben bey der Betrachtung der beyden Kirchen, und leidet seiner ursprünglichen Zwiefachheit wegen wieder eine doppelte Benützung, deren jede ein gleiches Resultat liefern würde. Recensent könnte sagen, die sich auf den Glauben fußende Kirche entbehrt der Freyheit, demjenigen, was außerhalb der Gränze ihres Gebiets entsteht, ihre Wesentlichkeit, die des Glaubens nämlich, beyzulegen. Sie muß also ihrer Natur nach solche nur für eine Wesenheit der Erscheinung gelten lassen, um so mehr, da ihr die neue Kirche sich als eine darbieten muß, welche mit der Kraft der Beleuchtung und der Offenbarung des Geistes, deren verschiedenartige Natur entwickelt worden ist, über den Kreis des alten die Wesentlichkeit des Glaubens genießenden Fundaments hinausging, sie aber als solche, ihr neues Gebiet, das der Erleuchtung und Erscheinung, erst zu dem des Glaubens zu verwandeln hatte. Unwahr ist dieß nicht, aber es gewinnt seine vollständige Wahrheit erst durch Hülfe dazwischenliegender, hier nicht vorzunehmender Erörterungen, und ungern möchte Recensent eine unvollständige Wahrheit statt einer vollständigen liefern. Er knüpft daher wieder bey der bemerkten Erschwerung des Urtheils über den hier vorliegenden Gegenstand dadurch an, daß er behauptet, es könne Freyheit des Urtheils in Religionssachen nicht Statt finden, und muß, um konsequent zu seyn, erklären, daß er auf eine kurze Zeit etwas zu thun genöthigt ist, was eigentlich nie geschehen sollte, nämlich sich aller positiven Religion entäußern, um den Begriff der Religiosität — welche doch das Fundament beyder Kirchen seyn soll

— zu erhalten, und den Standpunkt der wesentlichen Erscheinung betreten zu können. Denn nur auf diesem findet er die für seine Aufgabe nöthige Freyheit, und ist Herr einer Erkenntniß geworden, die ihm auf dem des absoluten Glaubens versagt blieb. Nämlich der Glaube kann sich nie von sich selbst trennen dürfen dadurch, daß er mit der Erkenntniß etwas anders umspannt als sich selbst. Behauptet also eine von ihm abweichende Religion, das Fundament des Glaubens zu haben, und es ist nicht sein Glaube, so ist in der Unmöglichkeit an jenen Glauben als zweyten Glauben mit Anerkennung zu treten, die Unmöglichkeit gegeben, ihn als Glauben erkennen zu wollen. Nur innerhalb des Gebiets seines Glaubens kann er das Wahre suchen wollen, und er darf nur dort auf jedem Punkt das Todte von dem Lebendigen sondern, wenn er sich reformiren will, eine Sonderung, die ihm allein erlaubt ist durch höhere, mit Demuth und Frömmigkeit zu vollbringende Wiederbeseelung dessen, was ihm noch Heiligkeit hat, ohne daß er zur Gabe der Sonderung mit dem Verstande, oder der Kritik greift. Ist dieß aber der Fall, so darf er mit dieser nach weniger an das gehen, was ihm Erweiterung seines Gebiets der Wesentlichkeit im Glauben, zur Wesentlichkeit der Erleuchtung wird. Er tödtet sich als Glaube, wenn er auch nur auf einen Moment die Wesentlichkeit der Erkenntniß aus der Erscheinung für die des Glaubens nimmt, und sie mit dieser gleich behandelt. Anders ist dies beym Protestantismus. Dieser behauptet von sich, und setzt darin mit der Kraft der Erleuchtung und Erkenntniß seinen Werth, daß er mit einer ihn nicht der Wohlthat des ungetheilten Glaubens beraubenden Freyheit an jedes Wesen treten, und mittelst der Offenbarung seiner Beschaffenheit inne werden könne. So ist denn der römischen Kirche ihrer Natur nach, verboten, das Wesen der protestantischen sichtbar zu machen. Möchte es dem Profanen auch nachgelassen seyn, der Kleriker, der es thut, nimmt durch diesen Schritt das protestantische Princip an. Der Protestant dagegen ist Kraft seines Princips auf das heiligste und bündigste verpflichtet, die römische Kirche nicht a priori zu verwerfen, vielmehr ihr alles beyzulegen, was der wesentlichen Erscheinung im Gegensatz der in der Einbildung begründetem zukömmt, auch unabläßig bemüht zu seyn, sie in ihrer Vollständigkeit und ihrem Wesen nach durchaus und bis in ihren Mittelpunkt zu verstehen, und nichts zu verwerfen, dessen Richtigkeit er nicht durch den Gegensatz zu ihrem eigenen Wesen eingesehen hat. So wäre denn die Befugniß und Verpflichtung des Protestanten, das Princip und wahre Wesen der römisch katholischen Kirche vollkommen zu durchdringen, aus seiner eigenthümlichen Beschaffenheit abgeleitet, ohne daß er Reciprocität verlangen kann. Die Reciprocität könnte nur aus dem Funda-

meist des allgemeinen Menschlichen, und des daraus herzuleitenden etwanigen Rechts begehrt werden. Katholicismus und Protestantismus begründen aber eine Individualität, welche jenes allgemeine Verhältniß alterirt. Es ist wie zwischen Naturen von geringerer und größerer Erkenntnißkraft. Der, welcher sich der letztern rühmt, darf dem erstern nichts entgegensetzen, wenn er ihm sagt: meine Gabe ist beschränkt, ich muß alle meine Kraft zusammen ziehen, um in einem engen Umkreis nicht verworren, sondern hell zu sehen, erweitere ich diesen, so verwirrt sich mir alles und geht ganz zu Grunde. Tadelt dieß nun der, welche sich größerer Erkenntnißkraft rühmt, und der Andere sagt ihm: richte sie erst auf mich, dergestalt, daß du dich vollkommen überzeugst, ich vermag nicht anders zu handeln, wofern ich mich nicht ganz vernichten will; so muß jener solches thun, kraft der Eigenthümlichkeit, die er sich beylegt, hat aber schon deßwegen, und weil er den andern reformiren will, nicht das Recht, ihm zu sagen: nein, erst mußt du mich, den Einsichtsvollern ganz verstehen, demnächst will ich auch einen Blick auf dich werfen. Wenn dieses die erste Betrachtung war, so bestehet die sich ihr anschließende zweyte in Folgendem. Es knüpft sich nicht nur an den inneren Geist einer jeden Sache ein zufälliges Aeußeres, welches auf denselben zurückwirkt, sondern auch dasjenige Aeußere, mittelst dem, und in dem jener Geist sich ausdrücken soll, stellt ihn aus mancherley Gründen nicht immer vollständig dar, bald weil das Aeußere zu hartnäckig widerstrebt, bald weil der Geist nicht stark genug auf dasselbe einwirkt, bald weil Zufälle zwischen beyde treten, oder sich blos willkürlich anheften. So kann es nöthig werden, etwas Aeußerliches von dem Princip und innern Wesen einer Sache zu trennen, um dieses rein zu besitzen. Wie oft, um ein Beyspiel ohne alle Anwendung zu geben, geschieht es nicht, daß die beste Sache Anhänger findet, die auf eine unwürdige Weise für sie wirken, während ein edles Naturell durch einen Zufall für eine schlechtere Sache verpflichtet seyn kann. In diesem Fall muß die Handlungsweise streng von der Sache gesondert, und von keiner ein Schluß auf die andere gemacht werden. Auch dieß wird nöthig, wenn die Erkenntniß den Begriff und das innere Wesen beyder Kirchen klar machen will; hier aber darf keine etwas vor der andern voraus haben wollen. Gibt man der römischen zu, sie konnte, um sich als äußere und ursprüngliche Fundation zu erhalten, aus Bedrängniß zu manchem Schritt genöthigt worden seyn, den sie nach ihrem Princip nicht machen durfte, oder übersiehet man ihr, was auf die Rechnung des Mißverstandes und Mißverhaltens einzelner Unwürdiger im Klerus zu setzen ist; so muß auch der protestantischen manches,

was sie that, in Gemäßheit des Bedürfnisses sich Grund und Boden zu verschaffen, und mancher individuelle Charakterzug ihrer Bekenner im Laufe ihrer Geschichte durchgehen, damit auf beyden Seiten das nothwendige Innere, der Begriff und das Prinzip, vom Zufälligen geschieden werde. Dieß möchte wohl das seyn, worauf ein Reformations-Almanach zuerst und vorzugsweise hinzuarbeiten hätte. Eine Arbeit von der Mäßigung und dem löblichen Bestreben nach reiner Entwicklung, wie die des Herrn Möller, gibt vorzugsweise Anlaß dazu, dieß Bedürfniß auszusprechen.

2) Etwas über die Folgen der Reformation für die Philosophie, von A. H. L. Heeren, eine gelegentliche Rede.

Dieser Aufsatz soll, wie auch schon die Ueberschrift sagt, seine Aufgabe nicht erschöpfen, was er auch nicht könnte, da er nur acht Seiten enthält, viel zu wenig Raum für solchen Gegenstand, innerhalb dessen sich nicht einmal der einzig mögliche ihm zugehörige Standpunkt entwickeln läßt. Denn auch hier ist eine äußere und eine innere Wirkung zu unterscheiden. Jene bestehet in der gewonnenen freyern Befugniß selbst über Gegenstände des Glaubens zu spekuliren, letztere in der größeren Freyheit, mit der die bis dahin ursprünglichen, und in ihren Bedingungen unantastbaren Wahrheiten alle Metamorphosen, deren sie fähig waren, durchmachten. Aber dieß ist eben so wenig unterschieden, wie die Begriffe von manchen der gebrauchten Worte in's Klare gebracht sind. So wird von natürlicher Theologie gesprochen.

4) Die Aehnlichkeit des Kampfes um bürgerliche und politische Freyheit in unserm Zeitalter mit dem Kampfe um religiöse und kirchliche Freyheit im Zeitalter der Reformation, von Karl Heinrich Ludwig Pölitz, ordentlichem Professor der sächsischen Geschichte auf der Universität Leipzig.

Dieser Aufsatz steht mit allem andern, welche der Almanach enthält, im Widerspruch. Es ist kaum einer, von dem sein Inhalt nicht das Entgegengesetzte behauptete. Von Gott und der Seligkeit nimmt der Verfasser gar keine Kunde. Die höchsten Güter, an welche der menschliche Geist, sobald er ihren Werth anerkannt hat — so fängt Herr Pölitz an — alles Irdische setzt, sind Freyheit des Glaubens und bürgerliche Freyheit. Nun ist nicht nur Freyheit des Glaubens nichts, sondern es kann auch an die bürgerliche Freyheit nicht alles Irdische gesetzt werden, weil sie selbst etwas Irdisches ist, folglich mit allem Irdischen man auch die bürgerliche Freyheit selbst preisgäbe; ferner vermöchte dieß zwar wohl der Mensch zu thun, nicht aber der menschliche Geist, weil sich dieser wohl im Besitz der geistigen, nicht aber der irdischen Güter befinden kann. Wenn die übrigen Aufsätze sich

bemühen, die Meinung zu bekämpfen, daß die Reformation die Vorbereitung der politischen Revolution gewesen sey, so bemüht sich Herr Pölitz beyde, allen Seiten und Beziehungen nach, als sich entsprechende Aeußerungen eines und desselben Princips darzustellen. Deßhalb stellt er der religiösen Freyheit, dem Recht jedes vernünftig sinnlichen Wesens in Hinsicht seines Glaubens ganz und einzig seiner individuellen Ueberzeugung und seinem Gewissen folgen — also mitten im christlichen Staat als Mohammedaner, oder wer weiß als was leben — zu dürfen, wofür schon die Apostel gekämpft haben sollen, womit aber alle Kirche aufgehoben ist, die bürgerliche Freyheit gegenüber, die, in so fern sie nicht schon in den landständischen oder reichsständischen Verfassungen gegolten hatte, in den letzten dreyßig Jahren fast bey allen Nationen in die öffentliche Meinung übertrat, ohne zu bedenken, daß diese öffentliche Meinung die landständischen Verfassungen recht als einen Gegenstand ihres Abscheues zu zertrümmern sann. Nun aber bemüht er sich die Uebereinstimmung dieses Unfugs der letzten dreyßig Jahre mit der Reformation Zug um Zug recht genau zu porträtiren. Darum soll, wie durch den Passauer, Augsburger u. s. w. Vertrag die religiöse und kirchliche Freyheit — vorher hatte er eine alle Kirche aufhebende individuelle religiöse Ueberzeugung — gesichert ward, nun durch Konstitutionen die bürgerliche gesichert werden. S. 138 spricht er wörtlich von der französischen Revolution und von Mirabeau's fast prophetischem Ausspruche, daß sie die Reise um die ganze Welt antreten würde, macht auch, wie tief sie begründet und vorbereitet seyn müsse, daraus erschaulich, daß sie fünf und zwanzig Millionen Franzosen, vierzehn Millionen Polen und zwey Millionen Amerikaner gleichzeitig in Bewegung gesetzt habe.

Es dürfte hieran genug seyn; und weil das Gedicht, Zwingli's Tod, wieder übergangen wird, schreitet Recensent zum zweyten Abschnitt, welchen eröffnet:

1) Ueber den sittlichen Geist der Reformation in Beziehung auf unsere Zeit, von Prof. W. M. L. de Wette.

Zuförderst findet Recensent alles zu wiederholen, was er über die früher angezeigte Arbeit desselben Verfassers gesagt hat. Er fühlt hier dieselbe Uebereinstimmung mit ihm, wenn zuvor das Doppelte in seinen Begriffen und Ansichten unterschieden, und dadurch der wahre Inhalt klar gemacht ist.

Der Verfasser, indem er sich nichts von dem Mangelhaften in der Gegenwart verbirgt, dringt auf den christlichen Glauben, und setzt den christlichen Geist in den christlichen Glauben an das Evangelium seinem wahren ursprünglichen Geiste nach, in so fern

dieß der heilige Geist und die göttliche Erscheinung des Erlösers ist, zu der wir mit Uebergehung der dazwischen liegenden Menschensatzungen uns zurückwenden müssen, um den reinen Glauben in uns herzustellen. Wer mag dasjenige Wahre, was hierin enthalten ist, abläugnen, wer aber auch die Wahrheit folgender Betrachtung aus dem nachfolgenden Aufsatze des Herrn Dr. Schleiermacher abläugnen, der in Beziehung auf das bindende Ansehen der symbolischen Bücher wörtlich sagt:

»Es habe ihn und gewiß viele Andere überrascht, daß Einige sich anstellen, als könnten sie einen ganzen uns wohl bekannten und nicht unbedeutenden Zeitraum wie ungelebt machen, die Charaktere die er unserer Geschichtstafel eingegraben, wie mit einem Schwamme wegwischen, und so auf eine viel leichtere Art, als sonst mit den alten Zügen eines Codex rescriptus geschehen kann, die Schriften des siebzehnten Jahrhunderts hervor zaubern, und sie uns für unser eigen anrechnen.«

Will man konsequent seyn, so muß, was hiermit von den Schriften des siebzehnten Jahrhunderts behauptet worden, auch von Luthers Schriften gelten, sie müssen sich auch mit ihrem ganzen bindenden Inhalt nicht mehr hervorzaubern lassen; auch ihr reiner und ursprünglicher Geist läßt sich nicht wieder herstellen, oder zu unserm Eigenthum machen. Je mehr man aber Luther in Analogie bringt zu den Evangelisten und Aposteln, so mehr muß, was von ihm, auch von jenen, also auch von dem Evangelium gelten. — Es ist hier nicht der Ort, dieß Bedenken aufzulösen. Bey Anzeige der Schrift des Herrn Dr. Schleiermacher wird ihm näher getreten werden. Hier ist die Erwähnung nur geschehen, um darauf aufmerksam zu machen, wie man sich zu hüten hat, etwas in einem gewissen begränzten Gebiet Wahres, auf ein erweitertes zu verpflanzen, weil es dort seine Wahrheit leicht verlieren kann, oder wie man vermeiden muß, die besondere Natur eines gegebenen Verhältnisses so zu verallgemeinern, daß sie auch für die Natur eines entgegengesetzten gelten könne. In diesen Fehler scheint aber Herr de Wette zu fallen, wenn er, freylich nicht Luther und den Heiland, aber doch den Kampf Luthers und das Märtererthum des Heilands dergestalt in verwandte Beziehung setzt, daß er S. 254 sagt: Luther hat das christliche Märtererthum wieder in die Kirche eingeführt. Denn dieß ist ein völliges Verkennen des eigentlichen Wesens der Sache, indem Kampf und Märtererthum sich streng entgegengesetzt sind, darin aber ein Irrthum liegt, wenn der Verlust auch aller denkbaren Güter im Kampfe, für Märtererthum genommen wird. Im Christenthum dagegen gehört es zum Wesentlichsten, daß der Heiland nicht gekämpft d. h. selbst seiner Lehre nicht

den Charakter des Kampfs und Angriffs gegeben, sondern gesagt hat, meine Lehre bin ich selbst, ich selbst bin das Brot des Lebens, und ich bin der Sohn Gottes. — Schon um dieses Ausspruchs willen konnte er nicht für seine sogenannte Lehre kämpfen, denn er hätte dadurch für sich selbst gekämpft, sofern wir ihn in unserer Beschränkung als Individuum denken. Stand ihm nun so als Individuum kein Kampf zu, so durfte er dagegen als solches, oder vielmehr als Sohn Gottes, gar wohl sich opfern, und die Welt versöhnen, nicht mit dem Sieg seiner Lehre, sondern mit dem Verlust seines Blutes. Dieses wahrhafte Verhältniß, aus dem die Wesentlichkeit des Nachtmals hervorgehet, wird auch keineswegs aufgehoben durch die bekannten Worte vom Geiste und vom Schwert. Allerdings ist's nur der Geist, der da lebendig macht. Aber ist denn Geist bloße Unkörperlichkeit, nur das Verschwinden des Körpers, oder ist es nicht die völlige durch und durch substantielle Verwandlung desselben in den Geist? und kann desjenigen Glauben wohl Berge versetzen, der nicht einmal jenes zu Stande zu bringen vermag? Eben so ist es mit dem Schwert: Christus sagt nicht, ich bin das Schwert, sondern ich bringe das Schwert oder den Kampf, der damit sinnbildlich ausgesprochen werden soll, in die Welt. Er ist nicht der Kampf, und kann nicht der Kampf seyn. Aber es liegt im Wesen des Märtererthums, daß es den wahren wesentlichen Kampf hervorruft, schon auf seiner niedrigern Stufe. Wer im Kampf, der nie ohne Leidenschaft und Begeisterung denkbar ist, fällt, wird nicht hervorbringen was der, welcher ohne sich zu vertheidigen im Glauben an die höhere Wesenheit dessen, was ihn durchdringt, jedes Leiden erduldet, und sich selbst zum Opfer bringt. Schon vom Standpunkt der gemeinen Natürlichkeit betrachtet, muß solch ein Erliegen ganz anders wie das im Kampf die Frage hervorrufen, auf wessen Theile das Recht sey, ob auf dem des Leidenden, oder auf dem seines Verfolgers? hieraus aber Spaltung hervorgehen. Wie viel mehr erfolgen muß dieß, je erhabener das Märtererthum ist, und wie viel mehr in Christi Versöhnung durch sein Blut, die zwar den Charakter des Märtererthums an sich trägt, aber zugleich noch eine Begebenheit ganz anderer Art ist. Daher ist es von der größten Wichtigkeit, den entschiedenen Gegensatz streng aufzufassen, in welchem Luthers Wirken zu dem des Heilands stehet. Sein Wesen kann nur das eines Erleuchteten seyn. Wer aber möchte es wagen, den Erlöser einen Erleuchteten zu nennen? In ihm war die Wesentlichkeit Gottes; wozu hätte er der Erleuchtung bedurft? Wäre er nur ein Erleuchteter gewesen, so hätte er nur weiter erleuchten können. Aber weil er mehr war, geschah es schon unter seinen Jüngern, daß er einige erleuchtete, andere ver-

wandelte. Die Erleuchtung läßt sich durch Worte ausdrücken, nicht die Verwandlung, die eigentliche Hauptsache, die ihrer Natur nach nicht im Buchstaben, sondern nur im Geiste, d. h. hier im Gegensatze zur Erleuchtung im Sakrament, im Symbol, im Wesen zu erfassen ist. Darum kann das Evangelium nie das Christenthum vollständig geben, es enthält nur die uns mit ihm möglich gewordene Erleuchtung des Menschengeschlechts, nicht die gleichfalls möglich gewordene Verwandlung und Erlösung, das Geheimniß der Transsubstantiation, welche die Sakramente darstellen. Erleuchtung und Wesentlichkeit, Evangelium und Sakramente, Lehrbegriff und Tradition sind daher die unerläßlich nothwendigen unzertrennlichen Stücke des Christenthums, und die ganze Art und Weise, wie das ewige Wort in Christo Fleisch geworden, beweiset, daß das Seyn in der Wesenheit mehr ist, wie das Seyn in der Erleuchtung; ferner, daß wir streben sollen, das Seyn der Erleuchtung zu verwandeln in das Seyn der Wesenheit; endlich daß im Seyn der Wesenheit das Seyn der Erleuchtung zwar nicht fehlt, aber latent ist, eine Kraft, die schlummert, weil der selige Zustand in der Wesenheit ihren allzeit spaltenden Einfluß so lange entbehrlich macht, als die Seligkeit der Wesenheit noch nicht ermattet ist. Das Sakrament des Altars drückt daher auch das wahre Christenthum vollständig aus, wenn es in beyden Gestalten bestehet, wie sich hiernach auch das Verhältniß der römischen zur protestantischen Kirche also darstellt, daß ersterer die Wesentlichkeit, letzterer die Erleuchtung mehr gilt.

Das Naturell des Herrn de Wette neigt nun offenbar dahin, die Täuschung zu vernichten und das Wesen zu suchen, und wenn Recensent an seine vorherige Entwickelung dreyer Fundamente oder Regionen erinnern darf, nämlich des Glaubens und der Wesenheit, der Erkenntniß und der Erscheinung, und der leeren Einbildung, innerhalb welcher der Inhalt der beyden erstern, Aberglaube und Schwärmerey, dadurch aber nichtig wird; so präsentirt sich dem Verfasser die Natur seiner Kirche in ihrem wahren Gebiet, nämlich dem zweyten, der Natur der römischen, ihrem innern Princip nach aber in der dritten, wo Tod und Wesenlosigkeit zugleich anzutreffen ist. Er aber strebt eifrig nach dem Wesen, dieß ist ihm der Geist, der Inhalt der zweyten Region, der, wie Recensent auch nicht unentwickelt gelassen, der Wesentlichkeit keineswegs entbehrt. Der wahre Inhalt der ersten Region ist ihm noch verborgen, er sieht ihren Inhalt nur in dem getrübten wesenlosen Spiegel der dritten, und strebt demnach, ihm die Wesentlichkeit der zweyten, der wahren Beleuchtung, der wahren Erkenntniß, der wahren Erscheinung zu geben, vielleicht die echt

menschliche, die im gewöhnlichen Sinne natürliche und leicht faßliche Wesentlichkeit. Aber die wahre göttliche und ewige, die der Religion also, ist nur in dem ersten Gebiet anzutreffen. Denn wenn Luther durchaus nur ein Erleuchteter war, wenn er kämpfte, der Heiland dagegen litt und sich opferte, so ist Leiden und Kampf in der letzten Beziehung freylich wieder eins, was hier nicht bewiesen werden kann, aber hinlänglich bewiesen ist in der Wissenschaftslehre, Ausgabe von 1794, von S. 54 an, den ganzen Abschnitt hindurch, welcher die Identität des Leidens und Handelns, so wie der Qualität und Quantität entwickelt, freylich nur im Bewußtseyn, doch ist sie in diesem nur wegen einer substantiellen Einheit außer dem Bewußtseyn, mit der das Bewußtseyn selbst wieder im Identitätsverhältnisse steht. Diese Identität aber darf nicht veranlassen, Christi Leiden und Luthers Kampf in ihrem wirklichen Daseyn für dasselbe zu halten, und vielleicht gelingt es dem Recensenten noch mehr, sich deutlich zu machen, wenn er sich zu der Stelle in der Schrift des Hrn. de Wette wendet, welche die ihm bisher unbekannt gewesenen Worte Luthers über das Verhältniß des Ackerbaues zum Handel enthalten, in denen er seine ältesten Behauptungen, und den Mittelpunkt aller seiner politischen Ansichten ausgedrückt findet, wenn es heißt: »es wäre hoch noth, ein gemein Gebot und Bewilligung deutscher Nation wider den überschwenglichen Ueberfluß und Kost der Kleidung, dadurch so viel Adel und reiches Volk verarmt. Hat doch Gott uns wie andern Landen genug gegeben, Wolle, Haar, Flachs, und alles, das zu ziemlicher Kleidung jedem Stande reichlich dient, daß wir dürfen nicht so gräulich großen Schatz für Seide, Sammt, Guldenstück, und was ausländischer Waar' ist, so geudisch verschicken. Wäre auch Noth weniger Spezerey, das auch eins der großen Schiffe ist, darin das Geld aus Deutschland geführt wird. Ich werde hier vielleicht närrische und unmögliche Dinge fürgeben, als wollte ich den größten Handel, Kaufmannschaft, niederlegen. Aber ich sehe nicht viel gute Sitten, die in ein Land kommen sind durch Kaufmannschaft. Auch den Fuggern und dergleichen Gesellschaften müßte man einen Zaum ins Maul legen. Wie ist's möglich, daß sollte göttlich und recht zugehen, daß bey eines Menschen Leben sollten auf einen Haufen so große königliche Güter gebracht werden. Das weiß ich wohl, daß viel göttlicher wär', Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern.«

Bey genauerer Vergleichung dessen, was Recensent früher in dieser Anzeige entwickelte, würde sich finden, wie derselbe, was hier Luther im Eifer und der Erleuchtung wahrgenommen, aus der Natur der Sache entwickelt und gezeigt hat, wie der Acker-

bau seiner Natur und der Geschichte nach dem Princip der Demuth, Frömmigkeit und Beharrlichkeit, dem eleusinischen Element von je an entsprochen hat, wie er das erste war, was überall die Religion ergriff, und sich freywillig ihr zum Fundament machte, wie kirchliche und Ackerverfassungen bey vielen Völkern, namentlich bey uns waren, und wie es vielleicht nie einer Reformation bedurft hätte, wenn der Geist der Kirche, der alten Unschuld und Frömmigkeit, nie dem Ackergeschäft entwichen wäre. Ihm aber stellte sich das Princip des Handels entgegen, der den ewigen und nothwendigen Besitz in einen vorübergehenden und freyen, die Richtung nach Innen in eine nach Außen verwandeln will, dadurch aber offenbar dem Besitz in der Erscheinung mit der Erkenntniß und im zeitlichen Genuß entsprach. Dieß bereitete die Reformation vor, und machte sie nur möglich, eine Behauptung, die wohl kaum für Erdichtung gelten kann. Denn Recensent darf es hier wohl anführen, daß der verstorbene Fichte, wenn ihm jene Ansichten mitgetheilt wurden, stets die Partey des Handels aus dem Grunde ergriff, weil er die Reformation möglich gemacht hatte. So kommen die letzten Enden stets wieder zusammen. Denn ganz ohne Wahrheit möchte hiernach die Sache wohl nicht seyn. Recensent ist davon überzeugt, so wie auch davon, daß nach dem ewigen Princip, daß jede Erleuchtung und Erkenntniß damit schließt, sich als solche zu vernichten, um die höhere Wesenheit des Seyns in der Demuth und Frömmigkeit davon zu tragen, auch das Princip des freyen Handels wieder dem eines heiligen und gebundenen Ackerbaues weichen muß. Aber Luther selbst mußte für das Fundament seines Gegners, der sichtbaren Kirche, zuletzt wieder eifern. So leicht verwechseln wir im Eifer die Gegenstände. Sollte Hr. de Wette dieß unter mehreren andern nicht auch gethan haben, wenn er Christi Beybehaltung jüdischer Institutionen als Ausfluß der Liebe allein betrachtet. Herr Professor Neander in seinem Leben Julians hat dieß weit wahrer, tiefer und nothwendiger aufgefaßt. Es hing wesentlich mit dem Princip des Leidens und der ganzen Natur des wahren Christenthums zusammen, nichts zu bekämpfen und zu vernichten, sondern überall das Wunder der freyen Verwandlung hervorzubringen.

2) Ueber den eigenthümlichen Werth und das bindende Ansehen symbolischer Bücher, von Dr. Fr. Schleiermacher.

Dieser Aufsatz muß allen Beziehungen nach für ein wahres Meisterstück gelten. Er enthält recht die Behandlungsart, welche Recensent sich selbst zum Vorbilde setzen würde, jeden Gegenstand innerhalb der Gränzen seines wirklichen Daseyns und seiner sichtbaren Erscheinung aufzufassen und zu behandeln. Denn nur wenn

man das thut, wenn man ihn in seiner Wirklichkeit sieht, kennt man seinen Gegenstand vollkommen; ferner kann man denn auch dessen gleichmäßige Kenntniß vom Leser fordern. Der Autor hat es nämlich dann möglich gemacht, daß der Inhalt seiner Vorstellung auch unverrückbarer Inhalt der Vorstellung seines Lesers geworden. Es ist also Gewißheit da, daß an jeder Stelle der Erörterung immer von einem und demselben, dem Autor und Leser völlig gemeinschaftlichen Gegenstand gesprochen wird. Endlich macht eine solche Behandlung auch nur ihren Inhalt praktisch wahr, und gibt ihm mit der praktischen Wahrheit zugleich die theoretische oder absolute, wie man dieß an Mösers Arbeiten so bewundern muß, dessen Art und Weise sich hier vollkommen wieder erneuert findet. Wenn man einen Gegenstand innerhalb der Gränzen sichtbar werden macht, jenseit welcher seine Natur aufhört, und eine andere erscheint, entweder weil dort wirklich eine andere anfängt, oder die seinige sich in eine andere verwandelt; so kann er nicht nur in seiner vollkommenen, nirgend ihre Bestimmtheit verlierenden, Umgränzung sichtbar, also vollkommen sichtbar gemacht werden, sondern es erscheinen auch mit ihm wenigstens alle unmittelbaren Berührungen zugleich; folglich wird seine Beziehung auf sich innerhalb seiner Umgränzung und auf seine unmittelbare äußere Berührung klar, von der sich immer, wenn es die Noth erfordert, zu der entferntern mittelbaren fortschreiten läßt. Unvergleichlich hat dieß der Verfasser erreicht. Gerade wie Möser zu thun pflegt, löst er die Aufgabe nur praktisch für die nächste Wirklichkeit, und enthüllt damit deren volle Natur ihrem tiefsten Wesen nach. Kein bindendes Ansehen symbolischer Bücher ist das mit bloßer Betrachtung der praktisch aus denselben hervorgehenden Folgen gewonnene Resultat. Dieß aber ist gewiß ein absolutes, denn wie sich symbolische Bücher praktisch in jeder Kirche doch aufheben würden, so haben sie sich schon von selbst in dem Worte, in sofern das Wort ein dem Wesen entsprechender Begriff, nicht blos historische oder zufällige Bezeichnung seyn soll, aufgehoben. Jene so bestimmt abgegränzte Beschaffenheit, welche der Verfasser seinem Gegenstande zu geben gewußt, indem er unterscheidet was ein Ding ist, und was es nicht ist, und wo es aufhört das zu seyn, was es seyn soll — wodurch ihm allein Wesenheit zu Theil wird — fehlt dem Begriff von symbolischen Büchern selbst, ganz und gar. Symbolische Bücher sind eben so wenig etwas Wirkliches, wie Religions- oder Glaubensfreyheit es ist, im Gegensatz zur evangelischen Freyheit. Der Beweis wird später unten folgen, hier nur eine Andeutung zur Verhütung von Mißverständnissen. Denn symbolisch ist nicht kanonisch. Kanon ist ein ursprünglich aus der Baukunst entlehnter Ausdruck, und

hängt dort mit dem Begriff der Kommodulation und des Modells überhaupt zusammen. Er ist übergegangen in die Musik und die Legislation. Abgesehen nun davon, ob nicht letztere auch eine Kunst sey, ist zu erwägen, daß jene beyden Künste sich von den übrigen dadurch unterscheiden, daß sie die Materie nicht blos als Material, sondern als Kunstbestandtheil brauchen. Alle übrigen Künste lösen ihr Material ganz in Kunst auf, lassen kein Atom desselben als Wirklichkeit im wirklichen Leben stehen, sondern sie beseelen es, d. h. verwandeln es aus Stoff des wirklichen Daseyns vollkommen in Stoff der Kunst. Dieß thun die zwischen der reinen Kunst und dem natürlichen Daseyn in der Mitte liegende Architektur und Musik nicht. Beyde transsubstantiiren ihren Stoff keineswegs, sie lassen ihn wie er ist, und stellen ihn nur durch Anwendung des Zeit- und Raum-Maßes aus dem Verhältniß einer zeitlichen oder irdischen Wesenheit in das einer göttlichen. Seine Apotheose ist mithin nicht die des Stoffes selbst, sondern die der Verhältnisse, welche er erfüllt, dem reinen eigentlichen Element der Form angehörend. Dieß läßt ewige unabänderlich bindende Gesetze über das Verhältniß zu, und ihnen entsprach in der Architektur der Kanon als das in einer bestimmten Kunsterscheinung jedes andre Verhältniß ausschließende Verhältnißgesetz. Der Model einer Säule bestimmt alle ihre Proportionen, sie müssen in ihm alle wieder vorkommen, und heilige Gesetze, die auf das Gebiet des Profanen übergehen wollen, heißen nach dieser Analogie mit vollem Rechte canones, denn sie ordnen nur an, verwandeln aber nicht den Stoff. Symbol aber ist dasjenige Ding, was zur Vermeidung alles Zwiespalts und aller Verschiedenheit über den Stoff diesen nicht durch Zeichen bezeichnen will — denn kein Zeichen kann den Stoff wiedergeben — sondern ihn im Wesen darbringen und ausdrücken soll. Es schließt daher alles Zeichen von sich aus, welches als Zeichen oder Bedeutung, und nicht als Stoff oder Wesenheit wirken will, und ist bestimmt auszudrücken, daß in Gott, mithin im göttlichen Glauben die Materie nicht mehr zeitlicher, sondern ewiger und göttlicher Natur sey; das Symbol schließt daher alle Schrift, die das Gegentheil der Wesenheit, die von ihr sich trennende Bezeichnung ausdrückt, mithin auch alle Bücher aus, ohne sie zu vernichten. Ein Ausschließen ohne Vernichten aber ist ein Unterscheiden, und bringt den Begriff des Unterschiedes hervor. Ginge nun das Symbol, welches nicht bezeichnen, das Myster des Daseyns im Wesen nicht enthüllen will, in die Natur der Bezeichnung, des Strebens nach Enthüllung über, so vernichtete sich dasselbe als Symbol, und würde Zeichen, Schrift. Wollte die Schrift, das Zeichen, die Natur des Symbols annehmen und selbst Wesen werden, so gäbe sie nicht nur

die Kraft der Enthüllung des Mysters auf, indem sie ihre Kraft, sich von ihm zu trennen, aufgäbe, sondern sie gewänne auch keine Wesenheit, wollte vielmehr das Bild zum Wesen machen, also einen Bilderdienst stiften, der die starre Bezeichnung, das Produkt der erfinderischen Selbstheit, ihre dürftige todte Hervorbringung an die Stelle des Glaubens, an eine wahrhaft göttliche Wesenheit zu setzen versuchte. Wer sieht nicht die hierin liegende Vernichtung ein? denn nichts vernichtet sich vollständiger, wie die Vereinigung der Begriffe von symbolisch und Schrift, jenes als Wesen, dieses als Bezeichnung im wechselseitigen Gegensatze genommen.

Wollte man nun auch an die Stelle des symbolischen den Begriff des kanonischen stellen, so ginge dieß wieder nicht, nach der Anwendung, welche der Verfasser auf das Wirkliche vorschlägt, denn diese, nämlich nur die Anwendung, nicht ein Begriff stellt die sogenannten symbolischen Bücher der heiligen Schrift gleich. Letztere aber hat kein kanonisches Ansehen, sondern ein höheres, wenn es auch gerade kein symbolisches ist, weil ein symbolisches Buch, dessen Kraft über die gemeinen hinausgehen soll in der Religion, welcher es angehört, das Wesen des Symbols nothwendig voraussetzen muß, und nur in dieser Beziehung und Region Widerspruch wird, nicht wenn man es wie gewöhnlich gebraucht, nämlich als symbolischer Begriff, symbolische Darstellung u. s. w. Es liegt aber im Wort kanonisch auch immer der formelle gewissermaßen konventionelle Sinn des kirchlich gesetzlichen im Gegensatz zu dem, was göttliche Offenbarung, von welchem auch die römische Kirche nie abging. Canones als priesterliche Satzungen konnten sich daher, wenn die Form der kirchlichen Verfassung beobachtet ward, verändern und neu gestaltet werden. Dieß ging nicht mit der göttlichen Offenbarung. Wenn daher der Verfasser S. 376 eine Formel zur Verpflichtung für die protestantischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher vorschlägt, die durch ihren gewissermaßen negativen Charakter der zuläßigen Freyheit den nöthigen Raum gewähren soll; so wird doch darin, der Behandlung und Anwendung nach, die sich ewig gleich bleibende göttliche Offenbarung im Evangelio mit einer konventionellen menschlichen Satzung gleich gestellt, sogar diesen Gesetzbüchern völlige Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift, und der ursprünglichen Lehre der Kirche (welche ist diese Lehre? und welche die Kirche? — ein Eid muß stets auf Positives, gegen alle Nachfrage und Deutung gesichertes gehen) zugeschrieben.

Dieß gibt nun zu folgenden Betrachtungen Anlaß:

1) Sind im Sinne des Herrn Dr. Schleiermacher die

sogenannten symbolischen Bücher lediglich bürgerliche Gesetzbücher in kirchlichen Angelegenheiten? Es scheint so; denn er sagt, sie enthalten alle die Punkte, von denen die Protestanten ausgehen, und um die sie sich wieder sammeln müssen, so, daß wer sich von ihnen mit Wissen und Willen entfernt, für keinen wahren Protestanten zu erkennen ist. Gewöhnlich wird das Wort Punkt bey Verträgen, Traktaten und Gesetzen gebraucht, und wenn dieß bey der Erklärung der symbolischen Bücher dem von Wahrheiten vorgezogen wird; so kann dieß nicht ohne Grund geschehen seyn. Punkt ist eins der allgemeinsten Worte in der Sprache. Soll es nicht Artikel im gesetzlichen Sinne oder Glaubensartikel bedeuten, so sagt es nicht mehr und nicht weniger wie: dasjenige. Artikel in seinem Sinne aber kann es nicht bedeuten, denn, wie will man sich von dem entfernen und wieder um ihn versammeln? Nun aber wäre den fraglichen Büchern der von ihnen behauptete symbolische Charakter nicht nur genommen, sondern auch der zweyte ihnen zugleich beygelegte, gesetzliche, denn dem Gesetzlichen darf man sich nicht ohne Willkür entfernen und wieder nahen. Wollte man daher das in unserer dem Unbestimmten so zugethanen Zeit beliebte, noch allgemeinere Wort Normen vorziehen; so wird der Begriff des Symbolischen noch mehr vernichtet, die Befugniß zum davon-ausgehen noch mehr beschränkt, und durch die Verwandtschaft des Begriffs von normal mit dem von äußern Zwang, letzterer noch bündiger ausgesprochen.

Geht nun hiermit aller bestimmter Begriff verloren, so geschieht es noch mehr durch die daran geknüpfte Ansicht des Verfassers: »Daß jeder Geistliche scheine mit Recht dazu angehalten werden zu sollen, seine Zustimmung zu den symbolischen Büchern in diesem Unfang zu erkennen zu geben.« Kann man denn auch angehalten werden, seine Zustimmung zu geben? Hebt dieß nicht alle Persönlichkeit auf! Man kann angehalten werden zum Dienen, Gehorchen, zu jeder Leistung. Sie muß aber aus etwas Höherem hervorgehen, aus einer Verpflichtung, und dann ist Anhalten das exekutive Zwangsverfahren. Wie kann man aber zu einer Zustimmung der Aeußerung seiner Ueberzeugung angehalten werden? Zur Unterwerfung wäre es möglich, nicht aber zu jener, und wo solch Anhalten eintritt, da kann es keine freye Einsicht, noch weniger wesentlichen Glauben geben.

2) Welchen Charakter hat die Formel, die der Verfasser vorschlägt? Er sagt, nachdem er sie mitgetheilt: diese Verpflichtung. Aber sie ist keine Verpflichtung, und eben so wenig ein Bekenntniß, sobald sie lautet: ich erkläre, daß ich den Inhalt jener Bücher u. s. w. mit der heil. Schrift u. s. w. völlig über-

einstimmend finde, und während des Lehramts nicht aufhören werde, diese Lehren vorzutragen, und über die ihnen angemessenen Ordnungen in der Kirche zu halten. Ich finde heißt im Gegensatz zu: ich glaube, oder ich erkenne an: mir scheint. Was aber heißt es, zu erklären; nie aufhören zu wollen, dem gemäß, was uns nur scheint zu lehren, und auf Ordnungen zu halten.

Dieß kann entweder nur ganz nichtig seyn, oder nicht. Im erstern Falle wäre gar nicht davon zu sprechen, denn in diesem drückte es nur die Intention, alles vernichten zu wollen, mit Bestimmtheit aus. In dem zweyten dagegen will es einen Zwang stiften, kraft dessen der Inhalt der momentanen Ansicht — denn, ich finde, ist entweder die Paraphrase einer momentanen Ansicht, oder philosophisch das sich darbietende oder noch nicht begründete Ergebniß einer Wahrnehmung — gelehrt, und als Ordnung der Kirche aufrecht erhalten werden soll. Offenbar widmet sich der protestantische Geistliche hiernach jenem Wirken, nicht aus Einsicht, Erkenntniß und Ueberzeugung, noch weniger aus Glauben, sondern aus Ansicht; er steht daher wenigstens nicht nothwendig auf dem Fundament der Wesentlichkeit im Glauben, noch der in der Erleuchtung und Erkenntniß in der Erscheinung, sondern kann eben so wohl auf dem der Einbildung fußen.

Es versteht sich, daß dieß Alles seine Anwendung nur auf die unmittelbar hier angeführten Stellen, nicht aber auf das frühere findet, wo der Verfasser die symbolischen Bücher auch eigentlich anders charakterisirt, nämlich als Fundamentalbücher, die den wesentlichen Inhalt der Abweichung von der römischen Kirche enthalten. Dann wäre die Verpflichtung auf sie als solche, und in wiefern nur sie, nicht aber die heiligen Schriften damit umfaßt werden, lediglich ein Abschwören alles dessen, was der römischen Kirche angehört, und der protestantischen Ansicht widersteht. Dieses aber, was auch in der vorgeschlagenen Formel enthalten ist, hätte dann minderes Gewicht, und gebe zu Betrachtungen ganz anderer Art Anlaß. Würde dagegen der Inhalt der symbolischen Bücher für Wahrheit, der gleich, welche die göttliche Offenbarung im Evangelio enthält, angenommen, und auf diesen der Geistliche verpflichtet; so gewänne die Sache eine ganz andere Gestalt. Dann würden die symbolischen Bücher wirkliche Symbole. Denn, wenn geschworen wird, eine feststehende Lehre allein vorzutragen; so wird die Forschung darüber abgeschnitten; sie wird unantastbares Allerheiligstes, verliert die Möglichkeit der Auflösung in ein anders beschaffenes Objekt der Einsicht, und nimmt daher eine ganz andere Natur an, deren Entwickelung der Raum hier nicht gestat-

tet, obwohl sich an deren Erwähnung folgende Betrachtung knüpfen läßt:

Der Christ muß sich entscheiden, ob er bloß an Christum, oder auch an das Evangelium glaubt, oder ob ihm letzteres die einzige Quelle ist, oder die ursprüngliche. Ursprünglich und einzig ist hier synonym. Denn faktisch war Christus der Sohn Gottes das Ursprüngliche, und nach des Recensenten Entwicklung als das Wesentliche auch das Mehrere. Die Kunde von ihm ist das Evangelium, die Offenbarung die Enthüllung. Wer das Evangelium zum Ursprünglichen macht, setzt es über Christum. Die Kunde kann nicht mehr seyn, wie der, von dem es Kunde ist. Der, von dem es Kunde ist, darf nicht bloß seyn in der Kunde, nicht bloß ihre Realität haben, sondern die wesentliche. Der Sterbliche muß ihn daher jeden Moment besitzen in der Realität der Bezeichnung oder Kunde, und in der eignen leiblichen, und in jedem Moment fühlen, daß er außer im Evangelio auch im Wesen da ist, und weil ihm dieß das Zeichen nicht sagen kann, muß er auf uns übergehen, in diesem und im Wesen, also nicht bloß im Evangelium und dem Dogma, sondern auch im Symbol und der Tradition; denn Sage ist nur der abgeleitete Begriff von Tradition, ursprünglich heißt es substantielle Verwandlung, namentlich im Recht, wo das Eigenthum — die Aufnahme irgend eines äußeren Gegenstandes in die Individualität des Eigenthümers zur völligen Consubstantialität mit ihm — demselben nie entweichen kann, es sey denn, daß es durch den symbolischen Akt der Tradition sich verwandle in Consubstantialität mit einem andern Individuum. So ist im Recht Tradition das Symbol des wesentlichen Uebergangs eines und desselben Dinges zum andern; und den Leib Christi können wir nur durch Symbol und Tradition, seinen Geist nur durch Offenbarung im Evangelio und Dogma empfangen, wir bedürfen sein aber auf beyderley Weise, und müssen die erstere die ursprüngliche nennen.

W. v. Schütz.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XI.

Literarische Notizen.

Das Schehinschahnameh Feth Ali Chan's.

Den Lesern der Jahrbücher ist dieses Werk schon aus dem im sechsten Bande gegebenen Vorberichte, und der dort gelieferten Uebersetzungsprobe der Vorrede (deren Text im vierten Hefte des sechsten Bandes der Fundgruben des Orients abgedruckt ist) zum Theil bekannt. Da dasselbe im Ganzen keine Uebersetzung aushält, und schwerlich je ein Uebersetzer die undankbare Arbeit der Verdeutschung des Ganzen aushalten möchte, so ist eine fortlaufende Inhaltsanzeige mit eingemischten Probestellen in treuer Uebertragung wohl das Einzige, was billiger Weise hierin von Orientalisten gefordert und geleistet werden kann. Fände sich dieses historische Gedicht noch irgendwo anders in Europa als auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, so würden wir den Vorrang der ersten Inhaltsanzeige und des literarischen Berichts hierüber sehr gern anderen Persologen und literarischen Blättern überlassen haben; da das Original aber als ein Freundschaftsgeschenk bisher nur an Se. Majestät den österreichischen Kaiser von dem persischen Schahe durch seinen außerordentlichen Botschafter Mirsa Abul Hassan Chan gesendet worden ist, und der Sendung dieses vorzugsweise nach Deutschland bestimmten literarischen Geschenkes die Hoffnung zum Grunde lag, daß Persiens neuestes Heldengedicht (so wie das älteste, das Schahnameh) in Deutschland vorzugsweise gewürdigt, und in unserer, der persischen stammverwandten Sprache am ersten der westlichen Welt bekannt gegeben werden würde, so trachten wir, sowohl die uns, als österreichischem Hofdolmetsch zunächst obliegende Pflicht, als die von dem persischen Hofe auf deutsche Orientalisten vorzugsweise vor anderen gesetzte Hoffnung durch diese Anzeige wenigstens einigermaßen zu erfüllen.

Wir geben eine fortlaufende Inhaltsanzeige, und einige der ausgezeichnetsten Stellen in Uebersetzung, ohne dem Urtheile des Lesers durch unser eigenes vorgreifen zu wollen. Von der Treue der Uebersetzung werden sich die Kenner des Persischen aus den gleichzeitig oder später in den Fundgruben des Orients abgedruckten Stellen des übersetzten Textes überzeugen können, so wie dieß schon bey der im sechsten Bande der Jahrbücher erschienenen Uebersetzung der Vorrede der Fall war, deren erste Hälfte im vierten Hefte des sechsten Bandes der Fundgruben abgedruckt ist; im selben Hefte desselben Bandes befindet sich die erste Hälfte der Schlußrede des Ganzen, womit auch hier begonnen wird, weil dieselbe eine gedrängte Uebersicht des ganzen historischen Heldengedichtes liefert, welches nur die ersten zwölf Jahre der Regierung Sr. Majestät Feth Ali Schahs enthält, die vom Jahre 1797 bis 1809.

Dieses Bruchstück gibt einen ziemlich richtigen Begriff, sowohl

von der historischen Treue als von der poetischen Schönheit, womit dieses Riesenwerk von 40,000 Doppelversen ausgeführt ist; es ist das ganze Heldengedicht in nuce, denn der Rest der Schlußrede enthält nur das exegi monumentum des Hofdichters. Nur fehlen in dieser Uebersicht, welche blos die Begebenheiten der Regierung Schahs Feth Ali umfaßt, noch zwey andere Hauptbestandtheile des Ganzen. Der erste, die Erzählung der Heldenthaten der Regierung des Vorfahrers und Oheims des gegenwärtigen Schahs, Aga Mohammed Chan, welche gleich im zweyten Jahre der Regierung des jetzigen Schahs als Episode beginnt, und dann fast bis in die Mitte des ganzen Werks mit der Jugendgeschichte des jetzigen Schahs gleichen Schritt haltend fortläuft; und zweytens die Beschreibung des Hofes Feth Ali Schahs, seiner Palläste, Gärten, Feste u. s. w., das Lob seiner Söhne, Statthalter, der ersten Hof= und Staatsämter u. s. w., worinnen sehr viele historische Umständlichkeiten vorkommen, die man in allen bisher bekannt gemachten europäischen Reiseberichten über Persien, und selbst in der sonst so schätzbaren Geschichte Persiens von General Malcolm umsonst sucht. In dieser historischen und statistischen Hinsicht leistet das Schehinschahnameh selbst mehr als das Schahnameh, indem Firdussi nur die alten Sagen sang, und mit dem Reichthume seines Dichtergenius ausstattete, nirgends aber (das Lob Mahmuds ausgenommen) als Augenzeuge und Zeitgenosse singt und erzählt, während Feth Ali Chan, der Hofdichter Feth Ali Schahs, die Thaten seiner Zeit erzählt, und das Lob der Fürsten, Staatsmänner und Heerführer seiner Tage der Welt verkündet. Wenn auch bey der Erzählung des ersten, so wie bey dem Lobpreise des zweyten der poetische Einschlag in Abschlag gebracht werden muß, so sind doch die Grundfäden dieses schillernden Stoffes historisch wahr; über den grünen oder grauen Grundfaden irdischer Menschengeschichte und Charakterzeichnung ist bald der rosenfarbe sinnlicher Dichtung, bald der blaue überirdischer Schwärmerey über zwerch gewoben, so daß der Stoff des ganzen Gedichtes bald ins Graue der Sage, bald ins Grüne der Hoffnung schöner Humanität, bald ins Rosenfarbe der Poesie, bald ins Blaue der Mystik hinüber schielt. Die eigentliche philosophische und sittliche Reflexion aber, die bey Firdussi zu Anfang und Ende seiner Gesänge, und bey anderem großen Anlaß so oft belehrend und beruhigend wiederkehrt, ist hier ganz leer ausgegangen, und sonderbar genug findet sich in dem ganzen 40,000 langem Gedichte auch nicht eine einzige übersetzenswerthe Stelle dieser Art, während Firdussi an solchen (auch von Görres in seinem Auszuge meistens übergangenen) moralisch und poetisch schönen Stellen großen Reichthum darbeut.

Hier folgt also zuerst die Uebersetzung der ersten Hälfte der Schlußrede:

Lob Gott dem Herrn dem Allverleiher,
Der angefacht der Seele Feuer,
Der alles schuf mit Einem Wort'
Aus Elementen vier die Welt.
Er sandte dann aus seiner Schöpfung
Zu jeder Zeit Propheten rein,
Die alle geh'n die grade Bahn,
Und weder schief noch krumm sich nah'n.
Das erste Wesen das entstand,
Erschien als Letztes 1) in dem Land,
Der Schehinschah 2) der beyden Welten
Mohammed der Propheten Letzter.

1) Als letzter der Propheten. 2) König der Könige.

Der reine Gott der Seelen schuf,
Der Welten hält und Welten schuf.
Blies in den Bau des Leibs die Seele,
Setzt' in das Weltenhaus den Hüter.
Er schmückt die Welt als Paradies
Durch Herzen fröhlichen Gemüths.
Der erste Herr war Keiomers 1)
Der auf der Erde Gottes herrschte.
Er öffn te Gerechtigkeit
Und gab Verstand der Welt, dem Glauben.
Die Welt ward durch gerechten Sinn
Zum Frühling und zum Paradies;
Wo er der Welt sich fröhlich zeigte
Ward sie durch Ihn zum Paradies;
Es saßen viele auf dem Thron
Mit Glanz, und gingen dann davon.
Fethali kam der Türkenschah
Der große Schah der kluge Herrscher
Nach seines Oheims schöner Satzung
Mohammed Schah's des zweyten Dschem's.
Wies Gott befahl saß er zu Thron,
Saß als der Herr des Thronenschmucks.
Er ist der Schlußstein der Monarchen
Wie Mohammed von den Propheten.
Der große Kaiser führt das Heer
Von Istachar daher wie's Meer.
Er nimmt die Krone mit dem Schwert
Vom Bösen der darnach sich kehrt.
Dem tapfern Ritter seinem Bruder
Trägt er die Landschaft Persis auf.
Ins Land des Feuers 2) spornt den Gaul
Im zweyten Jahr der Thronenschenker.
Sein Bruder hatte sich empört
Und hergeführt aus Pars ein Heer.
Der Weltenherr als ers vernimmt
(Die hohe Ceder) ward verstimmt.
Er ließ im Land ein Heer zurück
Und übertrug es tapfrem Führer.
Er eilt den Bruder zu bekriegen
Als Schehinschah ihn zu besiegen,
Zuletzt bringt ihn das Glückes Heer
In seines Fangstricks Schleife her.
Als man Ihn um Verzeihung bat
Gewährt Verzeihung auch der Schah.
Mit Glück führt nun des Glückes Schah
Die Reiterey von hier nach Rei.
Im dritten Jahr nach Masendran
Wo er Markhüter setzet ein.
Von hier nach dem Turanen Land
Wo mit den Türken bös es stand.
Im vierten 3) Er nach Westen kam
Wo Er beym Kopf die Herren nahm,
Er führt das Heer nach Rei zurück
Wo er viel schöne Häuser baut
Schön für den Geist schön für das Herz
Wie Chawernak 4) und wie Sedir.
Bevölkert sie mit Engelskindern
Verbindet sie mit Mond und Sonne.
Er schickt die Prinzen in die Länder

---

1) Der erste König der ersten persischen Dynastie. 2) Aserabadagan, gewöhnlich Aserbeidschan genannt. 3) Jahr fehlt auch ihm Texte. 4) Der berühmte Pallast welchen der Baumeister Senamar dem König Munsir erbaute, welcher undankbar ihn von den Zinnen herabstürzen ließ. Senamar's Lohn ist im Orient, und der Name des Pallasts mit einer leichten Veränderung im Occident als Schabernak in die Sprache aufgenommen worden.

Nach Billigkeit in alle Marken.
Im fünften küssen die Gesandte
Von England Staub des Throns des Schah's;
In Händen Brief, am Arme Glanz,
Mit ehrner Keul' und goldnem Panzer;
Auch von Tipu dem Schahe 1) Hind's,
Der herrscht bis an die Gränze Sind's
Erschienen trunkne Elephanten
Die unterwürfig sich bekannten 2).
Der Kaiser selbst, der Herr Kabul's,
Mahmud der Bändiger der Helden,
Sie kehrten sich zum Throne Dschem's
Als gen sie grausam war die Welt,
Den Aermel streckten sie zur Bitte
Und hüteten fortan die Marken.
Als nun gestorben Turan's Herr
Bestieg den Thron der Fürst Heider.
Melek Naßir fiel von ihm ab
Auf Vaters Wort, der wünscht den Streit;
Doch ohne Schatz und Heer und Ort
Kam er zum Schehinschah so fort.
Weil er dem Schah sich unterwarf
Ward ihm durch seine Kraft geholfen.
Er fand beym Schah was er gewünscht.
Den Namen eines Herrn von Turan
Erboten auch die Fürsten Sind's;
Mit vieler Unterthänigkeit
Ein Mann von Einsicht und Verstand
Von ihnen ward zum Schah gesandt.
Im sechsten Jahre jagt der Kaiser
Das Wild auf in Masenderan.
Die Großen Iran's sein Geleit,
Das Reichspanier sein Strahlenkleid.
Der Schah der Welt vernahm von Russen
Die sich bey Gendsche nun verstärkten;
Drum brach er gleich nach Rei auf
Sobald begann des Frühlings Lauf.
Es rüstete der Weltenheld
Sich aus zum Kriege mit dem Kaiser,
Und endlich fiel der Russen Feldherr
In dieser Gegend in der Schlacht.
Es schnitt der Dolch den Kopf ihm ab,
Und Wölfe heulten um sein Grab.
Es herrscht der Schah in vollem Glanz,
Und es gehorcht die Welt ihm gern.
Im zehnten Jahr führt er das Heer
Siegreich in der Türkey einher.
Von Wölfen wimmelt Berg und Feld,
Mit Schaaren füllet sich die Welt,
Es warfen vor des Schahes Halfter
Die Großen hin zur Erde sich,
Und durch die Kraft des Herrn der Welt
Ward wieder Staub als Sonn' erhellt.
Der Ritter viel aus jedem Land
Mit hellem Schwert an dunklem Band.
Im Orient und Occident
Wird überall der Schah erkennt,
Von China bis zum Griechenreich
Ist alles seinem Siegel weich 3).

1) Im Texte steht noch Kenareng, d. i. der Held; dieses persische Wort heißt bey Prokopius Χαναραγγης. 2) Hier ist kein geringer Anachronismus, und eine große poetische Licenz. Da Feth Alischah im Jahre 1797 den Thron bestieg, war sein fünftes Regierungsjahr 1801, die Einnahme von Seringapatnam, wo Tipu seinen Tod fand, hatte aber schon zwey Jahre früher, 1799 statt. 3) Wörtlich, China und Rum sind unter dem Siegel seines Ringes weich wie Wachs.

Und seinem Wink sind unterthan
Die Herrn der Welt von Ahn zu Ahn 1).
Da sprang ein tapfrer Tiger auf,
Der pflanzt die Fahn im Westen auf.
An Heldenkraft ein Alexander,
Er füllt mit diesem Ruhm den Westen.
Der Held der Helden Bänd'ger bringt
Ganz Frankreich unter seinen Fuß.
Ein Held der Helden auf dem Thron
Führt er ein Heer nach Ascalon,
Für Frankreich ist sein Wort Gebot.
Von Heldenmuth granatenroth,
Verständig, klug und thatentflammt,
Doch keinem Herrscherhaus entstammt,
Sucht er beym Herren von Iran
Die Kaiserwürde bittend an.
Als Schreiben sendet er ein Buch
Mit Gold geschrieben das Gesuch.
Er sendet einen weisen Mann,
Erfahren und beredt, Gardanne 2)
Nach Wunsch von der Natur bestellt
Zum Hof des Schahes ausgewählt.
Durch diesen Mann vom süßem Worte
Zieht er den Ring der Freundschaftspforte.
In diesem Schreiben glanzerhellt,
War seine Bitte so gestellt:
»O Löwenschah der Feinde fällt
»Von Gott der Herrscher dieser Welt;
»Zum Thron bin ich durch Kraft gekommen,
»Hab' ganz den Westen eingenommen;
»Hab' aufgepflanzt der Herrschaft Zeichen
»In Sachsen und in slav'schen Reichen,
»Die Tapfern jagte ich davon
»In Bayern, Oestreich, Ascalon.
»Zum Kaiserthron nahm ich den Lauf,
»Und überall stand ein Kaiser auf,
»In böser Absicht zu verrennen,
»Was offen ich gab zu erkennen.
»Ich schlug die Pauk' in Deinem Namen
»Und hieb der Russen Zar zusammen,
»Durch Kraft und Glanz der Herrschermacht,
»Macht' ich für sie den Tag zur Nacht;
»Der Bösen Köpfe schnitt ich ab,
»Den Guten ich Beyhülfe gab;
»Ich bitte nun so viel den Schah,
»Daß er mich nennen möge Schah.
»Das Gute hab' ich ausgesäet,
»Um Eines wird von mir geflehet:
»Dem Schah leg' ich die Bitte vor,
»Daß er mich heiß' Imperator;
»Wenn dieser Herrscher mir steht bey,
»Ergreift die andern alle Reu'.
»Die sieben Herrn des Frankenland's 3)
»O Held! beherrsch' ich durch Dich ganz.
»Schah bist von einem Mond zum andern
»Dem nie die Herrschaft kann auswandern

---

1) Alle Herrscher, die ihm gehorchen, sitzen auf dem vom Vater auf den Sohn vererbten Throne. 2) Kardan heißt auf persisch ein Geschäftskundiger, von Kar Geschäft, und dan kundig. Daher das persische Wortspiel mit dem Namen des als Botschafter gesendeten französischen Generals Gardanne, dessen Botschaft sowohl als Reisebeschreibung aber, wie man weiß, ungeachtet dieses glänzenden persischen Calembourgs so wenig glänzend ausfiel, daß sein Namen zu einem entgegengesetzten französischen Stoff hergeben mußte. 3) Die sieben Könige sind ein Nachhall der historischen Ueberlieferungen von den sieben Churfürsten des römischen Reichs.

Ein zweyter Brief war für Gardanne,
Den mächt'gen und verständ'gen Mann.
Die beyden Briefe trafen ein
Am Thron des Schahs von Dschemschids Schein.
Der Weltenherr ließ ihm vermelden:
»Er sey der erste aller Helden.
Er gab ihm Titel, Gürtel, Kron'
Und schickt ihm Pferd und gold'nen Lohn.
Von nun an stand er fest als Kaiser,
Der Kron entblühten Sonnenreiser.
Ja! wem der Schah beysteht von ferne,
Dem geben auch den Thron die Sterne.
Dem spricht die Sonn' in's Ohr ganz leise 1),
Die Welt dreht sich nach seinem Kreise.
Ich habe der Verse Perlenwort
Für Ihn den Herrn der Welt gebohrt
Ich ward durch Ihn groß in dem Land
Der Herr von Urtheil und Verstand.
Als Zaubrin du die Feder achtest,
Wenn du die schwarze Kunst betrachtest;
Sie kann die Seelen umgestalten
Bald glättet sie, bald macht sie Falten.
So wird durch meines Wohllauts Kinder,
Die Liebe mehr und wieder minder.
Vernünft'gen haucht sie Seelen ein
Den Thoren brennt sie Seelen ein;
Fürwahr ich gleich dem alten Meister 2)
Beschwörend einst des Wortes 3) Geister.
Viel hat der Himmel sich gedreht,
Und noch sein Name fortbesteht.
Seitdem erschien kein Perserlaut,
Mit altem Liede wohlvertraut,
Bis daß durchs Glück des Herrn der Welt
Ich dieses Buch hab' aufgestellt.

Nach der durch den vorhergehenden Auszug mit den Worten des Dichters selbst gegebenen Uebersicht der Hauptbegebenheiten der ersten zwölf Regierungsjahre Feth Ali Schahs beginnen wir mit dem wirklichen Anfange, d. i. mit dem Lobe Gottes, in welchem der Dichter augenscheinlich mit dem erhabenen Eingange Firdussi's gewetteifert hat; damit die Leser selbst die gehörige Vergleichung zwischen dem Eingange des Schahnameh und des Schehinschahnameh anstellen können, schicken wir hier die Uebersetzung des Eingangs des Schahnameh dem darauf folgenden des Schehinschahnameh voraus.

Schahname.

Im Namen des Herrn der Seele, der Vernunft
Deß Höh des höchsten Gedankens Höh abstumpft,
Des Herrn des Raums und des Herrn der Namen
Des leitenden Herrn des Wegs, von dem die Nahrungszweige kamen,
Des Herrn der Sphären, des Herrn der Welt,
Der Mond, Morgenstern und Sonne leuchtend erhält;
Er ist höher als Namen und Wahn und Zeichen,
Der Bildner der Wesen in der Natur Reichen.
Wenn Einige den Schöpfer sehn und du nicht
So zürne drob nicht deinem Augenlicht.
Nicht finden auch zu Ihm den Weg Gedanken
Denn Er ist höher als des Raums der Meere Schranken;
Wie sehr das Wort Sein Wesen will ergründen
Wird Seele und Vernunft zu Ihm den Weg nicht finden.
Er ist's, der Seelen und Vernunft abwägt,
Der in Gedankenform die Thaten legt.

1) Wörtlich die Sonne raunt ihm Geheimnisse in den Winkel seiner Haube.
2) Firdussi. 3) Des Pehlewiwortes, d. i. des alten Persischen.

Niemand erreichet Ihn zu sehen wie Er ist
Sich Seinem Dienste weih'n uns einzig übrig ist.
Wenn die Vernunft auch lang die Worte wählet;
So ist doch viel noch, das zum Sehen fehlet.
Wer ist mit Urtheil, Seele und Verstand
Wer ist den Schöpfer je zu preisen im Stand!
Dir ziemt es nur Sein Daseyn zu bekennen
Und dich vom thatenleeren Wort zu trennen.
Zu dienen Ihm, zu suchen Pfade, wo es Noth
Und scharf zu merken auf Sein Machtgebot.
Wer Wissenschaft besitzt, besitzet auch die Macht,
Durch Wissen werden alte Herzen jung gemacht.
Es läßt von Ihm kein höh'res Wort sich singen,
Als daß Gedanke nicht vermag zu Seinem Seyn zu dringen.

Die größere Gelehrsamkeit und der größere Schwulst, durch welchen sich Feth Ali Chan über Firdussi erhaben dünkt, wie er dieß mehr als einmal von sich selbst zu sagen sich erkühnet, kundet sich gleich beym ersten Verse des nun folgenden Eingangs des Schehinschahname an. Während Firdussi im Namen des Herrn der Seele und der Vernunft eben so einfach als erhaben beginnt, fängt Feth Ali Chan sein Heldenbuch im Namen Gottes des Allgelehrten, an, der das Weltenbuch schrieb.

Schehinschahname.

Im Namen Gottes des Allgelehrten
Der malend schrieb das Weltenbuch.
Sein Nam' ist aller Bücher Anfang
Weil Er so Anfang ist als Ende.
Wer Ihn zu sehn wähnt sieht Ihn nicht
Wie wohl Er schuf der Augen Licht.
Das Wasser wandelt Er in Stein,
Aus Felsen bringt er Quell hervor.
Aus Meeren zieht er feuchten Thau
Aus Zweigen Silberblüten schau.
Die Ambra mischt dem Ost Er ein,
Gießt Silber auf der Fluren Rain.
Es brennt durch Ihn des Feuers Glut
Verdauungskraft gibt Er der Fluth.
Der Erde gab Er Grund und Weile
Dem Winde Leichtigkeit und Eile.
Durch Ihn ist's daß Cypressen baumeln
Wovon Repphühner trunken taumeln.
Ein einz'ger Strahl dringt durch das Thor
Und tausend Seelen singen vor.
Die Herrscher gehen von Ihm aus,
Sein Schatten, Sonnendach im Haus.
Der Welten Herrschaft ziemet Ihm
Denn Zeit und Raum gehorchen Ihm.
Die Höchsten sind bey Ihm nur Sklaven
Und senken hilflos ihren Kopf.
Vor Seinem Thron besteht kein Wahn
Kein Wähnender kommt dorten an.
Gott ist nicht, was der Mensch Ihn wähnet,
Gott ist nicht, was Verstand erkennet.
Gedankenpfade gehn ins Runde,
Von Ihm gibt nur Er selbst die Kunde.
Was ist der blaue Dom des Lichts
Ohn' Kopf und Fuß wie Nichts auf Nichts?
Bewegung reißt den Himmel fort
Er schuf die Erd' als Ruheort;
Den ersten kann nicht Ruhe zügeln
Bewegung diese nicht beflügeln.
Vom Huldmeer floß Ein Tropfen aus
Neun Himmel formten sich daraus.
In jedem ist ein Lustpallast
Einladend von dem Weg den Gast.

Im ersten der Palläste wohnt
Der schöne Knab der volle Mond;
Ein Schreiber schmückt des zweyten Flur
Den Schreibern wohl bekannt Merkur;
Im dritten ist die holde Schöne
Bezaubernd durch die Macht der Töne;
Im vierten thront der Schah die Sonne
Von lichtem Sinn mit heller Wonne;
Im fünften haust ein blut'ger Krieger
Schlachtreih'n durchbrechend Türkensieger 1).
Im sechsten wohnet ein Gelehrter 2)
An Wissenschaft ein Vielbewährter.
Im siebenten wohnt ein Inder 3) schaffend
Verständig klug und nimmer schlafend.
Im achten ist ein Frauenzimmer
Für Schöne hell wie Silberschimmer 4).
Einfachheit ist des neunten Zierde,
Einfachheit ziemt der höchsten Würde.
Gedanken reichen weiter nicht
Verstand hat auch mehr Kunde nicht,
In dieser zweygefärbten Werkstatt
Ist Alles Eile oder Weile,
Sein Zirkel kreiset immer fort
Bis Alles findet seinen Ort.
Die Sinnen treten aus dem Nichts
Bereit hervor ins Reich des Lichts,
Denn alles Seyn ist wandelbar
Nur Seines währet immerdar.
Er schuf ein Bild aus Staub und Flut,
Dem haucht er ein die Seele gut.
Mit Urtheil schmückt' Ers und Verstand,
So daß es über Engeln stand.
Er schafft im Menschen eine Welt,
In der Vernunft die Wache hält.
Mit Herrschaft ward er ausgeschmückt
So daß ihn Ueberdruß nicht drückt,
Von fünf Gewalt'gen ein Verein
Stellt sich im Hirn zusammen ein.
Der eine bringt durch stäte Runde
Von dem was schön und nicht schön Kunde 5);
Der zweyte als ein Mani 6) malt
Von jedem Dinge die Gestalt;
Was dem Verstande wohl gefällt
Wird von dem dritten dargestellt 7).
Was man dem vierten anvertraut
Wird treu bewahrt bey ihm geschaut 8).
Geheimniß hat beym fünften Platz
Denn er bewahrt geheimen Schatz 9).
Fünf andre sind in diesem Land'
Zum äußern Dienste stets zur Hand.
So ward aus einer Handvoll Erde
Der Erde Herr durch Schöpfers: Werde
Er gab zwey Gemmen Farb' und Glanz
Von salz'ger Flut wie Perlen ganz 10).

Sie dreh'n sich drinnen sonder Ruh
Als Schatz die Welt sich eignend zu.
Denn vieles können abgewinnen
Durch Zauber diese Negerinnen.
Dem Leibe dienen nach Bequemen
Zwey lichte 11) und zwey dunkle Gemmen 12).

---

1) Mars. 2) Jupiter der Kadi des Himmels. 3) Saturn der schwarze immer wache Zauberer. 4) Die Huris. 5) Wahrnehmungs-Vermögen. 6) Mani, der berühmteste Maler des Morgenlandes, stellt hier die Einbildungskraft vor. 7) Darstellungs-Vermögen. 8) Gedächtniß. 9) Der innere Sinn. 10) Die Augen. 11) Die Lippen. 12) Die Locken.

Die ersten sind zwey Lichtkorallen
Von denen Zuckerworte fallen.
Die zweyten sind zwey finstre Wogen
Ihr Duft macht doch dem Pech gewogen.
Und Niemand weiß woher die Huld
Und Niemand kennt die schwarze Schuld.
Vernunft erstaunt dem Ocean
Und kennet ihre Ohnmacht an;
Wer sagt es ob Er ohne Grund 1)
Ob Er das Maß und aller Grund.
Er gab als Gemme diesen Bau
Und stellte dieses Werk zur Schau,
Verbrämte ihn mit Sternenschein
Anordnend die geheimen Reihn.

Von dem Lobe Gottes und des herrlichsten seiner Werke, des Menschen, geht der Dichter zu dem Mohammeds und Alis, der Vortrefflichsten der Menschen, über. Die Beschreibung der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten (im Traume) ist bekanntermaßen ein Schaustück rhetorischer und poetischer Kunst, an welchem alle moslimischen Dichter und Redner in größeren Werken ihr Heil versuchen mußten, beyläufig wie allen Schönrednern der französischen Akademie unter Ludwig dem XIV. der Lobpreis des Königs und des Kardinals unerläßliches Gesetz war. Hierauf folgt ebenfalls in der durch das Richtschnur gebende Beyspiel der großen persischen Dichter und Schönschreiber vorgeschriebenen Folge die Veranlassung des Werkes, nämlich der Wunsch, sich durch Besingung der unsterblichen Thaten des Schahs Unsterblichkeit zu ersingen, so daß nicht der Auftrag des Schahs, sondern die Bitte des Dichters um diese allerhöchste Gnade, und die allergnädigste Gewährung derselben als nächste Veranlassung des Werks erscheint. Der Preis des Worts oder der Rede, welcher Firdussi, Nisami und Dschami als dem Werkzeuge ihres Ruhms unsterblichen Lobdank gezollet haben, ist hier durch Hyperbeln eigenen Dichterlobs so höher hinaufgewunden, je weiter des Dichters wahres Verdienst unter dem der genannten großen Dichter steht. Feth Ali Chan setzt sein Schehinschahname schon blos deßhalb über das Schahname, weil nach ihm jenes Dichtung dieses Wahrheit enthält; dieser Grund dürfte aber um so weniger als ein guter erachtet werden, als in des alten Persers Dichtung oft mehr historische Wahrheit ist, als in des neuen Persers Geschichte. Das Lob des Worts oder der Rede ist um so unerläßlicher, als dasselbe die Stelle der Anrufung der Muse vertritt, denn der Papagey, der in der Folge bey dem Anfange mehrerer Gesänge angerufen wird, ist nur die personificirte künstliche Rede, die Muse des epischen Staatsdichters, so wie die Nachtigall als Kehle der Liebe und Schwermuth die Muse der romantischen erotischen Dichter, die aber auch (wie Klopstock) die unsterbliche Seele anrufen, und Firdussi die Vernunft. Neben dieser höheren überirdischen Muse wird aber auch die zweyte irdische, nämlich der Weinschenke, von allen epischen und romantischen Dichtern des Morgenlandes, von Firdussi an bis Dschami, und also auch von Feth Ali Chan, zu wiederholtenmalen angerufen; so zum ersten Male bey dem Lobpreis Ali's mit wahrer dichterischer Begeisterung:

Gib mir o Schenk' die flüß'ge Glut
Und taufe mich mit Feuerflut!

---

1) Ki biischun bud ja heme tschun und tschend. Ob Er (Gott) ohne Wie (ohne Ursache) oder ob Er selbst Alles Wie und Wieviel sey.

Gib mir ein Glas von Perser Wein!
Und weih mir Herz und Busen ein.

Und zum Schlusse des Lobes unmittelbar vor Veranlassung des Buchs:

Komm Schenke zum Verstand herein!
Schenk mir vom Weltenbecher ein!
Vom Weine der den Gram verscheut,
Der Kaiserthum dem Bettler leiht.
Der alter Welt ein neues Leben
Dem Greise Kraft vermag zu geben.
Ein Glas ist werth das Reich Adschem's
Ich geb dafür die Herrschaft Dschems.
Daß das Verborgne ich enthehle
Und vom Darius 1) dir erzähle.

Firdussi und Hafis, welche das Unglück hatten, ihre Söhne zu verlieren, haben das Angedenken derselben durch rührende Todesklagen verewigt, Dschami und Nisami haben in ihren Gedichten, Anreden und gute Lehren an ihre Söhne gerichtet. Dieses Beyspiel ahmt auch Feth Ali Chan durch eine ethische Anrede an seinen Sohn nach, die er nach dem Anfange des Gedichts selbst vorausschickt, und die wir hier um so minder ganz zu übersetzen Anstand nehmen, als sie die einzige Stelle dieser Art in diesem Gedichte ist, wo der Dichter philosophische Betrachtungen durch das Surrogat politischer Lehren zu ersetzen bemüht ist; er ruft bey dieser Gelegenheit den Morgenwind an, welcher wie der Schenke von den morgenländischen Dichtern eben so oft wie die Muse von den europäischen angerufen wird, und der Muse näher kommt als der Schenke, indem man sich in demselben eher die Aurora als im Schenken den Phoibos vorstellen kann. Doch ist auch derselbe männlich gedacht, wie die Nachtigall als schmachtender Liebhaber der Schönheit Rose, wie der Papagey als kosender Bewunderer des Fräuleins Zucker.

Der Dichter gibt seinem Sohne guten Rath.

O Morgenwind, wenn du den Schaden
Der Seele meines Sohns nicht willst,
So blättr' ihm auf ein lehrreich Buch
Und streu ihm Perlen vor die Füße.
Mit Weisheit schreib die Fluren voll
Dein reines Herz ist voll von Weisheit.
Mein werther Sohn häng meinen Rath
Als Ohrgehänge an das Ohr,
Laß kurze Zeit den Lippen Ruh
Und höre meinen Worten zu.
Du wirst vom Unglück sicher seyn
Hörst du o Knab! die Lehren mein.
Laß von der Welt dich nicht betrügen
Bey Niemand bleibt sie lange liegen.
Sie bringt durch Spiel den feuchten Stern
Zum Himmel erst, dann in den Staub.
Hast du auch Stein' am Saume hangen
Mußt mit dem Himmel dich doch drehn.
Bist du von Stein, zerschlägt dich Eisen,
Bist Eisen du, so raubt dich Stein 2).
Hör eine Lehre nur von mir
Daß Alles endlich ist allhier.
Fast du den Mond verdeckt dich Wolke,
Bist Wolke du, verjagt dich Wind.
Du bist das Kind, die Welt die Wiege
Das Schicksal schaukelt dich darein.

---

1) Vom Schahe. 2) Ahenruba, d. i. Steinenräuber, der persische Name des Magneten, das persische Rubuden ist das deutsche Rauben.

Der Mond, die Sonne sind die Schellen 1)
Sie tonen dich zuletzt in Schlaf.
Willst du darinnen ruhig bleiben
So denk nicht blos auf deinen Leib.
Ergreif als Mann Gehorsamspfad,
Und rüst' dich für die andre Welt.
Wer eine starke Seele wünscht
Wird seinem Leib die Kräfte mindern.
O hör den Rath, den gut ich meine,
Nicht stolz sey auf des Vaters Beine 2).
Mach dein Gebein durch Wissen stark
Denn Wissen gibt den Beinen Mark 3).
Such' deine Stärk' im Seelengrunde
Die Büffel machen Mühlenrunde.
Trägst du die Erde wie der Stier 4)
Bleibst du doch ewig unter ihr.
Drum trübe du mein Wasser nicht
Verfinstre nicht mit Staub das Licht.
Bist du der Welt durch mich bekannt
So sey nicht stolz auf meinen Namen.
Gemessen sprich in der Gesellschaft
Und was sich schicket spreche gut.
Bist du im Zorne, rede sanft,
Die Augen schlage auf verschämt;
Du färbe dich nicht wie die Weiber,
Den Weiberfarb' ist Männern Schimpf.
Dein Schmuck sey daß du schmucklos bist,
Weil dieses Männerzierde ist.
Ein gut Gesicht ohn Farb' und Duft
Gilt mehr als häßliches geschmückt.
Suchst du die Macht, streit nicht um Rang,
Wer Vorrang sucht verliert die Macht.
Bist du gestürzt, erheb dich frey
Um frey zu seyn Gefallner sey.
Wenn sich der Pfau mit Größe brüstet,
Fühlt er die Ohnmacht seiner Flügel,
Und so wird er mit Recht verachtet
Wenn er des Schweifes Kron betrachtet.
Findst du den Weg zum Königsthor
So setze dir Geradheit vor.
In der Geradheit such das Heil
Bedenke wohl das Gegentheil.
Verlierst du Schätze, gräm dich nicht,
Denn Sorgen gaben dir die Schätze.
Sey dankbar jeden Augenblick,
Und preise stets des Schöpfers Wesen.
Wünsch Niemand Schaden um Gewinn,
Des Nächsten Wohlseyn ist das deine.
So lang das Glück des Schahs besteht
Es dir auch sicher wohl ergeht.
Wenn Er dir zürnet, schmiege dich,
Verschmäht Er dich, wirf nieder dich,
Denn heute hebt Er dich zum Himmel
Und morgen wirft Er dich in Staub.
In jedem Fall sey lobbereit,
Dieß ist die einz'ge Dankbarkeit.

---

1) Dscheladschel der onomatopöische Name wie das deutsche Schelle. 2) Sey nicht stolz auf deine Geburt. 3) Der persische Vers ist einer der schönsten zu einer Siegelinschrift für einen Deutschen, der Max heißt, wegen des persischen Worts Mags, welches Hirn bedeutet.

Bidanisch tu nis ustuchuan kun giran
Ki danisch dehed mags her ustuchuan.

4) Nach der uralten Vorstellungsart der Morgenländer wird die Erde von einem Stier getragen.

Führt Er nach deinem Kopf den Streich
So küsse du den Säbel gleich.
Denn Er ist Herr von unsrem Leben,
Als Weltenhüter uns gegeben.
Denn wer denn Schah im Herzen haßt,
Dem sey das Herz durchbohrt von Lanzen!
Und jede Brust die fremd ihm ist
Sey von dem Dolche durchgestoßen!
Als Gott der Herr die Welt erschuf,
Erschuf er vor dem Leib die Seele.
Der Weltenhüter lenkt die Welt
Wie Leib von Seele Kraft erhält.
Begegnet dir vielleicht ein Spiel
Daß die Geduld dir brechen will,
Gedenk daß wenn die Seel entwischt
Der Leib sich mit dem Staube mischt.
Er ist ein finstres grauses Aas
Den Schlangen und Gewürm zum Fraß.
Wenn in der Welt der Hüter fällt
So ist ein todter Leib die Welt.
Der Weltenherr ist Gottes statt
Gen Gott ist Lob der beste Rath.
Der Weltenherr ist Feth Ali
Von Mond zu Monden fliegt sein Name
Sein Wegestaub sind unsre Seelen.
Er hält vom Staub das Gute auf,
Wir folgen Seinem Worte willig,
Was Ihm gefällt das ist auch billig.
Es weiß der Herr der Seel und Welt
Daß ich sonst in der Welt nichts wünsche.
Sein lichtes Herz ist Becher Dschems
Und eine Welt voll von Geheimniß

u. s. w. im Lobe des Schahs, zu dem der Dichter, wie man sieht, ganz ungezwungen übergegangen ist, weil der Schah das Ziel aller seinem Sohne gegebenen politischen Lehren, so wie der Zweck des großen Werks ist, welches nach dem Lobe des Schahs Feth Ali und seines Oheims und Vorfahrers Mahmud Schah unmittelbar mit dem Regierungsantritt Feth Ali Schah's (nach der Ermordung Mahmud Schahs) beginnt.

Jos. v. Hammer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans.)

Märzheft 1820.

La Jérusalem délivrée, traduite en vers français par P. L. M. Baour-Lormian. 3 Vol. in 8. Paris 1819 chez Delaunay.

Die weise und schöne Anordnung gehört ohne Zweifel unter die ersten Vorzüge von Tassos befreytem Jerusalem. Die genauere Darstellung borgte er zwar großentheils aus früheren Dichtern, er verstand aber, das Erborgte so kunstreich zu vertheilen, daß man mit den älteren Dichtern sehr genau bekannt seyn muß, um das Entlehnte von dem ihm Eigenthümlichen zu unterscheiden, und daß man einer so sinnreichen Nachahmung beynahe nicht geringeren Werth beylegt, als eigener Erfindung. Aber nicht blos Nachahmungen finden sich in Tassos Heldengedichte, sondern selbst reine Uebersetzungen, welche sich durch eine Vergleichung mit den Originalen, aus denen er schöpfte, nachweisen lassen. Was er aus Homer, Virgil, Lukretius, Ovid, Statius, Silius Italicus, und unter den Italienern aus Ariost, Petrarca und andern

entlehnte, ist hinlänglich bekannt; weniger sind es seine Nachahmungen neuerer lateinischer Dichter, und vorzüglich des Vida. Einige Parallelstellen mögen den Leser überzeugen:

Tasso, vierter Gesang, zweyte Stanze.

Quinci avendo per tutto il pensier volto
A recar ne' Cristiani ultima doglia,
Che sia, comanda, il popol suo raccolto,
(Concilio orrendo) entro la regia soglia.

Vida, erstes Buch der Christiade.

Denique cura animo sedet: haec saepe una resurgit.
Protinus acciri diros ad regia fratres
Limina (concilium horrendum) et genus omne suorum
Imperat.

Tasso, viertes Buch, dritte Stanze.

Chiama gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba,
Treman le spaziose atre caverne
E l' aër cieco a quel romor rimbomba.

Vida, erstes Buch.

Ecce igitur dedit ingens buccina signum,
Quo subito intonuit caecis domus alta cavernis
Undique opaca, ingens, antra intonuere profunda,
Atque procul gravido tremefacta est corpore tellus.

Tasso, zweytes Buch, fünfte Stanze.

Qui mille immonde Arpie vedresti e mille
Centauri, e Sfingi, e pallide Gorgoni,
Molte e molte latrar voraci Scille,
E fischiar Idre, e sibilar Pitoni
E vomitar Chimere atre faville
E Polifemi orrendi e Gerioni,
E i novi mostri e non più intesi e visti
Diversi aspetti in un confusi e misti.

Vida, erstes Buch.

Gorgonas hi Sphingasque obscoeno corpore reddunt,
Centaurosque Hydrasque illi, ignivomasque Chimaeras
Centum alii Scyllas ac faedificas Harpyias,
Et quae multa homines simulacra horrentia fingunt.

Tasso, viertes Buch, neunte Stanze.

Tartarei numi, di seder più degni
Là sovra il sol, ond' è l' origin vostra;
Che meco già dai più sublimi regni
Spinse il gran caso in quest' orribil chiostra;
Gli antichi altrui sospetti e i fieri sdegni
Noti son troppo e l' alta impresa nostra;
Or colui regge a suo voler le stelle
E noi siam giudicate alme rubelle.

Vida, im ersten Buche.

Tartarei proceres, coelo gens orta sereno
(Quos olim huc superi mecum inclementia regis
Aethere dejectos flagranti fulmine adegit,
Dum regno cavet, ac sceptris multa invidus ille
Pertimuit, refugitque parem) quae praelia toto
Egrimus coelo, quibus olim denique utrinque
Sit certatum odiis, notum et meminisse necesse est.
Ille astris potitur, parte et plus occupat aequa
Aetheris, ac poenas inimica a gente recepit
Crudeles.

Tasso, neunter Gesang, sechs und vierzigste Stanze.

Cosi scendendo dal natio suo monte
Non empie l'umil Po l'angusta sponda,
Ma sempre più, quanto è più lunge al fonte,
Di nove forze insuperbito abonda;
Sovra i rotti confini alza la fronte
Di tauro, e vincitor d'intorno inonda;
E con più corna Adria rispinge, e pare,
Che guerra porti e non tributo al mare.

Von dieser so schönen Stelle ist nur der Schlußgedanke, der ihren Werth so sehr erhöhet, dem Tasso eigen, das übrige ist eine Nachahmung des Vida, der im ersten Buche seiner Christiade singt:

Pinifero veluti Vesuli de vertice primum
It Padus, exiguo sulcans sata pinguia rivo,
Hinc magis atque magis labendo viribus auctus,
Surgit, latifluoque sonans se gurgite pandit
Victor: opes amnes varii auxiliaribus undis
Hinc addunt: atque inde suo nec se capit alveo
Turbidus, haud uno dum rumpat in aequora cornu.

Wie sehr Tasso entlehnte Ideen zu verschönern wußte, zeigt die zwanzigste Stanze des funfzehnten Buches:

Giace l'alta Cartago, e appena i segui
Dell' alte sue ruine il lido serba;
Mojono le città, mojono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena ed erba,
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni:
O nostra mente cupida e superba.

Diese schöne Stanze ist gewiß eine Nachahmung, aber eine veredelnde, des Sannazar in seiner Elegie auf die Zerstörung von Pozzuolo:

Et querimur, cito si nostrae data tempora vitae
Diffugiunt; urbes mors violenta rapit.
Fata trahunt homines. Fatis urgentibus, urbes,
Et quodcunque vides, auferet ipsa dies.

Schöner, und auf eine der Tassischen Stanze sich nähernde Art hatte Sannazar denselben Gedanken in seinem Gedichte De Partu Virginis ausgedrückt:

Obruitur, propriis non agnoscenda ruinis.
Et querimur, genus infelix, humana labare
Membra aevo, cum tot regna moriantur et urbes.

Die Uebersetzung des Herrn Baour=Lormian, ein vollkommen gelungenes Werk, verspricht Herr Raynouard, Verfasser des Artikels, aus dem dieser Auszug genommen ist, in einem folgenden Hefte dieser Zeitschrift genau zu charakterisiren.

Mémoire sur l'importation en France des chèvres à duvet de Cachemire, par M. Tessier. Paris 1819 *in* 8.

Eine nähere Nachricht über die durch öffentliche Blätter bekannt gewordene Transportirung Cachemirischer Ziegen nach Frankreich ist für Freunde der Naturgeschichte und Geographie eben so interessant, als für die der Industrie und des Handels. Herrn Tessier, dem Verfasser dieses in der Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Aufsatzes, wurde von der französischen Regierung die Sorge und Aufsicht über diese Zegen übertragen, und seine Angaben verdienen daher allen Glauben.

Schon vor mehreren Jahren suchte auf Veranlassung des Herrn Ternau ein französischer Reisender in Rußland auf dem Markte

von Makariew, auf dem sich alle asiatischen Handelsleute einfinden, die Ungewißheit zu heben, in der man noch immer über das Thier schwebt, welches zu den unter dem Namen Cachemires bekannten Shawls die Wolle liefert. Er erhielt durch einen Armenier sechzig Pfund solcher Wolle. Diese mit einem andern Pack Wolle verglichen, die der Kapitän Karl Baudin aus Kalkutta mitbrachte, und welche gerade aus Tibet kam, bestätigte die Angabe mehrerer Reisenden, daß die Ziegenart, welche diese Wolle liefert, in verschiedenen Gegenden Persiens, Indiens und der Tartarey verbreitet ist, ja nach einer mündlichen Ueberlieferung soll Tamas Kouli=khan bey einem seiner Kriegszüge dreyhundert dieser Thiere mit sich geführt haben, die sich in Kaboul, Kandahar, in der großen Bucharey, und selbst in der Provinz Kerman vermehrten.

Diese, wenn gleich nicht über alle Zweifel erhabene Anzeigen, ließen vermuthen, daß man sich diese Ziegengattung auch ohne die beschwerliche und gefährliche Reise nach Tibet zu unternehmen, verschaffen könne. Die Provinz Kerman, wiewohl unter dem dreyßigsten Breitegrade gelegen, ist doch ihrer Gebirge wegen kälter, als mehrere Theile von Frankreich. Es war freylich zu besorgen, daß, wenn man diese Ziegen anders woher als aus Tibet erhielt, die Wolle nicht unvermischt und vom höchsten Grade der Schönheit ausfallen würde. In der That stehen auch die in der Provinz Kerman verfertigten Shawls jenen von Cachemir an Schönheit und Feinheit bey weitem nach; doch konnte man dieses eben so wohl einer minder vollkommenen Fabrikationsart, als der Vermischung der Wollengattungen beymessen, und für jeden Fall war es der Mühe werth, den Versuch zu machen. Herr Gottlieb Jaubert, Professor der türkischen Sprache, nahm die Ausführung desselben auf sich. Er reiste mit den besten Empfehlungsschreiben, vorzüglich vom Herzoge von Richelieu versehen, über Odessa, Tagaurog und Astrachan in das Lager des Generals Yermolof am Fuße des Kaukasus. Nach den übereinstimmenden Nachrichten kirgisischer, armenischer und bucharischer Kaufleute war bey den Kirgisen am Ural eine Gattung von Ziegen zu treffen, welche fast immer glänzend weiß sind, und jährlich im Juny ein Bließ von ausnehmender Feinheit liefern. Die Muster, welche man ihm vorwies, stimmten mit den über Rußland nach Frankreich geschickten überein, und er kaufte sonach in den Steppen, welche Astrachan von Orenburg scheiden, bey den Kirgisen und Kaisacken 1289 Ziegen. Durch die ungünstige Jahreszeit verlor er bis Theodosia 288 derselben. Hier theilte er sie in zwey Theile, deren einer, bestehend aus 566 Stück, gegen die Mitte des Aprils in Marseille ankam, der andere von Herrn Jaubert selbst etwas später nach Toulon gebracht wurde. Als die Ziegen ausgeschifft wurden, und Herr Tessier die Aufsicht über sie übernahm, herrschte unter ihnen fast allgemein die Krätze, welche die Haut dieser Thiere bedeckte, mit einem unerträglichen Jucken, und zuweilen auch mit Wurmaffektion verbunden war. Diese Krankheit, welche die langen Haare sowohl als die weichen Flaumen nur stellenweise erscheinen ließ, nöthigte endlich Hrn. Tessier, sie ganz abscheren zu lassen, in der Ueberzeugung, daß die feine Wolle im Nachwuchse durch die Schere nicht mehr, als durch diese Krankheit gehindert werden könne. In der That wich dieses Uebel einer Mischung von Schweinschmalz, Schwefelblüte und Kanthariden sogleich. Sowohl während des Transportes als im Quarantaine=Lazareth litten sie am meisten an einer eiterigen Schwindsucht, welche ihnen wahrscheinlich die verdorbene Luft in den untern Schiffsräumen zu=

zog, und welcher die davon ergriffenen größtentheils unterlagen. Nach geendeter Quarantaine wurden hundert Ziegen, welche die Regierung übernahm, in die königliche Meierey in die Gegend von Perpignan gebracht, wo sie sich wohl befinden, so daß ihr langes Haar schon nachwächst, und man auch schon die weichen Flaumen wahrnimmt. Der Ueberrest ist im Var=Departement auf den Bergen, welche von der Nordseite die Ryede von Toulon umgeben, ein kleiner Theil blieb im Departement der Rhone=Mündungen. Nach allem erlittenen Verluste blieben von den 1289 erkauften Ziegen 400 übrig, eine in Hinsicht auf die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht unbedeutende Anzahl. Für das Fortkommen dieser neu eingeführten Ziegengattung glaubt Hr. Tessier nichts besorgen zu müssen. Das Beyspiel der Merinos und der angorischen Ziegen scheint die Vermehrung auch dieser Ziegengattung zu verbürgen, welche übrigens in Hinsicht auf Nahrungsmittel und Lebensart den einheimischen Ziegen ganz ähnlich ist. Die Beschreibung, welche der Verfasser von diesen Ziegen macht, stimmt mit jener des Samuel Turner ganz überein, sie weicht auch wenig von der Beschreibung jener fünf ab, welche Herr Duntop im nördlichen Schottland für Rechnung der französischen Regierung kaufte, und die nun in der königlichen Schule zu Alfort sind. Auch jener Bock, welcher aus dem Garten der ostindischen Kompagnie in Kalkutta durch Herrn v. Vauceles dem Museum der Naturgeschichte zu Paris eingeschickt wurde, ist von derselben Art, so wie auch die chinesische Ziege mit gelbem Bauche, die die Chinesen Fan nennen. Eine Nachschrift des Herrn Tessier zu diesem Aufsatze enthält genauere Nachrichten über die Verfertigung der Shawls, welche ein Armenier zu Konstantinopel, der längere Zeit in Cachemir zu Lahor und Peischawen wohnte, ertheilte, und zwey Kaufleute bestätigten. Nach diesem ist das Thier, dessen Haar zur Verfertigung der Shawls dient, eine Ziege von Tibet, nicht aber das einhöckerige Kameel. Diese Ziege gleicht einer gewöhnlichen Ziege, und hat gerade Hörner. Sie ist bald mehr, bald weniger weiß, oder hellbraun; grobes Haar bedeckt die wolligen Flaumen, welche ohne alle Beymischung zur Verfertigung der Shawls verwendet werden. Weiber und Kinder zupfen das lange Haar und alle fremdartigen Theile aus, die Flaumenbüschel werden auf Tüchern von indischem Moussėlin kardätscht, und dann von allen Unreinigkeiten mit den Fingern gereinigt, den Färbern und Spinnerinnen übergeben. Der Weberstuhl ist einfach und wagerecht, der Weber arbeitet auf der Kehrseite, und ein Kind, das unterhalb steht und die Zeichnung vor sich hat, zeigt ihm bey jedem Schießen des Weberschiffes die Farbe an, die er zu nehmen hat. Ein Shawl von der schönsten Gattung kostet fünf bis sechshundert Rupien (12 bis 1500 Franks. Die schönste Wolle kommt aus der Gegend von Lasa und Ladak, viele wird aber auch aus Kaschgar und Bokhara bezogen. J. P. Abel, Remusat.

***Histoire de la Peinture en Italie. Par M. B. A. A.* 2 *vol.* 8. *Paris* 1817.**

(Aus dem Edinburgh Review Nr. 64.)

Der Verfasser dieses Werkes, als welchen die öffentliche Meinung den Baron Stendahl nennt, ist ein Mann von vielen Kenntnissen, vorzüglich in Bezug auf den Gegenstand dieses seines Werkes, und hat auch über viele andere Dinge originelle und lebendige, wenn gleich zuweilen paradoxe Ansichten. Sein gegenwärtiges Werk ist ungeachtet seines beträcht-

lichen Umfanges bis ans Ende interessant. Die Einleitung enthält Bemerkungen über den Zustand Italiens in Bezug auf Künste und bürgerliche Gesellschaft, von dem Ende des Zeitalters des Augustus, bis auf die neuern Zeiten, welche mit Politik in eben so naher Verbindung stehen, als mit Malerey. Es ist auch mehr ein Theil der Geschichte selbst, von der Zeit des Cimabue nämlich, bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts als eine Einleitung. Die Geschichte der florentinischen Schule, welche darauf folgt, füllet das ganze übrige Werk, welches füglicher den Titel von Anekdoten über die zwey großen Meister Leonardo da Vinci und Michel Angelo und ihre Zeitgenossen in der Kunst, als den einer allgemeinen Geschichte der Malerey führte. Ueber die Erneuerer der Malerkunst führt der Verfasser einige nicht ganz bekannte Umstände an. Das älteste italienische Gemälde ist nach der allgemeinen Meinung die Madonna des Guido von Siena, welche die Jahrzahl 1221 hat. Der Verfasser aber gibt Nachricht von einem noch älteren Meister, Giunta Pisano, der im Jahre 1240 starb, in welchem Cimabue zur Welt kam. Wiewohl Cimabue der Vater der Malerey in Italien, und der Gegenstand enthusiastischer Bewunderung war, so ist doch das Größte, was er der Kunst leistete, sein Schüler Giotto. Er fand schon ein für Kunst empfängliches Geschlecht. Schaaren drängten sich zu, seine Madonna zu sehen, so daß der Bezirk, in dem er lebte, den Namen Borgo Allegro erhielt, und als das Bild in die Kirche gebracht wurde, in der es noch steht, so geschah dieses in einem Triumpheinzuge. Die Verdienste Giottos, eines Malers von großem Genie, würdigt der Verfasser gebührend, und vertheidigt ihn gegen den Tadel der Kritiker, welche nur die Fortschritte der Kunst unter den spätern Meistern zum Maßstabe ihres Urtheils machen. Das Genie dieses Mannes erzeugte, wie gewöhnlich, sclavische Nachahmer, und so trat ein Stillstand in der Kunst ein. Doch schritt in dieser Periode Architektur und Skulptur mächtig vorwärts, und diesem Umstande verdankt wahrscheinlich die Malerey den wichtigsten Schritt zu ihrer Vervollkommnung, die Erfindung der Perspektive und des Helldunkeln; denn Kenntniß der Perspektive war die naturliche Folge von Architekturzeichnung und Aufmerksamkeit auf Licht und Schatten war vom Formen menschlicher Gestalten unzertrennlich. Paolo Ucello und Masacrio verdankt man diese großen Verbesserungen in der Kunst. Der letztere ist ohne Zweifel ein Genie vom ersten Range, doch scheint der Verfasser, da er ihn Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto vorzieht, seinen Werth zu hoch anzusetzen, und er gesteht selbst: »ich liebe ihn zu sehr, um über ihn zu urtheilen.« Noch ausschweifender ist der Verfasser in der Bewunderung des Lukas Signorelli, eines ohne Zweifel großen Malers, der aber doch noch der früheren Periode dieses Zeitalters angehört. Nach dieser Einleitung in die Kunstgeschichte Italiens geht er zum eigentlichen Gegenstande seines Werkes, der Geschichte des Leonardo da Vinci und Michel Angelo über, welche zwar nichts ganz Neues, doch das hie und da Zerstreute mit Geiste gesammelt, und mit trefflichen Bemerkungen begleitet enthält. Leonardo zwar nicht von so umfassendem Genie in den schönen Künsten, wie Michel Angelo, übertraf ihn doch an Mannigfaltigkeit vollkommener Leistungen von der abstraktesten Wissenschaft bis zu den Geschicklichkeiten, welche bloß zur Erheiterung des Lebens dienen. Die siebzehn Jahre, welche er, wie bekannt, in Mailand zubrachte, nachdem er seinen Ruhm begründet hatte, brachte er wohl nicht größtentheils mit Malen zu, er vollendete aber sein größtes Werk, den Triumph

der Kunst, das letzte Abendmal. Die reichlichen Notizen des Verfassers über dieses Werk gehören zu dem Vorzüglichsten des vorliegenden Werkes. Leonardo dachte, wie alle große Meister, tief über seinen Gegenstand, und bereitete sich auf sein Werk durch das sorgfältigste Studium der Natur, und durch vielfaches Entwerfen der einzelnen Theile und des Ganzen. Er besuchte fleißig öffentliche Versammlungsplätze, um Physiognomien aufzufinden, die er in seinem Gemälde anzubringen gedachte. Die meiste Mühe machte ihm der Kopf des Judas, zu dem er ein Original über ein Jahr vergebens suchte. Das Abendmal, auf diese Art vollendet, und zum Gegenstande unbegränzter und allgemeiner Bewunderung geworden, hatte unglücklicher Weise das Schicksal der kürzesten Dauer unter allen großen Gemälden. Materialien, Lokal- und mancherley äußere Umstände trugen dazu bey, selbst die Spuren dieser Meisterhand zu zerstören. Das erste Unglück war, daß das Gemälde in Oel und nicht fresko gemalt war. Ein elendes Freskogemälde am anderen Ende des Refektoriums, in welchem Leonardos Meisterwerk prangte, zeichnet sich noch durch die Frische des Colorits aus. Zudem soll Leonardo ein zu sehr verfeinertes, zu dünnes Oel zu seiner Arbeit genommen haben, auch hatte ohne Zweifel der Mörtel, auf den er seine Farben auftrug, Fehler, so daß die Mauer sich in wenigen Jahren abschälte. Es kömmt noch hiezu, daß das Kloster selbst in einer feuchten Gegend liegt, und das Refektorium in dem untersten Theile des Gebäudes ist, so daß es sich bey jeder Ueberschwemmung mit Wasser füllet. Seine volle Schönheit behielt daher das Gemälde nur wenige Jahre. Im Jahre 1498 war es vollendet worden, im Jahre 1540 liest man, daß es schon zur Hälfte verlöscht war, und zehn Jahre später sah man nur mehr die Umrisse, die Farben waren gänzlich verschwunden. Ein Jahrhundert später bemerkten die Mönche, daß die Küche in einer geraden Linie durch die Wand des Gemäldes mit ihrer Tafel zu verbinden sey, sie durchbrachen daher ohne Anstand diese Wand, und zerstörten so einen Theil der Hauptfigur, und die zwey nächsten an ihr. Bald darauf hingen sie den Wappenschild des Kaisers an derselben Wand auf, so daß er die Köpfe der Apostel erreichte. Im Jahre 1726 endlich ließen sie sogar von einem gewissen Bellotti, der das Geheimniß, verloschne Farben herzustellen, zu besitzen vorgab, das ganze Gemälde übermalen. Was noch von den Umrissen geblieben war, zerstörte im Jahre 1770 ein gewisser Mazza, der zu allen Figuren, drey ausgenommen, neue Köpfe malte. Im Jahre 1796 befahl General Bonaparte, ehe er sich wieder zu Pferde setzte, daß von diesem Refektorium kein militärischer Gebrauch gemacht werden solle. Allein bald darauf ließ ein anderer General die Thür desselben einbrechen, und verwendete es zu einem Stalle. Es diente dann einige Jahre zu einem Magazin für Fourage, und als man, ferneren Mißhandlungen vorzubeugen, die Thür zumauern ließ, so wurde auf das Gemach so wenig geachtet, daß, als im Jahre 1800 das Wasser in demselben einen Fuß hoch stand, es darin gelassen wurde, bis es selbst verdünstete. Sonach beruht unsere Kenntniß von diesem Meisterwerke nur auf Kopien und Kupferstichen. Zum Glücke sind dieser Kopien mehrere, von gleichzeitigen vorzüglichen Künstlern. Die eine, von welcher Morghen seinen berühmten Kupferstich nahm, ist ein Freskogemälde des Marco d'Oggione vom Jahre 1514 in dem Refektorium des aufgehobenen Klosters von Castellazo, eine zweyte ist in dem Hauptspitale in Mailand, im Jahre 1500 gemalt, und eine kleinere von Oggione vom Jahre 1510. Noch eine berühmtere von Lucini, die sich in Lugano befindet, weicht von dem Originale in acht Köpfen, den des Judas mitbegriffen, ab. Bo-

naparte befahl, von diesem Werke eine Kopie in der Größe des Originals zu machen, und trug die Ausführung des Ganzen dem Raffaelli, und die Farbengebung dem Maler Bossi auf. Das vollendete Werk befindet sich gegenwärtig in Wien, wo es ein zur Aufstellung geeignetes Lokal erwartet. Von den übrigen großen Werken Leonardos ist beynahe nichts auf uns gekommen. Die kolossale Statue von Erz, ein Pferd von 23 Fuß Höhe, welche er für Ludwig Sforza in Mailand machte, und woran er sechzehn Jahre arbeitete, zerstörten die Franzosen, kaum, nachdem er sie vollendet hatte, bey der Eroberung Mailands. Eben so ist die Handzeichnung desselben von einer Schlacht, welche er nach seiner Rückkehr nach Florenz in der berühmten Preisbewerbung mit Michel Angelo machte, verloren gegangen, nur eine Probe davon wurde von Rubens kopirt, und von Edelynck in Kupfer gestochen. Nur seine hydraulischen Arbeiten an der Adda, welche er zweyhundert Meilen weit schiffbar machte, und die Bewässerung eines Theiles der Lombardie, sind als bleibende Denkmale seiner Kenntnisse in den mechanischen Wissenschaften auf uns gekommen.

Das vierte und fünfte Buch, und damit die Hälfte des zweyten Bandes, ist mit kurzen Betrachtungen und Abhandlungen über idealische, antike und moderne Schönheit angefüllt, welche wohl von einem lebendigen Geiste zeugen, aber auch wieder durch metaphysische Dunkelheit und schneidende Paradoxe des Verfassers, der die Absicht hat, einen esprit des beaux-arts im Geiste Montesquieus zu schreiben, zurückschrecken. Von diesen Kunstgegenständen schweift er in diesem Theile des Buches, der den verhältnißmäßig geringsten Werth hat, auch zu politischen ab. Der Rest des Werkes ist Michel Angelo gewidmet, dessen Leben und Werke auf eine höchst geistvolle Art geschildert werden. Die Liebe zur Skulptur bey diesem großen Meister war beynahe instinktartig. Sie brach beym Anblicke einiger alten Statuen aus; er bekam ein Stück Marmor und Werkzeuge, und fing auf der Stelle an, den Kopf eines jungen Rehes auszuhauen, den er eben polirte, als Lorenzo von Medicis vorbeykam, und seine Arbeit betrachtete. Auf der Stelle überzeugt, daß er ein Genie von ungewöhnlicher Größe entdeckt habe, beredete er seinen Vater, ihn ganz der Skulptur zu widmen, und gab ihm ein Gemach in seinem Pallaste zu seinen Studien, wo er die Unterstützung Lorenzo's, so lange dieser lebte, genoß. Nach seinem Tode wurde der Papst Julius II. Michel Angelo's mächtiger Beschützer. Der heftige Charakter des Papstes sowohl als des Künstlers brachte den letzteren zur Flucht nach Florenz, von wo ihn der Papst lange vergebens durch alle Mittel, selbst die Drohung von Bannstrahlen, zurückzubringen suchte. Nachdem er aber nach Rom zurückgekehrt war, trug ihm der Papst ein Werk von ungeheurer Größe, und fast unübersteiglicher Schwierigkeit, das Ausmalen des ungeheuren Plafonds der sixtinischen Kapelle auf. Selbst für Raphael, welcher damals in Vatikan malte, und für jeden mit der besonderen Kunst des Freskomalens vertrauten Künstler wäre dieß wegen der Größe des zu bemalenden Raumes ein Gegenstand unsäglicher Mühe gewesen. Allein Mich. Angelo hatte nie einen Pinselstrich gemacht in diesem Style, und kannte selbst die ersten Elemente der Freskomalerey nicht. Die Eigenheit und besondere Schwierigkeit derselben besteht, wie bekannt, darin, daß die Zeichnung der Umrisse und die Auftragung der Farben geschehen muß, so lange noch der Anwurf der Mauer naß ist, so daß der Künstler einerseits auch nicht einen Pinselstrich ändern, andererseits seine Arbeit jedesmal in sehr kurzer Zeit vollenden muß. Michel Angelo, der sich in

der Malerey überhaupt und in dieser Art derselben insbesondere noch gar nicht geübt hatte, mußte in der That mehr als menschlichen Muth besitzen, um das erste Freskogemälde auf einer solchen Leiter und in einer so beschwerlichen Stellung zu wagen. Er machte auch Gegenvorstellungen, allein der Papst gab ihnen kein Gehör. Michel Angelo ließ nun Freskomaler von Florenz kommen, um von ihnen das Technische der Freskomalerey zu lernen, zerstörte dann alles, was sie gemalt hatten, und begann selbst. Ist es nicht eine Art Wunder, daß auf diese Weise die sixtinische Kapelle entstand, daß sie der erste Versuch eines Künstlers in einer ihm ganz neuen, und zwar der allerschwierigsten Art von Malerey ist? Die Geschichte des menschlichen Genies hat keine ähnliche Thatsache aufzuweisen, und wenn man bedenkt, was in der Seele dieses großen Meisters vorgehen mußte, der so zartfühlend in allem, was seinen Ruhm betraf, und dabey so streng in seinem Urtheile über sich war, und der nun ein so ungeheures Werk in einer selbst ihren mechanischen Theilen nach ihm fremden Kunst unternahm, so vergißt man über der unerreichten Kraft seines Charakters selbst die Größe seines Genies. Der Raum gestattet nicht, eine Menge interessanter Anekdoten über Michel Angelos unsterbliche Werke im Vatikan, und über seinen Bau der Peterskirche hier aufzunehmen, bey dem er das Versprechen erfüllte, die Kuppel des Pantheon in die Luft zu heben. Wir verweisen dießfalls auf das Werk selbst, an welchem nur noch mit verdientem Tadel der beleidigende Ton über alle Gegenstände, die mit Religion in Verbindung stehen, zu bemerken ist.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review Nr. XLII. und XLIII.)

Mémoires pour servir à l'histoire de la Révolution de S. Domingue. Par le Lieutenant-Général Baron Pamphile de Lacroix. II. Tom. Paris 1819.

History of the island of St. Domingo, from its first discovery by Columbus to the present period. London 1818.

Réflexions sur le noirs et les blancs, la civilisation de l'Afrique, le Royaume d'Hayti etc. Relation de la fête de S. M. la Reine d'Hayti etc. Par le Baron de Vastey, Secrétaire du Roi au Cap Henry.

Almanac Royal d'Hayti 1818.

Wir heben aus der weitläufigeren Beurtheilung dieser Werke nur das Merkwürdigste über die Hauptpersonen in der neuern Geschichte von St. Domingo aus. Die vorzüglichste derselben ist Toussaint L'Ouverture. Er wurde um das Jahr 1745 in der Pflanzung des Grafen Noe als Sklave geboren. Ein gesetzter Charakter, und ein besonderes Wohlwollen gegen Kinder und selbst gegen Thiere zeichnete ihn schon in früher Jugend aus. Durch die menschenfreundlichen Bemühungen des Herrn Bayou de Libertas, des Verwalters der Plantage, lernte er, wie einige behaupten, lesen, schreiben und etwas rechnen. Nach andern verschafften ihm eigene Anstrengungen ohne fremde Beyhülfe diese Kenntnisse. Herr Bayou machte ihn, sobald er sich von denselben überzeugt hatte, zu seinem Postillon, und Toussaint bezeugte sich dankbar

dafür. Denn als im Jahre 1791 die Empörung der Negersclaven ausbrach, so wollte er einige Zeit lang daran nicht theilnehmen, und als die Neger Anstalt machten, die Pflanzung zu zerstören, so traf er sogleich Anstalten, seinen Herrn vor dem drohenden Verderben zu retten. Er verschaffte ihm Mittel, nach Nordamerika zu fliehen, und gab ihm eine bedeutende Menge Zucker mit, um ihn in seiner Verbannung zu erhalten. Dann erst schloß er sich an seine Landsleute an, und wurde wegen einiger Kenntniß von allgemeinen Heilmitteln zuerst als Arzt bey den königlichen Truppen angestellt. Später wurde er Adjutant, dann Oberst, und bald darauf machte ihn der Gouverneur Laveaux zum Brigadegeneral zur Belohnung der wichtigen Dienste, die er dadurch geleistet, daß er die Schwarzen zur Ordnung zurückbrachte, den Spaniern die nördlichen Theile der Insel entriß, und der brittischen Armee mit Erfolg widerstand. Bey einem Aufstande unter Anführung des Mulatten Villate, war der Gouverneur Laveaux gefangen genommen worden. Sogleich erschien Toussaint an der Spitze von zehntausend Schwarzen, und befreyte den Gouverneur, der ihn nun zum Gouverneurs=Stellvertreter machte. Von diesem Augenblicke an wurde das Betragen der Schwarzen immer besser, und vollkommene Ordnung und Disciplin fing an unter ihnen zu herrschen. Die Franzosen sendeten zwar Kommissäre nach St. Domingo ab, aber Toussaint leitete alle ihre Schritte, und nach Laveaux's Rückkehr nach Frankreich machte ihn der Kommissär Santhonax zum Oberbefehlshaber. Als General Rochambeau, der in derselben Eigenschaft nach St. Domingo abgesandt worden war, sah, daß er eine bloße Null sey, und sich deßwegen beklagte, sandte ihn Toussaint nach Hause, und entfernte auch Santhonax, indem er seine Berichte durch ihn dem Direktorium überschickte. Ueberzeugt, daß die Berichte dieser beyden Männer ihn der französischen Regierung verdächtig machen mußten, sandte er nun seine zwey Söhne nach Frankreich, um sie da erziehen zu lassen, und so dem Directorium eine Bürgschaft seiner rechtlichen Gesinnungen zu geben. Doch hielt man in Frankreich für nöthig, ihn zu beobachten, und trug dieses Geschäft dem General Hedouville auf, der sich aber gleichfalls überzeugte, daß Toussaint in der Kolonie alles, und er nichts sey. Er verließ daher bald wieder St. Domingo, und nun trachtete Toussaint nur noch, zur Herstellung allgemeiner Ruhe die Mulattengenerale Rigaud und Petion zu entfernen. Eifersüchtig gegen Toussaints wachsende Macht erregten sie einen Aufstand der farbigen Leute gegen ihn, und führten eine Zeit lang einen innern Krieg. Nachdem aber Bonaparte, als erster Konsul, Toussaint als Oberbefehlshaber bestätigt hatte, so gaben die Anführer der Mulatten ihre Sache auf, und die beyden Generale schifften sich nach Frankreich ein. Die gefährlichsten und lästigsten von seinen Gegnern, die Engländer, entfernte er dann durch ausgezeichnete diplomatische Verhandlungen. Seine Rechtlichkeit bewährte sich bey dieser Gelegenheit auf eine ausgezeichnete Art. Der französische Kommissär Roume forderte ihn in einem Briefe auf, den englischen General Maitland, der in Folge der abgeschlossenen Konvention Toussaint einen Besuch machte, als einen Feind der französischen Republik gefangen zu nehmen. General Maitland, in Geheim von Roumes verrätherischem Anschlage unterrichtet, vertraute dennoch auf Toussaints Redlichkeit, und erschien. Bey dem Eintritte ins Hauptquartier bat man ihn, zu warten. Nach einer Weile kam Toussaint mit zwey offenen Briefen in der Hand. »Hier lesen sie, General,« sagte er, »ehe wir mit einander sprechen, das eine ist der Brief

des französischen Kommissairs, das andere meine Antwort. Ich konnte sie nicht früher sehen, als ich meine Antwort geschrieben hatte, um sie zu überzeugen, wie sicher sie bey mir, und wie unfähig ich sey, eine Niederträchtigkeit zu begehen.«

Durch den Einfluß und das Beyspiel dieses merkwürdigen Mannes herrschte auf der Insel Zucht und Ordnung. Es wurde auf die Beobachtung aller Pflichten der Moral und Religion und des gesellschaftlichen Wohlstandes mit der äußersten Strenge gehalten. Besonders trachtete er der Ausgelassenheit des weiblichen Geschlechtes zu steuern, und duldete es nicht, daß eine europäische Frau an seinem Hofe mit unbedecktem Busen erschien. Er warf einst selbst sein Schnupftuch auf den Busen eines Mädchens, indem er entrüstet ihr zurief: »Sittsamkeit sollte die erste Zierde ihres Geschlechtes seyn.« Nie war, wie Lacroix bezeugt, die Disciplin in einem Heere strenger, als unter Toussaints Truppen. Jeder Offizier von höherem Range befehligte mit der Pistole in der Hand, und hatte das Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen. Mit wunderbarer Geschicklichkeit stellte er die zerrütteten Finanzen der Insel wieder her. Die alten Eigenthümer der Besitzungen waren großentheils verschwunden, und selbst keine Spur ihrer rechtmäßigen Nachfolger zu entdecken. In solchen Fällen führte er eine Art gemeinschaftlichen Eigenthumes ein, wornach die Pflanzer einen bestimmten Theil der Produkte erhielten, der Ueberrest aber zum Staatseinkommen geschlagen wurde.

In Folge dieser Maßregel kehrten die Neger freudig zu den Feldarbeiten zurück, und unterwarfen sich unter schwarzen Offizieren selbst strengeren Gesetzen, als sie unter ihren vorigen Herren gehabt hatten. Auf diese Weise näherte sich die Kolonie mit schnellen Schritten ihrem ehemaligen Glanze. Allein ihr Glück war von kurzer Dauer. Kaum war der Friede von Amiens abgeschlossen, als Bonaparte, theils durch die vertriebenen Pflanzer, theils durch Handelsspekulanten, am meisten aber durch seinen Ehrgeiz, der keinen Nebenbuhler dulden konnte, angespornt, auf Wiedereroberung der Kolonie dachte. Die Sprache, welche Bonaparte durch seinen Schwager Le Clerc gegen St. Domingo führen ließ, war eine Mischung von Schmeicheley und Drohung. Als aber der unter Toussaint befehligende General Toussaint die Stadt Cap François niederbrannte, und Toussaint alle Anstalten zur ernstlichen Gegenwehr traf, versuchte Le Clerc, diesen durch den Anblick seiner zwey Söhne, die er ihm mit ihrem Erzieher Coisnou sandte, zu bestimmen, daß er den Oberbefehl aufgebe, und die Stelle eines General-Lieutenants unter Le Clerc annehme. Allein Toussaint wankte nicht. Er überließ es seinen Söhnen, zwischen ihrem Vater und dem Lande, in dem sie erzogen worden, zu wählen. Das fernere Schicksal derselben ist ungewiß. Nach dem englischen Werke kehrten sie zu Le Clerc zurück, ohne daß man mehr etwas von ihnen vernahm, nach LaCroix aber gelang es der Mutter, sie zu behalten, und einer derselben soll in der Folge ein Korps von Insurgenten befehligt haben. Le Clerc erklärte nun Toussaint und Christoph für Rebellen, und es kam zu einem durch die größten Grausamkeiten bezeichneten Kriege. Le Clerc suchte durch vielerley Kunstgriffe die Schwarzen zum Abfall zu bringen, und es gelang ihm anfänglich nur allzu sehr. Die schwarzen Generale Maurepas und La Plume gingen mit ihren Truppen zu den Franzosen über, und, wie eine Proklamation des Königs Heinrich vom Jahre 1814 sagt, war Maurepas Lohn ein grausamer Tod am Bord des französischen Admiral-Schiffes. Nach langem und hartnäckigem Kampfe, unterhandelte

Christoph in seinem Namen und für seinen Kollegen Dessalines, der sich in diesem Kriege als einen unternehmenden und geschickten Anführer gezeigt hatte, und fur den Oberbefehlshaber Toussaint eine allgemeine Amnestie, in der alle Truppen begriffen seyn, und wornach die schwarzen Offiziere ihren Rang behalten sollten, Bedingungen, welche Le Clerc sehr gern bewilligte. Frankreichs Oberherrschaft uber St. Domingo wurde nun anerkannt, und Toussaint zog sich auf seinen Landsitz bey Gonaives zurück, um die lang entbehrte Ruhe zu genießen. Hier wurde er nun mit seiner Familie in Folge der geheimen Instruktionen Bonapartes durch den Brigade=General Brunet in der Nacht aufgehoben, und als Gefangener nach Frankreich geführt. Man brachte ihn in das Schloß Joux in der Normandie, seine Frau und Söhne nach Bayonne, und von ihnen hörte man nie mehr etwas. Bey Annäherung des Winters kam Toussaint nach Besançon in einen so ungesunden Kerker, daß der Fußboden beständig in Wasser stand. Hier verschmachtete er. Oefters wurde Caffarelli von Bonaparte zu ihm geschickt, um ihn wegen eines angeblich vergrabenen Schatzes zu befragen. Er konnte aber von ihm keine andere Antwort erhalten, als diese: »Die Schätze, die ich verloren habe, sind ganz andere, als jene, die ihr suchet.«

Der Krieg, zu dem der an Toussaint verübte Verrath die Losung gab, übertraf an Handlungen der Grausamkeit noch die vorigen. Dessalines, ein Mann von der wildesten Gemüthsart, stand an der Spitze der tödtlich aufgereizten Schwarzen und Farbigen, nicht weniger als vierzigtausend Franzosen fielen als ein Opfer des Schwertes und ansteckender Krankheiten, unter ihnen Le Clerc selbst, und die Erklärung der Unabhängigkeit von Hayti durch Dessalines, Christoph und Clervaux machte dem fürchterlichen Kriege ein Ende. Dessalines Grausamkeit und niedrige Verrätherey bildet einen schneidenden Kontrast mit Toussaints Edelmuthe, doch sind ihm Herrschertalente, durch welche er die Insel bald wieder zu großem Wohlstand brachte, nicht abzusprechen, noch weniger jene des Feldherrn, welche er selbst in hervorstechenderem Maße besaß, als Toussaint. Dieser transatlantische Robespierre endete seine blutige Laufbahn am 17. Oktober 1806 unter den Händen von Mulatten=Soldaten des Pethion. Christophe, nun zum Haupte des jungen Staates berufen, suchte wieder Sicherheit der Personen und des Vermögens herzustellen. Er enthüllte zwar in einer Proklamation Dessalines Verbrechen, erklärte aber doch seine Ermordung durch die Farbigen ohne vorhergegangene Untersuchung für verbrecherisch. Die Schwarzen, ohnehin leicht gegen die Farbigen aufzureizen, griffen hierauf Pethion an, der mit Noth sich in die südlichen und westlichen Bezirke der Insel flüchtete, wo er am 27. Dezember 1806 zum Präsidenten der Republik von Hayti ausgerufen wurde. Christoph stiftete dagegen im Norden der Insel ein Königreich, als dessen erster König er am 2. Juny 1811 unter dem Namen Heinrich des Ersten gekrönet wurde. In der Schilderung dieser beyden Oberhäupter der Insel erscheint Pethion, ein von St. Domingo gebürtiger Mulatte, in der Militär=Akademie zu Paris erzogen, als ein Mann von großen Talenten, und einem edelmüthigen, wenn gleich scheuen und zurückgezogenem Charakter. Sein Tod ihm Jahre 1818 wurde wie der Verlust eines Vaters und Freundes beklagt. Doch glaubt Lacroix, daß er zur rechten Zeit gestorben sey, um seinen Ruhm zu erhalten, da Unzufriedenheit mit der Welt ihn in eine mit den Pflichten seines hohen Amtes unverträgliche Apathie versenket

hatte. König Heinrich der Erste dagegen ward in jener Insel, von welcher er den Namen annahm, als Sklave geboren, und war noch im Jahre 1791 Sklave auf St. Domingo. Er gleicht in seinem Charakter sehr seinem Freunde Toussaint, und ist als Gatte, Vater, Freund und Staatsoberhaupt gleich schätzenswerth. Er verband sich schon früh mit einer Frau allein, die er auch nie verließ. In seinem äußern Benehmen hat er einen für einen Mann ohne Erziehung seltenen Anstand. Seine Proklamationen, welche er großentheils selbst verfassen soll, würden europäischen Kabinetten Ehre machen. Er ist ein großer Freund der Engländer, und zeiget Haß gegen alles Französische. Die beyden Regierungen auf St. Domingo befolgen ein ganz verschiedenes System. Pethion bildete seinen Staat nach dem Muster der republikanischen Regierung in Frankreich, unter welcher er erzogen worden war. Während alle Geschäfte dem Scheine nach durch Departements und Tribunale geleitet wurde, hatte der Präsident doch eine unbeschränkte Macht. Die Ländereyen wurden unter die Offiziere und öffentlichen Beamten vertheilt, und den Negern stand es frey, sich zu Diensten zu vermiethen, oder ohne Dienst zu bleiben. König Heinrich entgegen nimmt alle erledigten Ländereyen in Beschlag, und verleiht sie nach Wohlgefallen an seine Generale und Offiziere unter einer Art von Lehensverband. In dem republikanischen Theile der Insel leiten die Geschäfte der Präsident, drey Staatssekretaire, dreyßig Repräsentanten der Gemeinden, und vier und zwanzig Senatoren. Im monarchischen Theile der Insel werden alle Würden, welche der jährlich erscheinende königl. Almanach anzeigt, von dem Souverän verliehen. Nach Lacroix Meinung ist die Republik auf festere Grundlagen gestützt, als der Thron König Heinrichs. Die Armee des letztern besteht aus beyläufig 25,000 Mann, worunter 4,600 die königl. Garde bilden. Sie ist mit allem auf das Beste ausgerüstet, und beobachtet vortreffliche Mannszucht. Auch die Armee der Republik zählt gegen 25,000 Mann, wovon 3,600 die Garde des Präsidenten ausmachen. Aber in Hinsicht auf Ausrüstung und Mannszucht steht sie der königl. Armee nach. Die Polizey in den Städten ist ebenfalls in der Republik minder strenge, als in dem monarchischen Theile der Insel, weil es schwerer hält, Farbige als Schwarze in Gehorsam zu erhalten. Die Bevölkerung beider Staaten besteht nach Lacroix aus 480,000 Schwarzen, 20,000 Farbigen und 1000 Weißen, großentheils Deutschen. Darunter zählt er 261,000 Republikaner und 240,000 Unterthanen des monarchischen Theiles der Insel. Die Finanzen beyder Staaten sind in so blühendem Zustande, daß sie jährlich einen Ueberschuß von wenigstens funfzehn Millionen Livres abwerfen. Beyde Regierungen beobachten gleiche Politik. Der König und der Präsident haben erklärt, daß bey dem ersten Erscheinen eines Feindes an der Küste alle Städte verschwinden, und die ganze Nation zu den Waffen greifen solle. Ein regelmäßiges Befestigungssystem gegen einen eindringenden Feind ist durch die ganze Insel ergriffen. Lacroix preiset den gegenwärtigen Präsidenten, General Boyer, als einen guten Franzosen, und mehrere Umstände flößen Verdacht gegen die Redlichkeit und Treue desselben ein. Lacroix glaubt, daß eine Blokade zur See, und theilweise Landungen, um die neuen und blühenden Pflanzungen zu zerstören, Frankreich am sichersten den Besitz dieser Kolonie wieder verschaffen könnten. Doch dürfte dasselbe in dem Schicksale des Generals Leclerc und seiner Armee Abhaltungsgründe genug von einem Unternehmen dieser Art finden, welches für jeden Fall den wunderbaren Kultur=

zustand, zu welchem sich diese Kolonie seit ihrer Emancipation emporschwang, schnell wieder zerstören würde.

Prospectus and Specimen of an intended National Worth by William and Robert Whistlecraft, of Stowmarket, Suffolk, Harness and Collar Makers, intended to comprize the most interesting particulars relating to King Arthur and his Round Table. London 1818.

The court of Beasts, freely translated from the Animali Parlanti of Giambattista Casti, a Poem in seven Cantos. By William Stewart Rose. London 1819.

Herr Rose wählte das neueste erzählende Gedicht der Italiener zum Gegenstande seiner Bearbeitung, der unbekannte Dichter entgegen, der unter dem Namen der Whistlecrafts auftritt, ahmet eines der ältesten italienischen Gedichte, den Morgante Maggiore des Pulci, welches beyläufig um das Jahr 1470 geschrieben wurde, nach. Beyde Dichter hätten keine bessere Wahl treffen können, wenn ihre Absicht war, italienische, größerer Verbesserung fähige, Muster zu kopiren. Herr Rose spricht von sich zu bescheiden, ja er leitet seine Leser irre, wenn er sein Werk als eine Uebersetzung von Casti's Animali Parlanti aufführt. Er ist mit den klassischen Schriftstellern Italiens zu bekannt, als daß die Gemeinheit, mit der Casti den Aesop lächerlich macht, ihm anders, als verächtlich erschiene. Es wäre aber zu wünschen, daß er, der die zwanzigtausend Verse seines Originals so glücklich auf siebenhundert englische zu bringen verstand, auch dem Versmaße des Casti nicht gefolgt wäre, und die Stanzen der älteren Dichter beybehalten hätte. Alles, was das Zartgefühl beleidigen könnte, und dessen ist bey Casti nicht wenig, hat Herr Rose weggelassen, indem er in sein Gedicht weder die Galanterie der Löwenhofhaltung, noch irgend etwas aufnahm, was für Spott über Gegenstände gelten könnte, die der Welt ehrwürdig sind. Er hat überhaupt in Casti's Werk ein neues Leben gebracht; doch ist bey dem Reichthum seiner Erfindungsgabe zu bedauern, daß er lieber Nachahmer als Selbsterfinder geworden, um so mehr, als das Werk, welches er, wenn gleich auf eine ausgezeichnete Weise, nachbildete, doch nur die Schönheit und den Nutzen der äsopischen Dichtungen zerstört.

So wie das Werk des Herrn Rose einem erzählenden Gedichte der Italiener, so ist das Whistlecraftsche den ältesten romantischen Gedichten derselben von Pulci, Bojardo, Berni und Ariosto, und vorzüglich dem Morgante maggiore nachgebildet; doch ist zwischen ihnen ein großer Unterschied; das Werk des englischen Dichters ist voll munterer Laune, und eigentlich humoristisch, während die italienischen Romantiker nur selten lächeln.

Das Gedicht beginnt, wie der Morgante maggiore und der Orlando inamorato, mit einem Kirchweihfeste am Hofe des Königs der Ritterschaft. Die Portraite brittischer Ritter und Damen sind mit Ariosts kühnem kräftigen Pinsel gemalt. Nahe bey Carlisle, wo das Fest gehalten wird, ist ein von Riesen bewohntes Thal, welche aus demselben hervorbrechen, um die an dem Feste Theil nehmenden Damen zu rauben. Diese ruchlose That gibt die Veranlassung zu einem schrecklichen Kriege, bey dessen Schilderung der Verfasser theilweise hohe Kraft und Gewandtheit im erhabnen Style beweiset. Wir heben als einen Beweis dessen eine Beschreibung des von den Riesen bewohnten Thales aus:

Huge mountains of immeasurable height
Encompass'd all the level valley round
With mighty slabs of rock, that slop'd upright,
An insurmountable and enormous mound.
The very river vanish'd out of sight,
Absurb'd in secret channels under ground;
That vale was so sequester'd and secluded,
All search for ages past it has eluded.

A rock was in the centre, like a cone,
Abruptly rising from a miry pool,
Where they beheld a pile of massy stone.
Which masons of the rude primaeval school
Had rear'd by help of giants hands alone,
With rocky fragments unreduc'd by rule.
Irregular, like nature more than art,
Huge, rugged, and compact in every part.

A wild tumultuous torrent rag'd around,
Of fragments tumbling from the mountains height;
The whistling clouds of dust, the deaf'ning sound,
The horrid motion that amazed the sight,
The constant quaking of the solid ground,
Environ'd them with phantoms of affright;
Yet with heroic hearts they held right on,
Till the last point of their ascent was won.

In der Nähe des Riesenthales steht ein Benediktinerkloster. Die Mönche, welche da in ungestörtem Frieden gelebt hatten, bringen sich durch ein ungewöhnliches Glockengeläute, welches die Riesen beleidigt, in große Gefahr. Diese Episode ist zum Theile dem Pulci entlehnt, der englische Dichter aber hat sie durch Einmischung launiger Auftritte, und durch passendere Anspielungen weiter ausgeführt. Der Krieg hat kaum begonnen, als der Abt an einem Anfalle von Podagra stirbt. Da stellt sich nun ein Mönch, Johannes, an die Spitze der Klosterbrüder, die er zur Vertheidigung gegen die Riesen ermuntert. In dieser ganzen Episode herrscht durchaus große dichterische Laune. Ueberhaupt verändert der Verfasser mit wunderbarer Leichtigkeit seine Schreibart, und wenn man hie und da den Aushängeschild seines Gewerbes auf dem Titel für wahr zu halten geneigt ist, und einen Handwerker sprechen zu hören glaubt, so führet er wieder ein anderes Mal den Aeschylus am rechten Orte an, verbessert die falsche Uebersetzung von Gray, und kläret die Fabel von Orpheus durch Bruchstücke einer ganz unbekannten griechischen Elegie auf, so daß man in ihm den Gelehrten nicht verkennen kann. Das Gedicht Ricciardetto des Fortinguerra, welches vor beyläufig hundert Jahren erschien, hat nebst dem Morgante des Pulci in der Schreibart die größte Verwandtschaft mit dem gegenwärtigen Gedichte, von welchem bisher vier Gesänge bekannt geworden sind. Nur steht Fortinguerra dem englischen Dichter an Genie im Erfinden, und an Zartgefühl in der Ausführung nach.

An Enquiry into the Probability and Rationality of W. Hunters Theorie of Life being the Subject of the first two Anatomical Lectures delivered before the Royal College of Surgeons of London. By John Abernethy. F. R. S. etc. 1814.

An Introduction to Comparative Anatomy and Physiology, being the two Introductory Lectures delivered at the Royal College of Surgeons on the 21st and 25th of March 1816. *By William Lawrence F. R. S. etc.*

Physiological Lectures, exhibiting a General View etc. delivered before the Royal College of Surgeons. 1817 *by John Abernethy F R. S*

Lectures on Physiology, Zoology and the Natural History of Man. delivered at the Royal College of Surgeons. By William Lawrence. 1819

Sketches on the Philosophy of Life. By Sir T. C. Morgan.

Remarks on Scepticism, being an Answer to the Views of Bichat, Sir Morgan and Mr. Lawrence. By the Reverend Thomas Rennel A. M. Christian Advocate in the University of Cambridge. 1819.

Cursory Observations upon the Lectures etc. By one of the people called Christians. 1819

A Letter to the Reverend Thomas Rennel. From a Graduate in Medicine. 1819.

Die hier angezeigten Schriften sind der Aufmerksamkeit unserer Leser um so würdiger, als die Lehre des Materialismus, welche in dem erst kürzlich in den Jahrbüchern beurtheilten Werke des Herrn Professors Hartmann eine so gründliche Widerlegung erfuhr, hier einerseits mit einer nicht gewöhnlichen Kühnheit vorgetragen, und andererseits mit den siegreichsten Gründen zurückgewiesen wird.

Herr Abernethy, einer von den Professoren des ärztlichen Kollegiums in London, von großem Rufe, gab im Jahre 1814 zwey Vorlesungen über Hunters Theorie des Lebens heraus. Das Wesentliche dieser Theorie besteht darin, daß Leben im Allgemeinen ein Princip der Thätigkeit ist, welches durch den Willen der Allmacht zur physischen Organisation hinzu kommt, sie nimmt somit eine unsterbliche von dem Körper verschiedene Seele als Wesenheit des Menschen an. Zwey Jahre darauf eröffnete Herr Lawrence, ein junger Wundarzt von großem Rufe, vorhin ein Schüler des Herrn Abernethy, dessen freundschaftliche Leitung bey seinen früheren Studien er sehr preiset, nun ein Amtsgenosse, seine Laufbahn mit zwey Vorlesungen über vergleichende Anatomie und Physiologie. Er geht in denselben nach einer schätzbaren Einleitung über die Gegenstände und Geschichte der vergleichenden Anatomie zur Erklärung seiner Ansichten über das Princip des Lebens über. Hier nimmt er nun gegen Herrn Abernethy, den er früher so sehr gerühmt hatte, und gegen die von ihm vertheidigte Huntersche Theorie des Lebens einen spottenden, höhnischen Ton an, und stellet entgegen die Grundsätze auf, daß das Lebensprincip in allen Wesen dasselbe, daß die belebende Kraft in dem Menschen mit all seiner Erfindungsgabe, Gedächtniß, Phantasie &c. dieselbe wie in der Auster, die bloße Wirkung organischer Struktur sey, und daß die Medullarsubstanz zu denken und zu fühlen vermöge. So verderblich diese Grundsätze sind, so kann doch Herr Lawrence nicht einmal für ihren Erfinder gelten; denn er hat sie aus den Werken französischer neuerer Philosophen und deutscher Physiologen beynahe stellenweise, entlehnt.

In einem zweyten Course of physiological lectures im Jahre 1817 nahm Herr Abernethy Hunters System von neuem in Schutz, und warnet seine Zuhörer und Leser vor den verderblichen Folgen einer dieses System mit Frechheit angreifenden Theorie. Herr Lawrence, dadurch leidenschaftlich gereizt, brach nun im Jahre darauf gegen seinen ehemaligen

Lehrer in die gemeinsten Beleidigungen aus, und behauptet nun ohne Scheu und Rücksicht, was er früher doch noch unter einem mystischen Schleyer verborgen hatte, daß alle Erscheinungen des Lebens und der Geistigkeit blos aus der Struktur des Körpers entspringen, und daß daher der Tod, welcher die körperliche Struktur zerstört, den ganzen Menschen zerstöre. Er schweift dabey auf verschiedene Gegenstände der Religion, Politik und Erziehung ab, über welche er sich im Sinne seiner materialistischen Ansichten erklärt. So empörende Ansichten mußten zu Gegenschriften führen. Von zweyen derselben hat die eine Herrn Thomas Rennell, christlichen Advokaten an der Universität von Cambridge (ein Amt, welches der Stifter der Universität zur Sicherstellung der natürlichen und geoffenbarten Religion gründete), einen Mann, der sich als einen sehr fähigen Gegner des Materialismus bewährt, die andere einen Unbekannten zum Verfasser.

Von den übrigen angezeigten Schriften tritt jene: **A Letter to the Reverend Thomas** ***Rennel***, den Ansichten Hrn. Rennels bey, erklärt sich aber jedoch auf sehr dunkle Weise, gegen einige seiner Raisonnements; die andere: Sketches on the Philosophy of Life by T. C. *Morgan*, ist eine Vertheidigung der Grundsätze des Hrn. Lawrence. Bey näherer Beurtheilung derselben überzeugt man sich, wie schon gesagt, leicht davon, daß sie nicht neu sind. Hatte doch Dr. Darwin den Materialismus sogar so weit getrieben, daß er behauptete, der Mensch, als er durch Zufall zur Existenz gelangte, sey wirklich nicht mehr, als eine Auster gewesen, durch den Verlauf von Chiliaden und Myriaden von Menschenaltern aber, und durch die Perfektibilität seiner Austernatur sey er anfänglich zum Amphibium, dann zum Erdthiere u. s. f. geworden. Doch verdienen die Gründe, mit welchen Hr. Lawrence sie vertheidigt, näher beleuchtet zu werden. In der Einleitung warnet er gegen schwankende unbestimmte Ausdrücke, welche er das Gift aller Wissenschaft nennt. Er hätte kein passenderes Beyspiel von dieser Schreibart geben können, als sein darauf folgendes Raisonnement gibt. »Unter Organisation, sagt er, versteht man die besondere Zusammensetzung, welche lebendige Körper hervor bringt; in dieser Hinsicht stehen organisirte Körper den unorganisirten leblosen todten Körpern gegenüber. Lebenskräfte, wie Sensibilität und Irritabilität sind die Mittel, wodurch die Organisation ihre Zwecke zu erreichen im Stande ist; die Lebenskräfte lebendiger Körper entsprechen den physischen Kräften unorganisirter Körper, als z. B. der Cohäsion, Elasticität 2c. Funktionen sind die Zwecke, welche das Organ oder das System von Organen in dem thierischen Körper vollführt, in der unorganischen Materie entspricht ihnen nichts. Leben ist die Sammlung aller Funktionen, und das allgemeine Resultat ihrer Ausübung. Organisation, Lebenskräfte, Funktionen und Leben sind daher Ausdrücke, welche sich auf einander beziehen. Organisation ist das Werkzeug, Lebenskräfte sind die wirkende Kraft, Funktion die Art des Wirkens, und Leben das Resultat.« So weit Hr. Lawrence. Treffend sind Hrn. Rennels Bemerkungen über dieses Raisonnement. »Organisation, sagt er, ist also nach Hrn. Lawrence das Werkzeug, und Leben das Bewirkte. Allein in dem ersten Satze sagte Hr. Lawrence, Organisation sey die besondere Zusammensetzung, die lebendige Körper hervorbringe, als entgegengesetzt unorganischen todten Körpern. Hier scheinet dann also, daß Leben, weit entfernt, das Resultat in der That ein integrirender Theil des besagten Werkzeuges ist, ja, daß Organisation Leben voraussetzt. Wenn man daher die Behauptung des Hrn. Lawrence in andere Worte faßt, so muß man die

Existenz des Lebens als zugestanden annehmen, um zu beweisen, daß es das Resultat seiner eigenen Existenz sey. Leben, sagt er weiter, ist das Aggregat aller Funktionen, und das gemeinschaftliche Resultat ihres Wirkens. So eben machte er das Resultat koexistirend mit dem Werkzeuge, das es hervorbrachte, und jetzt thut er dasselbe mit der Art des Hervorbringens. Man fasse Hrn. Lawrence auf dem Felde seiner Kunst. Ein Messer ist das Werkzeug, eine Hand die wirkende Kraft, das Schneiden die Art des Wirkens, und eine Wunde die Wirkung. Was würde nun Hr. Lawrence sagen, wenn Jemand behauptete, daß die Wunde mit dem Messer koexistirend sey, oder wieder, daß die Kunst zu schneiden eine Wunde sey? Auf der nächsten Seite lehret Hr. Lawrence, daß die Lebenskräfte die lebendige Materie beleben, so lange sie am Leben bleibt.« Die Verwirrung in diesen Begriffen übersteigt, wie man sieht, alle Gränzen. Für die Behauptung, daß das materielle Gehirn die alleinige Quelle des Denkens und aller übrigen Fakultäten sey, hat er gar keine Beweise beygebracht. Er sagt zwar, daß alles, was wir Geist nennen, eine Wirkung der äußeren Sinne sey; ob aber dieses leichter anzunehmen sey, als eine immaterielle Seele, mögen Philosophen entscheiden. Wenn er sich auf die Thatsache beruft, daß die körperlichen und geistigen Funktionen zugleich sich zu äußern beginnen, zugleich zur Reife gelangen, stärker und schwächer werden (gewöhnlich wenigstens) zugleich auch aufhören, so hat er die unläugbare Verbindung der Seele in ihren Wirkungen mit dem Körper für eine Identität derselben mit ihm gehalten. Wie oft im Leben die geistigen Funktionen unterbrochen, aber doch nicht zerstöret sind, als z. B. in der Ohnmacht, im Schlafe, wie oft Abnahme der Geistesfunktionen ohne Abnahme der Körperkraft und umgekehrt vorkomme, ist bekannte Thatsache. Herr Lawrence fährt fort: Wenn die geistigen Funktionen im Menschen auf ein immaterielles Princip hindeuten, so müsse man ein solches auch manchen Thierarten zugestehen, bey welchen sich Erscheinungen zeigen, die von wirklich geistigen Funktionen nur dem Grade nach verschieden sind. Räumt man sie aber diesen ein, so kann man sie auch den ihnen zunächst kommenden nicht absprechen, und so kömmt man zuletzt bis zur Auster, und dem Polypen herab. Allein, wenn man auch, wie manche philosophische Naturforscher, zugestände, daß das Princip des Lebens, der Thätigkeit und des Wollens, und bey einigen, eine Art von Scharfsinn das Resultat eines der körperlichen Struktur beygefügten immateriellen Princips sey, so sind doch die Gränzlinien zwischen Menschen und Thier noch viel zu auffallend, als daß man den einer über alle bekannte Schranken hinaus gehenden Vervollkommung fähigen Menschen mit dem beschränkten Thiere in eine Klasse setzen dürfte. Der Hauptgrund des Hrn. Lawrence ist das Gewicht des menschlichen Gehirns, und die wunderbare Entwickelung des Hirnschädels, worin kein Thier sich mit dem Menschen vergleichen kann, woraus derselbe die Schlußfolgerung zieht, daß ein Newton oder Shakespeare sich von andern Sterblichen nur durch eine größere Entwickelung der vorderen Gehirnhäute, und durch einen Zoll Gehirn mehr am rechten Orte unterschieden habe. Gehört dieser Schluß Gall, Spurzheim oder Hrn. Lawrence an? Er sagt weiters: »Wenn man nicht annähme, daß das Gehirn denke, sondern daß das Denken die Funktion eines immateriellen Princips sey, so hätte dieser Theil des menschlichen Körpers, der ein Fünftheil vom Blute aus dem Herzen erhält, das bequemste Loos in der thierischen Oekonomie, er ist besser genährt, verwahrt, bewohnt, als irgend ein anderer, und hat weniger zu thun. Hat aber nicht das Gehirn, als der Sitz des Denk- und Willens-

vermögens, als der Concentrirungspunkt des gesammten Nervensystems, als das Werkzeug, wodurch die Seele, so lange sie mit dem Körper in Verbindung ist, ihre Funktionen verrichtet, die allerwichtigste Bestimmung von allen Theilen des menschlichen Körpers? Wie irrig aber die Schlußfolge des Hrn. Lawrence aus dem Gehirnverhältnisse im Menschen sey, beweiset folgende aus Haller und Cuvier, Physiologen vom ersten Range, gezogene Stufenleiter der Gehirnmassen. »In einem Kinde von sechs Jahren ist das Gehirn der 22ste, im erwachsenen Menschen der 35ste Theil vom Gewichte des ganzen Körpers. Beym Orang=Utang ist dasselbe Verhältniß, beym Sapajou oder dem amerikanischen Affen ist es der 22ste und 25ste; beym großen Pavian der 104te; beym Maulwurf der 36ste, beym Fuchse der 205te, bey der Feldmaus der 31ste, beym Biber der 290ste, beym Elephanten der 500te, beym Ochsen der 750ste, beym Pferde der 700te, beym Esel der 254ste, bey der Gans der 360ste, bey dem Hahne der 25ste, bey der Ente der 257ste, bey dem Sperling der 25ste, bey dem Kanarienvogel der 14te, und bey der Schildkröte der 2240ste Theil des ganzen Körpergewichts. Ein Blick auf diese Verhältnisse beweiset, daß sich aus ihnen schlechterdings nichts für die geistigen Funktionen folgern läßt. Thiere, die ihres Scharfsinnes und besonderen Instinktes wegen bekannt sind, wie der Elephant, das Pferd, der Biber, stehen auf der untersten Stufe, während andere, von weit weniger Scharfsinn, wie der Kanarienvogel, die Maus rc. hoch oben stehen, der Mensch in eine Klasse beynahe mit dem Orang=Utang und dem Maulwurfe gehört, dem Hahne, der Feldmaus und dem amerikanischen Affen nachsteht, und, was das auffallendste ist, der erwachsene Mensch vom sechsjährigen Kinde an Geisteskräften übertroffen wird.« Auch mit pathologischen Gründen glaubt Hr. Lawrence seine Behauptungen erweisen zu können. Er leitet alle Krankheiten des Geistes aus Zerrüttungen in der Gehirnsubstanz her, weil er gewöhnlich (er selbst gesteht, nicht immer) bey Sektionen von Geisteskranken ein krankes Gehirn traf. Allein kann der mürbe Zustand der Gehirnsubstanz in solchen Fällen nicht eben sowohl Wirkung als Ursache der Geisteskrankheit gewesen seyn, und ist die faktische Beobachtung selbst nicht blos speziell? Von sieben und dreyßig Sektionen im Bedlam=Spitale zeigten eilf eine Gehirnsubstanz, die fester, sechs eine solche, die weicher als gewöhnlich war, und die übrigen eine ganz natürliche.

So wie Herr Lawrence nur ganz unhaltbare Gründe für seine Behauptungen zu finden vermag, so übergeht er andererseits, andere Gründe zu geschweigen, selbst die wichtigsten medizinischen Thatsachen, welche gegen sein System sprechen, nämlich so viele Fälle, in welchen die Gehirnsubstanz bedeutend verletzt, oder gar zerstört war, ohne daß die Funktionen des Geistes dadurch gehindert worden wären. So führt Haller einen Fall ohne geschwächte Geistesthätigkeit an, wo in den Gehirnhöhlen ein halbes Pfund Eiter war. Dr. Pringle fand bey der Sektion eines Mannes, bey dem man weder Delirium, noch Mangel an Sensibilität je bemerkt hatte, einen Absceß im Gehirn von der Größe eines Eyes. Ein Weib unter der Behandlung Diemerbröcks verlor durch eine Schedelverletzung eine Menge von Gehirn in der Größe einer Männerfaust, doch lebte sie noch sechs und dreyßig Tage ohne die mindeste Geistesabwesenheit. Diese und ähnliche, den Physiologen bekannte Thatsachen sind sprechende Beweise gegen das System der Herren Gall, Spurzheim und Lawrence. Noch eine Thatsache verdient hier ausgehoben zu werden. Es ist durch Erfahrungen bewiesen, daß das Gehirn

eben so, wie die übrigen Theile des Körpers, absorbirende Kräfte besitze, und sich allmälich verändere. Wenn man nun diese weiche und veränderliche Substanz als selbstbewußt und denkend annimmt, so müßte Bewußtseyn und Gedanke mit der Substanz, der sie inhärirten, verschwinden, die Identität der Person wäre zerstört, und kein Mensch wäre jetzt noch, was er vor zehn Jahren war. Dieses läßt sich aber ohne Widerspruch mit unserem eigenen Bewußtseyn nicht annehmen.

Wenn das Wenige, was hier von den entscheidenden Gründen gegen die Theorie des Herrn Lawrence, des gröbsten aller Materialisten, ausgehoben worden, ihre Unhaltbarkeit unwidersprechlich darthut, so muß man über die Kühnheit erstaunen, mit der er seine Lehre, welche die größten Männer aller Zeiten zu Gegnern hat, und alle gesellschaftlichen Bande aufzulösen geeignet ist, jungen Männern rücksichtslos vorträgt, denen er bloße Anatomie vorzutragen berufen ist. Es ist daher eine erfreuliche Erscheinung, daß Herr Lawrence sich durch seine Vorlesungen selbst in den Augen seiner Kunstgenossen herabgewürdigt, und daß er durch die öffentliche Mißbilligung bereits einen Theil der verdienten Folgen seiner eben so ungegründeten als frevelhaften Lehre erfahren hat.

A critical Examination of the first Principles of Geology, in a Series of Essays. By G. B. Greenough, President of the Geological Society. F. R. S. F. L. S. 8. London 1819.

(Aus dem Edinbourgh Review Nr. 65.)

Nicht bald wird so viele Gelehrsamkeit über einen ähnlichen Gegenstand, verbunden mit so freymüthigen und hellen Ansichten, in einem Werke von so beschränktem Umfange gefunden werden, wie in dem gegenwärtigen. Wir verweisen bey Anzeige des allgemeinen Inhalts desselben in Betreff vieler näheren Umstände, vorzüglich vieler erläuternden Beyspiele auf das Werk selbst.

Der erste Versuch hat die Gebirgsschichtung (Stratifikation) zum Gegenstande. Aus einer beträchtlichen Sammlung widersprechender Stellen aus den Werken ausgezeichneter Geologen schließt der Verfasser, daß nicht nur die Schichtung des Granits und anderer Gebirgsarten noch nicht ins Reine gebracht ist, sondern daß selbst einige allgemeine Grundsätze in der Lehre von der Gebirgsschichtung noch nicht über Zweifel erhaben sind. Er beweiset, daß die Schichtung wohl öfters, aber bey weitem nicht immer, die Folge wiederholten Ansatzes von Steinarten ist. Der Verfasser zeigt ebenfalls, daß über die Stellung von Gebirgen sehr verschiedene Meinungen herrschen, und daß, wenn gleich Vertikalflächen häufiger unter dem Ur= als unter dem aufgesetzten Gebirge vorkommen, doch auch jedes Gebirg in verschiedenen Theilen seines Zuges sowohl senkrechte als wagerechte Stellungen darbietet, wie häufige Beyspiele zeigen. Er vergleichet weiters die Gründe für die ursprünglich wagerechte Lage der Gebirgsschichtung mit jenen für die ursprüngliche Vertikalität derselben, oder wenigstens ihre beträchtliche Neigung gegen den Horizont, und zeigt mit Freymüthigkeit die Schwierigkeiten bey den Hypothesen zur Erklärung dieser Neigung. Auch die Krümmungen und Winkelbildungen in den Mineralmassen und der Gebirgsschichtung macht er zum Gegenstande seiner Untersuchung, und bestreitet die Behauptung Huttons von einer wagerechten Bildung der Gebirgsschichtung, während das Gestein noch im biegsamen und zügigen Zustande war, mit den gehaltvollsten Gründen. Nie habe so ein Zustand existiren können, da in diesen Substanzen nie ein Mittelzustand zwischen

Flüssigkeit und Festigkeit war, diese angebliche Ursache würde noch andere Veränderungen haben hervorbringen müssen, von denen man keine Spur finde, es zeige sich oft eine krumme Schichtung auf einer wagerechten, was bey Annahme dieser Ursache, welcher auch die Gleichförmigkeit verschiedener Schichten widerspreche, nicht möglich wäre.

In Hinsicht auf das Princip von Krystallisation, wodurch sich die Erscheinungen der Krümmungen in den Schichten eben so wenig erklären lassen, vermuthet Herr Greenough, daß sie zuweilen von der ungleichen Wirkung herrühre, welche die Temperatur in den Bestandtheilen des Gesteins hervorbringt, zuweilen von den Bewegungen der Flüssigkeit, aus welcher sich das Gestein zu Boden setzte, und zuweilen von der Form des Bodens, auf welchem es sitzen bleibt. Es zeigt sich überhaupt in der Geologie, so wie in manchen andern Wissenschaften, daß die schwankende Bedeutung mancher Worte Quelle großer Verworrenheit wird. Bis z. B. der bestimmte Gehalt des Wortes Schichtung (Stratifikation) festgesetzt ist, wird es an Widersprüchen in den Wahrnehmungen verschiedener Beobachter nicht fehlen. Die Definitionen, welche einige französische Schriftsteller von den Worten couche, lit, banc geben, begründen zwar nützliche Unterscheidungen, erschöpfen aber noch nicht diesen unbestimmten Begriff.

Der zweyte Versuch hat die Gestalt der Erde zum Gegenstande. Bey der Hypothese, daß die Oberfläche der Erde ursprünglich mehr oder weniger flüssig war, mußte die Bewegung um ihre Achse eine solche Figur hervorbringen, als sie nach den Beobachtungen der Naturforscher wirklich hat, nämlich die einer Sphäroide mit Eindrückung bey den Polen. Diese Gestalt spricht sehr für die ursprüngliche Flüssigkeit der Erdoberfläche, und die Untersuchung ihrer Bestandtheile, welche offenbare Spuren ehemaliger Flüssigkeiten an sich tragen, bestärkt noch mehr diese Hypothese. Die zu solchen Effekten nöthige Wassermenge, und das Verschwinden derselben in der Folge bleibt zwar schwer zu erklären, doch welche Erscheinungen in der Natur sind wir auch im Stande, ganz befriedigend zu erklären? In Betreff der wirklichen Gestalt der Erde, d. i. der Ungleichheit ihrer Oberfläche, sucht Hr. Greenough die nächsten und entfernteren Ursachen derselben zu erklären, ohne jedoch jene Veränderungen zu berücksichtigen, welche durch Vulkane, Korallenrisse, Sandanschichtungen, Kalkkonkretionen u. dgl. bewirkt wurden, in welcher Beziehung er Cuviers Erklärungen beypflichtet. Der Verfasser überzeugt sich durch viele Beobachtungen, daß die Zwischenräume zwischen Bergen und Hügeln durch Verschwinden der dazwischen gelegenen Materien entstanden sind, und da unsere gegenwärtigen Meere und Flüsse nicht im Stande wären, die Aushöhlung weit ausgebreiteter Thäler zu bewirken, so nimmt er auch eine gewaltige Wasserflut an, welche jeden Theil der Erde überschwemmte. Daß gewöhnliche Flüsse nicht hinreichen, die Erscheinung der Wegschwemmung größerer Steinmassen zu erklären, beweisen dem Verfasser vorzüglich die Beobachtungen eines der neuesten Reisenden in Spanien, der selbst in den einander nächsten Flüssen, dem Henarez und Tajo, dem Ebro, und dem in ihn sich einmündenden Lucea ganz verschiedene Gesteinarten traf, ja selbst im Tajo weiter unten bey Aranjuez keine Spur von Kalkstein mehr fand, von dem sein Bett weiter oben bey Sacedon voll ist. Auch das System des Herrn Deluc, eines der neuesten Naturforscher, welcher die Felsenblöcke, die sich so häufig im Jura=Gebirge und im nördlichen Deutschland finden, so erklärt, sie seyen durch die expansive Kraft der bey ihrer Bildung entwickelten Gasarten auf ihre Lager von Kalk= und Sandstein (die sie doch hätten durchbrechen müssen) geschleudert worden, erhält vom Verfasser durch Zusammenstellung von Gründen und Gegengründen gerechte Würdigung.

Herr Greenough schließt diesen höchst interessanten Artikel mit Untersuchungen, in wie fern und unter welchen Bedingungen ein mit unserer Erde in Berührung kommender Komet die großen auf die Ungleichheit der Erdoberfläche sich beziehenden Erscheinungen hervorgebracht habe, oder in der Folge hervorbringen könne.

Der dritte Versuch über die Ungleichheiten der Erdoberfläche vor der allgemeinen Wasserflut, und die Ursachen derselben gehört eigentlich noch zum vorigen Artikel.

Der vierte und fünfte Versuch, welcher von Formationen und von der Reihefolge der Gebirgsarten handelt, zeigt gegen die bekannten Grundsätze des Wernerschen Systems über angeblich gleichzeitige Entstehung gewisser Gebirgsarten, daß weder die Mischung der Bestandtheile, noch der Ort, wo sie vorkommen, zuverläßige Gründe auf eine gleichzeitige Entstehung derselben zu schließen, gewähren. Eben so erschüttert der Verfasser die Grundsätze der Wernerschen Schule in Bezug auf die Reihefolge der Gebirgsarten. Selbst den Vorrang des Granits hinsichtlich der Zeit seiner Entstehung bestreitet er mit Erfolg, da man fand, daß diese Gebirgsart mit Gneis, Glanzschiefer ꝛc. wechselt, und oft auf Lagern von Quarz, Hornstein, Schiefer, und an einigen Orten in Frankreich selbst von Kalkstein sich findet. Selbst der Ausdruck Ur-Granit (fundamental granite) ist nur willkürlich angenommen, da die Grundlage dieser Gebirgsformation noch von Niemanden gesehen worden. Ueberhaupt ist die Gränzlinie zwischen Ur- und zweytem Gebirge noch sehr unbestimmt.

Der sechste und siebente Versuch handeln von den Eigenschaften der Gebirgsarten, in Bezug auf ihr Alter, und von der Geschichte der Schichtung, hergeleitet aus ihren mineralischen Bestandtheilen. Die hier in Betrachtung gezogenen Eigenschaften der Gebirgsarten sind: ihre Bestandtheile, ihre Struktur, specifische Schwere, Dichtigkeit, Schichtungsart, ihre Lage gegen den Horizont, und gegen einander, ihre Tiefe, Richtung, und Höhe, und die in ihnen enthaltenen Metalle. Wir können dem Verfasser in seinem Detail in diesen Gegenständen nicht folgen, doch ist die aus den hier angeführten Thatsachen hervorgehende Bemerkung von Wichtigkeit, daß die Schlußfolge von den in Gebirgsarten enthaltenen Fossilien auf das Alter derselben irrig sey.

Der achte Versuch beschäftiget sich mit Mineraladern. Nach des Verfassers Ansichten entstanden Gebirgsspaltungen gewöhnlich durch Einschrumpfen, zuweilen auch durch Zusammenziehen anliegender Massen, durch Erderschütterungen, durch Mangel an Stützen gegen Einsturz, und durch Einsinken, als Folge unterirdischer Unterwaschung. Diese Spalten, wenn sie mit mineralischen Stoffen sich füllen, heißen Adern. Herr Greenough macht vortreffliche Bemerkungen über ihre Verschiedenheiten, Unregelmäßigkeiten, und über die wahrscheinlichen Anzeichen derselben; aber indem er Huttons und Werners Hypothesen verwirft, hat er über diesen Gegenstand nicht hinlängliches Licht verbreitet. Im Ganzen genommen kann man über dieses Werk nur ein sehr günstiges Urtheil fällen. Denn es stellet in einem sehr engen Raume nicht bloß die Erfahrungen der letzten Jahrzehende über die wichtigsten Fragen der Geologie zusammen, sondern zerstöret durch die Widersprüche, welche es in den bisherigen Systemen aufdeckt, das allzugroße Selbstvertrauen beschränkter Beobachter und rascher Freunde von Theorien, und weiset auf die Nothwendigkeit unbefangener Untersuchung und bescheidenen Zweifels in diesen dunklen Gegenständen hin.

Narrative of my captivity in Japan, during the years 1812 et 1813; with observations on the Country and People. By Captain Golownin, R. N. To which is added an account of the voyages to the Coasts of Japan, and of the Negotiations with the Japanese for the Release of the Author and his Companions. By Captain Rikord. 2 *Vols* 1818.

(Quarterly Review Nro. 43.)

Kapitän Golownin gibt in diesem Werke weitläufige Nachricht von der Behandlung, die er und sechs von der Mannschaft des russischen Schiffes Diana von der japanischen Regierung während ihrer Gefangenschaft bey diesem uns noch wenig bekannten Volke erfuhren. Seine Nachrichten, wenn gleich mit zu umständlicher Genauigkeit abgefaßt, betreffen doch interessante Gegenstände. Der Verfasser fällt über den Charakter des Volkes und der Regierung ein günstiges Urtheil, obgleich er dort nicht auf das menschenfreundlichste behandelt worden. Es würde die schicklichen Gränzen dieses Auszuges überschreiten, auch nur das Wesentliche aus der Erzählung von den Schicksalen des Verfassers in denselben aufzunehmen. Wir heben sonach nur Einiges aus, was die vielleicht nicht bekannten bisherigen Berührungen zwischen Rußland und dem japanischen Reiche auseinander setzt. Vor ungefähr vierzig Jahren litt ein japanisches Schiff an einer der Aleutischen Inseln Schiffbruch. Die Mannschaft wurde gerettet, und nach Irkutzk gebracht, wo sie unter guter Behandlung durch zehn Jahre blieb, und Unterricht in der russischen Sprache erhielt. Bey Zurücksendung der Geretteten in ihr Vaterland trug die Kaiserin Katharina dem Gouverneur von Sibirien auf, freundschaftliche Verhältnisse zwischen Rußland und dem japanischen Reiche wo möglich anzuknüpfen. Diese Zurücksendung wurde daher von Beglaubigungsschreiben und angemessenen Geschenken begleitet, und Sorge getragen, daß kein Engländer oder Holländer an dieser Sendung Theil nähme. Der Schiffs=Lieutenant Laxman, der im Herbste 1792 mit dieser Expedition von Ochotzk absegelte, landete an der nördlichen Küste der Insel Matsmai, und brachte da den Winter zu. Den folgenden Sommer lief er in den Hafen von Chakodade an der südlichen Küste derselben Insel ein, und reiste von da in die drey Tagereisen gegen Westen entfernte Hauptstadt, welche ebenfalls den Namen Matsmai führt. Er ließ sich da in Unterhandlungen mit den Beamten der japanischen Regierung ein, erwirkte aber nur folgende schriftliche Erklärung: Die japanischen Gesetze verhängten zwar ewiges Gefängniß gegen Jeden, der in dem japanischen Reiche anderswo, als im Hafen von Nangasaki landete; doch wollte man, da den Russen diese Gesetze unbekannt gewesen seyn sollten, sie auch das Leben japanischer Unterthanen gerettet hätten, diese Strafe erlassen, wenn Lieutenant Laxmann verspreche, mit seinen Landsleuten sogleich nach Hause zurückzukehren, und nie mehr die japanische Küste, den besagten Hafen ausgenommen, zu betreten; die japanische Regierung danke gleichfalls für die ihren Landsleuten geleistete Hülfe, doch stünde es den Russen frey, dieselben zu verlassen oder mit sich zu nehmen, da nach der Ansicht der Japaner Jeder jenem Lande angehöre, in welches ihn sein Schicksal geführt habe, und wo sein Leben beschützet worden sey. Eine sehr freundschaftliche Behandlung und angemessene Geschenke, womit diese Erklärung verbunden war, vermochten doch nicht, Katharina zum Versuche neuer Annäherungen an die japanische Regierung zu bestimmen. Sie beschränkte sich blos darauf, zum Studium der japanischen Sprache aufzumuntern. Kaiser

Alexander aber, vom Wunsche ergriffen, den unterbrochenen Verkehr mit Japan wieder anzuknüpfen, schickte im Jahre 1803 den Kämmerer Resanoff mit einer förmlichen Gesandtschaft und ansehnlichen Geschenken an seinen guten Bruder, den Kaiser von Japan, ab. Die unwürdige Art, mit der sich Resanoff seines Auftrages entledigte, ist aus Krusensterns Erzählung bekannt. Mit anscheinender Geduld mancherley Beleidigungen der japanischen Regierung ertragend, sann er auf Rache, zu deren Vollführung er die Befehlshaber zweyer kleinen Schiffe in Diensten der amerikanisch=russischen Kompagnie, Chwostoff und Davidoff, beredete. Diese Offiziere, welche in dem Wunsche Resanoffs den der russischen Regierung sahen, übten das Vergeltungsrecht nicht an der Regierung von Japan, sondern an den armen Eingebornen, einer von den zu Japan gehörigen kurilischen Inseln aus, indem sie die Dörfer derselben plünderten, und die Einwohner theils tödteten, theils mit sich fortführten. Die Sendung des Kapitäns Golownin hatte blos die Absicht, die kurilischen Inseln näher zu untersuchen, doch war voraus zu sehen, daß er dadurch mit der japanischen Regierung in Berührung kommen müsse. Denn die Kurilen sind eine Kette von drey und zwanzig Inseln, welche zwischen Rußland und Japan getheilt sind. Niphon, mit der Hauptstadt Japans, ist die südlichste, und Shom Shoo, nahe an der Spitze von Kamtschatka, die nördlichste, die Gränzen der russischen und japanischen Herrschaft sind hier unbekannt, wenigstens nicht festgesetzt. Die armen Kurilen, welche die Lasten doppelter Herrschaft tragen, sind offenbar ein Zweig der großen tatarischen Familie, aus welcher die Russen sowohl, als die Japaner entsprungen sind. Als sich Golownin nach Untersuchung mehrerer Inseln der westlichen Küste des nördlichen Endes der Insel Euterpoo, welche er von unabhängigen Kurilen bewohnt glaubte, näherte, erschien ein japanischer Anführer mit einigen Soldaten, welcher die Russen befragte, ob sie gesinnt seyen, diese Insel so, wie Chwostoff, zu behandeln? Auf die Aeußerung dieses Verdachtes verließ Golownin sogleich die Insel, und nahm nur einen eingebornen Kurilen, Alexei Maximovitsch, der auch der russischen Sprache kundig war, als Dollmetsch mit sich. Er segelte nun auf die Insel Kunaschier, die zwanzigste in der Kette, zu, wo er nach Alexeis Versicherung mit Holz und Wasser versorgt zu werden, hoffen durfte. Diese Insel ist von Matsmai nur durch eine Meerenge getrennt, und ist als ein Theil des japanischen Reiches zu betrachten. Hier war es, wo Golownin ans Land gelockt, und von den Japanern, die ihn für einen Theilnehmer an Chwostoffs Unthaten hielten, gefangen genommen wurde. Die Schicksale desselben und seiner Gefährten während ihrer Gefangenschaft, ihr verunglückter Versuch zu entfliehen, und die Befreyung derselben durch die Bemühungen des Kapitains Rikord, der den Japanern endlich die Ueberzeugung verschaffte, daß weder Golownin noch die russische Regierung an Resanoffs und Chwostoffs Thaten Theil gehabt habe, füllen den übrigen Theil des Werkes aus. Die Japaner zeigen nach der Erzählung des Kapitains Golownin keinen Mangel an Kraft des Verstandes, oder Wohlwollen des Gemüthes, eine eifersüchtige und despotische Regierung sucht aber jedes bessere Gefühl zu unterdrücken, und die Unterthanen zu bloßen Werkzeugen ihrer Willkür zu machen. In dieser Hinsicht ist die Regierung von Japan der chinesischen ähnlich, das Volk aber beweiset mehr Energie des Charakters, als das chinesische. Ein dritter Band, der im Namen des Kapitains Golownin unter dem Titel: Rückerinnerungen an Japan, heraus kam, ist nur eine Sammlung aus Käm=

pfer, Thünberg und andern Reisenden, und verdienet daher hier keine weitere Auseinandersetzung.

Eastern Sketches in Verse. By Henry Gally Knight, Esq. Second Edition. London 1819.

Herr Gally Knight gebraucht die Dichtkunst als ein Mittel, alle interessanten Züge aus den Sitten und Gewohnheiten der Länder, welche er bereiste, seinen Lesern mitzutheilen. Bey diesem Unternehmen begegnet er nothwendig großen Schwierigkeiten, denn die Genauigkeit des beobachtenden Reisenden, und die Einbildungskraft des feurigen Dichters sind Eigenschaften, die mit einander im Widerspruche zu stehen scheinen. Doch ist auch bey demselben auf doppelte Ausbeute zu rechnen, und in der That hat sich Hr. Knight als Dichter und Beobachter Verdienste erworben. Er verlegt seine Fabeln, welche er Sittengemälde nennt, nach Syrien, Griechenland und Arabien, und erwecket dadurch die angenehmsten und ausgesuchtesten Bilder, welche lebendige und leblose Natur zu gewähren vermag. Schon in der ersten Erzählung, Ilderim, entwickelt der Verfasser viele poetische Kraft in den Schilderungen schöner Natur. Das zweyte Gedicht, Phrosyne, kündet durch den in dieses griechische Gedicht verwebten Namen Alis, des berühmten Pascha von Albanien, eine zum Grunde liegende historische Thatsache an. In der griechischen Bergstadt Callirete blühte in Jugend und Schönheit die Heldin der Erzählung, dem Jünglinge Demos verlobt, der, nach Sitte seines Landes, eine Reise zu unternehmen im Begriffe ist, die ihn den Sommer über von seiner Verlobten entfernt halten soll. Den Abend vor seiner Abreise bringt das liebende Mädchen mit ihren Gespielinnen unter Tänzen zu, durch welche sie den Kummer des Geliebten zu verscheuchen sucht. Unter denselben erscheint der Pascha von Albanien an der Spitze seiner von einem glücklichen Kriegszuge zurückkehrenden Truppen. Von wilder Begierde, die holde Braut zu besitzen, entbrannt, zieht er mit geheuchelter Theilnahme an ihrem Glücke von dannen. Nachdem aber Demos und mit ihm der größere Theil der Jünglinge Callirete verlassen, erscheinet plötzlich eine Rotte Albanier, vom Pascha gesandt, welche von den bestürzten Aeltern die schöne Phrosyne für den Harem des Pascha fordert. Vergebens bieten sie, was die Stadt vermag; nur eine Stunde Bedenkzeit gewähret die ruchlose Schaar. Da ziehet die Unglückliche selbst den Tod der Schande vor, und als ihre Leiche verhüllt in Trauergepränge zu den Füßen des Anführers der Schaar gesetzt wird, schließen das gemüthvolle Gedicht die schönen Worte:

— — Now Servants of a tyrants word
Now bear Phrosyne to Albanias lord,
And tell Albanias lord, that thus alone
The Calliretian maids approach his throne.

Die nächstfolgende arabische Erzählung, Alaschtar, verdient in Erfindung und Ausführung den vorigen noch weit vorgezogen zu werden. Sie hat das Rachgefühl zum Gegenstande, welches nach den Begriffen des Orients nicht die Wirkung glühenden Hasses, sondern eine heilige Verwandtschaftspflicht ist, die ohne jede Rücksicht auf persönliche Gefahr des Verpflichteten Erfüllung heischt. Statt einer in der Erzählung nach dem neuesten Geschmacke für unentbehrlich gehaltenen Geliebten verbreitet in diesem Gedichte der mit rührender Zartheit durchgeführte Charakter einer Schwester Alaschtars einen wunderbaren Reiz, gleichsam als Milde-

rung des dunkleren Colorits glühender Rachgier. In Hinsicht auf Charakterzeichnung in seinen Erzählungen könnte man dem Verfasser allein den Vorwurf zu großer Aehnlichkeit machen, gegen welchen ihm nur diese Einwendung zu Gebothe steht, daß in dem Zeitalter unverfeinerter einfacher Natur die Charaktere einfacher und kräftiger, aber ohne jene Nuancen, welche verwickelte gesellschaftliche Verhältnisse erzeugen, sich aussprechen.

Essays on the Institutions, Government and Manners of the States of Ancient Greece. By Henry David Hill, D. D. Professor of Greek in the University of St. Andrews.

Diese kleine Schrift enthält das Wesentliche aus einigen akademischen Vorlesungen des Verfassers, und ist das Resultat von weit großerer Gelehrsamkeit, als ihre bescheidene Form vermuthen läßt. Die ersten sechs Versuche handeln von dem heroischen Zeitalter, und jenen Institutionen, die Griechenland im Allgemeinen betreffen, die folgenden aber von den Sitten und Gebräuchen der beyden Hauptstaaten Griechenlands. Ein Versuch über die Regierung, Sitten und Religion der Perser, eines Volkes, welches durch die glänzendere Geschichte Griechenlands zu sehr in Schatten gestellet worden, schließt dieses in einem reinen und deutlichen Style geschriebene Werkchen. Der Text ist durch Noten nicht unterbrochen, aber am Schlusse jedes Versuches sind die den Inhalt bewährenden Citationen angeführt.

Ueber die Nachgrabungen bey Bonn.

Diese Jahrbücher haben seit ihrem Beginne die Leser von Zeit zu Zeit auf die Ausbeute der verschiedenen Nachgrabungen aufmerksam zu machen gesucht, welche theils von Regierungen, theils von Privaten in lobenswerthen Eifer zur Erweiterung der Kenntniß des Alterthums unternommen wurden. Ueber die durch die königl. preußische Regierung bey Bonn veranstalteten Nachgrabungen ist gegenwärtig eine Schrift erschienen: »Nachgrabungen bey Bonn.« Jahr 1818 und 1819, von Karl Ruckstuhl. (Bonn bey Markus), welche in fünf Druckbogen einen ausführlichen Bericht über dieses Unternehmen gibt.

Der Oberpräsident von Jülich, Cleve und Berg, zugleich Kurator der Rheinschen Universität, Herr Graf von Solms-Laubach, kam im August 1818 auf einer Rundreise nach Bonn, und untersuchte ein in der Weite eines Büchsenschusses von dieser Stadt gelegenes Gut, genannt der Wichelshof, da auf dessen Grund und Boden oft zufälliger Weise viele römische Münzen und Anticaglien gefunden worden waren. Auf jenem Felde und dem abgerissenen Abhange des hoch emporragenden Rheinufers fanden sich viele Scherben römischer Gefäße, und Bruchstücke von Ziegeln, und gleich beym ersten Streiche der Hacke in den Boden sprang eine Münze Nero's hervor. Doch die erste Zeit der hierauf veranstalteten Nachgrabungen lieferte keine glänzende Ausbeute, mit den Schätzen verglichen, welche einige bereits seit Jahren sammelnde Kunstkenner in ihren Kabinetten bewahrten. Die Gegenstände, worauf man beym Nachgraben stieß, waren altes Gemäuer, Ziegel und Gefäße, Bildwerke, römische Geräthschaften und Münzen. Sämmtliche Gegenstände des Alterthums, die im Wichelshof ausgegraben wurden, sind dem Museum der Rheinschen Universität gegeben, und dort in einer gesonderten Samm-

lung als Nachgrabungsausbeute des Wichelshofs aufgestellt. Die Anzahl der gefundenen Münzen beläuft sich auf vierhundert, worunter vierzehn silberne, die übrigen Kupfer. Etwa hundert und zwanzig sind durch Rost, Grünspan oder Brand stark beschmutzt oder angegriffen; verhältnißmäßig mit der Zahl sollen viele merkwürdige Stücke sich darunter befinden. Von Augustus anzufangen laufen die Kaisermünzen in selten unterbrochner Folge bis in späte christliche Zeitalter herab. Aus dem bessern Zeitalter der Kunst sind die meisten von Trajan, da dieser, der als Oberanführer der Legionen in Kölln sich befand, als er zum Kaiser gewählt wurde, wahrscheinlich auch späterhin sich öfter in jener Gegend aufhielt, wie ein, eine halbe Stunde von Bonn gelegenes Dorf, Transdorf, das vermuthlich Trajani villa oder castrum hieß, zu beweisen scheine.

Unter den merkwürdigen Ausgrabungen befinden sich ferner: Zwey Basreliefs, nach der Angabe Castor und Pollux, aus einem, viele Versteinerungen von Schalthieren in sich enthaltenden Flötz=Kalkstein, wie es heißt, flüchtig, doch mit kunstfertiger Hand gearbeitet. Irdenes Geschirr fand sich häufig, doch wenig ganzes. Es sind Gefäße aller Art, Töpfe, Näpfe, Becken, Urnen, Krüge und Lampen. Kleiner Boden, enge Hälse, große Henkel charakteristisch an denselben. Einiges Geschirr, besonders die großen Urnen, sind sehr plump, und nur an der Sonne getrocknet; andere Gefäße aber, schwarze und rothe, sind sehr leicht, und dem englischen Steingut vergleichbar. Die Scherben aus der terra sigillata sind oft mit schönem erhobenen Bildwerk versehen. Zwey schön geformte und verzierte Becken, zwey schöne große Krüge, in deren einem eine verkohlte Masse, vielleicht die gesammelte Asche einer verbrannten Leiche, dann Lampen und Tiegel von verschiedener Arbeit, ein Thränenfläschchen, gläsernen Zierat mit erhobner Arbeit fand sich gleichfalls; ferner kleine Zeltchen, wie unsere Salpeter=Zeltchen, aus einer glasartigen Masse, verschieden gefärbt, wahrscheinlich als Steine zum Bretspiel bestimmt. Von metallenen Geräthschaften, und andere, die zu verschiedenem ökonomischen oder technischen Gebrauch bestimmt waren, fand sich allerley Interessantes, doch nichts eigentlich Merkwürdiges. Von ehernem Bildwerke wurde ausgegraben: ein aus zwey Delphinen bestehender Zierat, der Handhabe zu seyn schien. Drey kleine Maskenköpfe, wovon der eine besonders schön; ein bärtiger Kopf mit einer seltsamen Hauptbedeckung, anderthalb Zoll hoch, nach der Vermuthung eine altgermanische Arbeit; von derselben Höhe ein Bublein, das eine lange Schärpe über den Rücken hangen hat. Ferner ein wohlerhaltenes kleines Bild von vorzüglicher Arbeit, nach Vermuthung ein Jupiter.

Wenn diese Ausbeute an und für sich noch nicht von Bedeutung zu seyn scheint, so wird sie vielleicht (von künftigen Ergebnissen der Nachgrabungen hier nicht zu sprechen), einen höhern Werth erhalten, wenn ein echter Alterthumsforscher diesem Gegenstande ernstere Untersuchungen widmet. Was durch die hier in der Anzeige begriffene Schrift geleistet worden, ist, wie es auch Herr Ruckstuhl anerkennt, wenig mehr als ein vorläufiger mit bestem Willen verfaßter Bericht, die erste Freude an dem glücklichen Funde verkündigend. Wenn es nun gleich nach unserm Dafürhalten zweckmäßiger gewesen wäre, mit dieser Bekanntmachung der Resultate der Nachgrabungen zu warten, bis man sie durch das Organ eines der Sache gewachsenen Mannes mit Sicherheit hätte geben können, so bleibt doch auch diese Schrift dankeswerth, um so mehr, da sie sich auch über die entdeckten Gebäude verbreitet, ein hier viel wichtigerer Gegenstand, und an diese

Entdeckung Vermuthungen knüpft, welche eben so interessant als wahrscheinlich sind.

Es handelte sich, wie der Verfasser bemerkt, hauptsächlich darum, durch die Nachgrabungen die alte Topographie der Gegend zu erforschen, die Anlagen und Gebäude der Römer, und die Beschaffenheit ihrer Ansiedlungen zu entdecken. Altes aus der Erde hervorragendes Gemäuer von zweifellosem römischen Ursprung fand sich zwar nicht, wie in der Umgegend auf dem Felde des Wichelshofs, doch burgte sowohl feststehende Ueberlieferung als häufig gefundene Steine, und die nur aus dem Daseyn unterirdischen Gemäuers erklärbare Unfruchtbarkeit des Erdreichs für die Existenz merkwürdiger Ruinen daselbst. Anfangs aufs Gerathewohl angelegte Gruben entblößten Mauern, welche mit den in verschiedenen Entfernungen auf gleiche Weise entdeckten in Zusammenhang zu seyn schienen, und eine planmäßig auf Enthüllung dieses Zusammenhanges zielende Nachgrabung veranlaßten. In einer Tiefe von zwey Fuß zeigte sich bereits Gemauer, in einer Tiefe von sechs Fuß die Grundlage. Allmählich enthullten sich zwey verschiedene, nicht auf die gleiche Weise eingerichtete, vermuthlich auch verschiedenen Zwecken dienende Gebäude, beyde auf der Höhe des Feldes; aber das eine näher, das andere entfernter von der Stadt. Das verschiedene Zeitalter der in beyden vorgefundenen Münzen fuhrt den Verfasser auf die Vermuthung, daß auch die Gebäude verschiednen Zeitaltern ihre Entstehung danken. Es fanden sich bey den Nachgrabungen bey vielen zerbrochenen Gefäßen aller Art, starke Steinmassen, durch große Gewalt zerschmettert, geschmolzenes Glas, Metall von Münzen und Geräthschaften, Erz und Eisen, vom Feuer auf das stärkste beschädigt, so daß man daraus auf sehr heftig wirkende Feuersbrünste schließen muß. Kohlen zeigten sich auch häufig; doch wird ihr Daseyn, da sie auch in größerer Tiefe, und zwar schichtenweise gefunden werden, nicht ausschließend Feuersbrünsten, sondern mit großer Wahrscheinlichkeit dem Gebrauche der Römer zugeschrieben, Kohlen, zu welchen sie noch eine Lage Lehm gaben, als Grundlage der Mauer zu gebrauchen, um sie von eindringender Feuchtigkeit zu bewahren.

Das der Stadt näher liegende Gebäude, welches die spätern Münzen enthielt, hat im Ganzen geräumigere Zimmer von dickerem Mauerwerke. Zwischen den Zimmern befinden sich zwey gemauerte kleine Vierecke, in deren einem das oben erwähnte Basrelief des Castor und Pollux sich vorfand. Es fanden sich außer einem Gemache, welches entweder Badezimmer oder Cisterne gewesen zu seyn schien, Spuren von Badezimmern mit doppeltem Boden, durch kleine Säulen von Backsteinen von einander gehalten. Das von der Stadt entfernter liegende Gebäude scheint nach der Vermuthung des Verfassers eine Kaserne gewesen zu seyn; da sich eine große Folge kleiner Kammern in einer Länge von sechs bis sieben Fuß und fast gleicher Breite zeigt; einige Gemächer sind nur fünf Fuß lang. Die Länge des Gebäudes wird von einer Gasse durchschnitten, und diese von einer andern, durch die Breite gehenden, durchschnitten. An der einen Seite der Gasse ist eine doppelte, an der andern eine einfache Reihe von Zimmerchen, deren Thüren sämmtlich in die Gasse gehen, nicht aber aus einem Gemach ins andere führen. Die Kleinheit der Zimmer entspricht ganz der römischen Bauart.

In der Nähe dieser zwey Gebäude, mehr nach dem Rhein zu, sind seit kurzem neue Gruben gemacht worden, die merkwürdige Entdeckungen gewährten. An einer Stelle des in seiner Struktur von den vorigen ganz verschiedenen Gebäudes befindet sich eine besonders dicke, aus re=

gelmäßig behauenen Steinen zusammengesetzte Mauer; sie ist von vier ähnlichen Quermauern durchschnitten, welche Zimmer bilden. Auf der einen Seite läuft eine Reihe von sehr großen Steinmassen fort, die durch keinen Mörtel verbunden sind. Auch ein Gemach mit wohl erhaltenem Fußboden, der aus fest geschlagenem und glatt bestrichenem Mörtel bestand, kam zum Vorschein. Man will diese Untersuchungen auf mannigfaltige Art fortsetzen.

Ziegel wurden in verschiedenen Formen im Schutte gefunden. Eine Inschrift, womit sehr viele Ziegel gestempelt sind, ist: LEG. I. M. P. F. welches als Legio prima, Minervia, pia felix gelesen wird; zuweilen steht statt LEG. ein L und statt I ein T, tiberiana. Ein seltner vorgefundener Stempel ist: LEG. XXI. RAP. (rapax, ein Beyname der ein und zwanzigsten Legion). Ein Stempel anderer Ziegel ist VEX. oder VEXIL. (Vexillaris). Der Stempel der gleichfalls hier gestandenen zwanzigsten Legion wurde nicht gefunden.

Herr Ruckstuhl ist aus sehr ansprechenden Gründen der Meinung, daß das alte Bonn der Römer nicht auf der Stelle, wo jetzt Bonn sich befindet, sondern auf dem Wichelshofe gestanden habe. Weiter fortgesetzte Ausgrabungen werden dieser mit großem Scharfsinne vertheidigten Meinung den Charakter der Gewißheit geben; wir müssen indeß diejenigen, die sich hierüber näher zu unterrichten wünschen, auf die Schrift des Herrn Ruckstuhls selbst verweisen, da eine weitere Entwicklung unsern Zwecken zu ferne liegt. Eine sehr interessante Darstellung der Ausbeute der schon im Jahre 1791 begonnenen Nachgrabungen zu Neuwied, wo eine Stadt der Römer, Victoria, gestanden haben soll, ist diesem Berichte uber die Nachgrabungen bey Bonn einverleibt, und ein gelungener Steindruck, welcher die größere Ruine des Wichelshofs darstellt, ist der Schrift als erklärende Beylage mitgegeben.

Ueber den Baumeister Anton Pilgram oder Pilgraben, Vollender des St. Stephansthurmes und Urheber mehrerer Zierarbeiten im Innern des Domes. Ein Beytrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters.

Das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Meisters verdient mit vollem Rechte eine ehrenvolle Stelle in der mittleren Kunstgeschichte, und gehört insbesondere der Geschichte des kunstreichen Wien und seines hohen Münsters an, an dessen Bau Jahrhunderte vorübergegangen, und dessen Riesenstärke allen Anfällen der Bosheit und Unwissenheit beharrlich Trotz geboten hat. Allein die von Pilgram übrigen Nachrichten sind neben ihrer Dürftigkeit noch so entstellt und widersprechend geworden, daß wir seinem Andenken in diesen Jahrbüchern einige Worte schuldig zu seyn glauben.

Wenn man von der Seite des Riesenthores oder Haupteinganges der Kirche, an der linken Seitenwand bis ungefähr in die Mitte des Schiffes kommt, so erblickt man eine Art von Erker oder Altan, auf einem Fuße, der sich wie ein Blumenkelch aus einer Knospe von unten nach oben ausbreitet. Es ist dieß der Chor, auf welchem einst eine Orgel gestanden, und an dessen Gallerie außerhalb zierlich und leicht verschlungene Spitzbögen ohne Figuren angebracht sind. Da, wo der Chorfuß aus der Knospe hervortritt, sieht man ein durch Alter und Staub geschwärztes hocherhobenes Brustbild eines alten Mannes, der aus einer genau mit dem Bau des Chorfußes zusammenhängenden fensterähnlichen Oeffnung heraus-

sieht. Er hält in der Rechten einen Zirkel, in der linken ein Winkelmaß. Seine buschigen, langen Haare wallen über Stirn, Rucken und die Seiten des Hauptes herab, welches mit einem vorne aufgestülpten Baret bedeckt ist. Sein Hals ist unbedeckt, das Oberkleid hat weite, faltige Aermel, das Unterkleid eine Art von Weste, ist an der Brust mit Schnuren oder Riemen zusammengeheftet. Das magere unbärtige Gesicht hat ungemein ausdrucksvolle starke Züge, tiefliegende Augen, hervorragende Backenknochen, eingefallene Wangen, einen breiten Mund mit aufgeworfenen Lippen und ein sehr starkes Kinn. Die Ursache, warum dieses Denkmal früher beynahe unbeachtet geblieben, ist theils das Unscheinbare und die Schwärze des Bildes, theils seine beträchtliche Entfernung — es steht in einer Höhe von etwa zwey Klaftern vom Boden — und Dunkelheit, da es weit vom Fenster in einer Ecke der Wand angebracht ist. Erst vor fünf Jahren wurde auf Veranlassung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern, bey Hochstdessen Anwesenheit in Wien, eine Gypsform davon genommen, und ein Abguß in der hiesigen Akademie der Kunste aufgestellt. Als auf diese Art die bequeme Betrachtung im gehörigen Lichte, in beliebiger Nähe und Richtung möglich geworden, fand sich, daß uns in diesem Bildnisse eines der herrlichsten Denkmale der Kunst des Mittelalters bewahrt ist, würdig den Meisterwerken jeder Zeit an die Seite gesetzt und als Muster der Nachahmung aufgestellt zu werden. Man denke ja nicht an die ängstlichen, dürren, oft fehlerhaften Schnitzwerke des fünfzehnten Jahrhunderts; dieses Bild vereint die entschiedendste Kühnheit und Sicherheit des Meißels mit einer lebensvollen Wahrheit und Würde, wie sie nur der Meister über seine Schöpfungen verbreiten mag.

Dieß ist ein Bildniß unseres Pilgram, der den Riß zum Orgelchor, den er hier, nach der Darstellungsweise jener Zeit, auf seinem Rucken trägt, entworfen und dessen Bau geleitet hat. Dieß erweisen seine Werkzeuge, die er in den Händen hält, das ihm gehörige, an dem Fuße befindliche Zeichen VT, und die unterhalb befindlichen Buchstaben M. A. P. (Meister Anton Pilgram), über welche später einiges gesagt werden soll.

Das zweyte Bauwerk im Innern der Kirche, dessen Anordnung man mit Grund dem Pilgram zuschreibt, ist die herrliche Kanzel, welche in einiger Entfernung von dem vorher erwähnten Erker, mehr zurück gegen die Emporkirche, an dem dritten der links stehenden Mittelpfeiler angebaut ist. Dieses ganz aus Stein gehauene Werk, zu welchem eine steinerne, nach Art jenes Orgelchors verzierte Treppe führt, ist von wundervoller Arbeit, von oben bis unten mit den schönsten großen und kleinen Figuren von Heiligen, mit Aesten und Zweigen geschmückt. Der mittlere Theil, die eigentliche Kanzel, hat ringsherum bis an die Treppe vier hoch erhobene lebensgroße Brustbilder, wovon das eine durch eine neuere, äußerst schlechte Statue, die auf dem Altar dieses Pfeilers steht, verdeckt wird, die drey andern aber, einen Papst, einen Kardinal und einen Bischof, jeden in seinem Ornat, und ein offenes Buch vor sich, vorstellen. Zwischen diesen sieht man mehrere kleine Heilige. Der Fuß, der die Kanzel stützt, besteht aus mehreren freystehenden Pfeilern und Bögen, zwischen welchen eine Menge von steinernen Heiligen=Statuen angebracht ist. Das noch übrige, denn ein großer Theil ist verstümmelt, zeugt von einer kunstfertigen Hand, jener Zeit nicht unwerth, die die Büste Pilgrams hervorgebracht. Ausnehmend leicht und zierlich ist das Dach der Kanzel, mit seinen geflügelten Cherubim und dem hoch aufsteigenden Blätterschmuck. Ganz unten, unter der Stiege der Kanzel erscheint ein zweytes in die Wand des Pfeilers gehauenes Bildniß Pilgrams, ganz im Ko=

stume des vorigen, nur etwas kleiner und in veränderter Stellung. Auch hier sieht der Meister mit Zirkel und Winkelmaß aus einem Fenster; sein Gesicht ist aber nicht so großartig und kraftvoll, und das Bild erreicht überhaupt jenes andere bey weitem nicht. Zu bedauern ist, daß man, wenn gleich in guter Absicht, dieses Bild sowohl als die meisten übrigen der Kanzel mit einer graugelben Oelfarbe bestrichen, wodurch alle Feinheiten des Meißels verloren gehen, und die Bilder ein gar widerliches, hölzernes und modernes Ansehen erhalten. Lob verdient dagegen die Vorsicht, die Kanzel unten zu umgittern. Gerade über dem Brustbilde Pilgrams zeigt sich zweymal sein früher erwähntes Zeichen. — Merkwürdig sind ferner die vielen an der Außenwand der Treppe eingegrabenen Maurer= und Steinmetzzeichen von verschiedenen Formen, welche wohl die Zeichen aller jener Meister und Gesellen seyn mögen, die an diesem Werke Hand angelegt haben.

Diese beyden Werke mit Pilgrams Bildnissen sind neben wenigen schriftlichen Zeugnissen die einzigen Daten, die uns über jenen berühmten Mann bisher zu Gebote stehen. Wäre der um die Beschreibung der Stephanskirche sonst sehr verdiente Ogesser im Stande gewesen, aus der Betrachtung dieser Arbeiten ein Urtheil über die Zeit ihrer Anfertigung zu ziehen, so hätte er in seinen Angaben über Pilgram nicht jene merkwürdige Verwirrung gebracht, welche ihn veranlaßt, erst zwey Baumeister, den einen: Anton Pilgram als Baumeister um 1313 und 1356 den Chor und die Kanzel bauen, den andern: Anton Pilgraben um 1433 den Hauptthurm vollenden, dann aber, weil er das Unwahrscheinliche dieser Doppelheit wohl fühlen mochte, jenen zweyten wieder 1446 oder 1450 als Anton Pilgram auftreten, und folglich über 130 Jahre leben zu lassen *). — Geusau und andere schrieben ihm nach, und so ging der Irrthum auch in das neueste Prachtwerk: Denkmale der Baukunst und Bildnerey des Mittelalters, herausgegeben vom Fürsten Lichnovsky, über, wo S. 31 bis 37 ausdrücklich bemerkt wird, daß Pilgram nicht mit Pilgraben zu verwechseln sey.

Zur Widerlegung Ogessers wird Folgendes genügen. Seine irrigen Angaben bestehen in diesen Punkten:

1) Er behauptet, daß der Orgelchor und die Kanzel 1313 und 1359 von Pilgram erbaut worden, und gründet seine Angabe in Ansehung des ersten auf die dort angemalte Inschrift: M. A. P. 1313, die aber, wie der erste Blick auf die runden Buchstaben und arabischen Ziffern lehrt, und Ogesser selbst eingesteht, erst 1637, bey der Uebertünchung der Wand mit Kienruß, an die Stelle einer ältern geschrieben ist. Wenn man nun bedenkt, daß diese Wand, eben weil sie einer Erneuerung bedurfte, gewiß schadhaft, und die Inschrift ganz oder zum Theil verwischt war, so ist es nichts Unmögliches, daß der neue Schreiber eine falsche Inschrift anschrieb. Vielleicht hieß es früherhin m. cccc. xxx. iij., nicht wie der Schreiber las: m. ccc. x. iij.; auf diese Art hätten wir gerade das Jahr, in welchem Pilgram seinen Thurmbau durch die Aufsetzung des Knopfes gekrönt sah (1433). Es ist überhaupt nicht einmal entschieden, ob die Wand früher auch eine Inschrift gehabt, und die jetzige nicht eine willkürliche Zugabe des Ausbesserers sey. Dem sey wie ihm wolle, die Inschrift ist nicht beweisend; daß das Bild einen Baumeister vorstelle, beweisen schon die Attribute, daß er dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts gehört, die Arbeit und das Kostum, daß aber damals Pilgram der Baumeister von St. Stephan gewesen, schriftliche Daten und seine Zeichen.

*) Beschr. der Steph. Kirche S. 9. 32. 63. 64.

2) Die fernere Angabe, daß Pilgram auch im Jahre 1359 in Wien Baumeister gewesen, hat Ogesser, wie er sagt, aus einer Abschrift entnommen, die man ihm im Archiv der Wienerischen Baumeisterzunft gezeigt habe: er verschweigt aber aus welcher Zeit diese Abschrift sey, ob sie von einer Urkunde, einem gleichzeitigen Tagebuche, oder anderswoher genommen sey. Bis zur näheren Kunde über diese seine Abschrift muß es uns also erlaubt seyn, die, allen vernünftigen Combinationen widersprechende Jahrszahl wieder in Zweifel zu ziehen *). Den Vertheidigern derselben gebe ich nur Folgendes noch zu bedenken: Wenn der Orgelchor 1313, die Kanzel 1356 — 1359 von Pilgram gebaut sind, so müssen seine beyden Brustbilder, welche mit der Struktur jener Bauwerke innig zusammenhangen, folglich ihnen gleichzeitig sind, eine bedeutende Altersverschiedenheit zeigen, so daß die Chorbüste unsern Pilgram um sechs und vierzig Jahre jünger darstellte als die andere. Warum ist aber der Fall umgekehrt? warum sind die Züge des Pilgram am Chor, die eines, um etwa zehn Jahre ältern Mannes, als das Gesicht des Pilgram an der Kanzel?

3) Ein dritter Grund, den Ogesser für die Existenz seines Pilgram im vierzehnten Jahrhundert anführt, besteht in einer gleichfalls eingeständlich mit neuerer Schrift auf ein Holzbild geschriebenen Jahrzahl 1356, wobey bemerkt war: diese Zahl habe auf dem alten Zettel gestanden (der nämlich früher an dem Bilde befestigt, dann herabgefallen seyn mochte). Also kein Name oder Zeichen, nur die Jahrzahl; auch gibt Ogesser keinen Bescheid, ob es dem Steinbilde Pilgrams gleiche; er sagt nur, man habe es ihm im Baumeister-Archive als ein Bild desselben vorgewiesen. Man sieht, wie schwankend diese Nachrichten sind. Das Bild ist nicht mehr zu finden, sonst würde sich gewiß aus der Vergleichung der Arbeit mit andern ein sicheres Urtheil schöpfen lassen. Ohne Zweifel stellte es, wenn es doch ein Baumeister war, irgend einen aus jener Zeit vor, vielleicht den Georg Hauser von Klosterneuburg, der um 1359 den Bau des großen Thurmes begann.

4) Sowohl Ogesser als der ihm folgende Geusau müssen doch auf den Gedanken gekommen seyn, wie leicht man den Anton Pilgram von 1313, und den Anton Pilgraben, der nach Fischers glaubwürdiger Nachricht von 1407 bis 1433 den Bau des Thurmes leitete, für eine Person zu halten geneigt seyn könnte: sie führen beyde Meister selbst an, wagen aber aus wohlbegreiflichen Gründen nicht einmal die Bemerkung, daß der Leser beyde nicht zu verwechseln habe. — Pilgram und Pilgraben ist zuverläßig dasselbe Wort: Graben wird von dem gemeinen Oesterreicher genau wie Gramm ausgesprochen, ohne hier auf andere in den süddeutschen Mundarten so häufige Verwechselungen (z. B. Grabnuß statt Grämniß) hindeuten zu wollen.

*) Man ging vormals überhaupt mit den Jahrzahlen sehr leichtfertig um. Gerade so verfuhr der Pater Tilmez, der sein Buch über die Stephansthürme 1721 herausgab. Auch er hat Manuscripta ad Sanctum Stephanum gesehen, welche sagen, Pilgraben habe den Thurm 1400 vollendet. — Quae manuscripta? quae documenta? quare non nominata? ruft der gelehrte Fischer (brev. notic. urb. Vindob pag. 23) in seiner Berichtigung des Tilmez'schen Werkes mit Recht aus. Tilmez ist in der Angabe des Jahres wahrscheinlich dem Reiffenstuel gefolgt, der (Vienna gloriosa tit 3.) dasselbe behauptet. Auch Fiorillo ist derselben Meinung, und seine Gewährsmänner sind Tilmez und Reiffenstuel. (Gesch. d. zeichn. Künste in Deutschl. I. 104). — Die Verwechslung Pilgrams mit Hauser liegt am Tage.

Diese Widerlegungsgründe werden siegreich bestätigt durch eine Vergleichung der Bildnisse Pilgrams mit andern in derselben Kirche, deren Alter zuverläßig bekannt ist. Man vergleiche nur die beyden Bildnisse Pilgrams unter der Kanzel und dem Orgelchore mit den Statuen in der Eingangshalle rechts, der Kanzel gegenuber, welche erweislich Rudolphen IV. (er regierte von 1356 bis 1365) und seine Gemahlin vorstellen, also zu ihrer Lebenszeit, wo nicht später, verfertigt worden sind [1]). Entstanden diese um 1360, so ist es unmoglich, daß der herrliche Kopf Pilgrams am Erker nicht um wenigstens sechzig bis siebenzig Jahre später zu setzen ist. Beyde Werke verhalten sich der Kunst nach zu einander, wenn ein Gleichniß erlaubt ist, etwa wie die sogenannten etrurischen zu den vollendet schonen griechischen Bildwerken. Dasselbe gilt von den Kanzel-Figuren, wovon besonders die kleinen eine ungemein richtige und verständige Zeichnung zeigen, und gewiß dem funfzehnten Jahrhundert angehoren.

Die berührten Umstände, welche durch die Anschauung eines jeden, nur mäßig geübten Beobachters bestätigt werden, vorausgesetzt: fällt jeder Widerspruch in Ansehung Pilgrams weg, und die Angabe des gründlichen Pater Fischer, der aus dem gleichzeitigen Haselbach geschöpft hat, stimmt dann vollkommen mit den Denkmalen überein. Nach ihm kommt Anton Pilgraben erst 1407 zum Vorschein, er baute den von Georg Hauser um 1360 angefangenen Thurm bis zum Jahre 1433 vollkommen aus [2]), und konnte also mit einigem Grund für den Baumeister des Thurmes gelten: deßhalb, nicht eben weil er die Kanzel und den Orgelchor gebaut, die dessen ungeachtet unter seiner Leitung entstanden sind — wurden seine Bildnisse mit Winkelmaß und Zirkel etwa um 1425 bis 1433 verfertigt, und in die Kirche gesetzt. Er scheint auch wirklich damals, dem Chorbilde nach, schon bejahrt, etwa siebzigjährig gewesen zu seyn, so daß man ihm ungefähr folgende Biographie geben konnte:

Anton Pilgram wurde, etwa vierzig Jahre alt, nach 1400, um welche Zeit Georg Hauser starb, und nachdem mehrere nicht unberühmte Meister fruchtlose Versuche gemacht, den Thurm weiter zu bauen, vielleicht von Brünn nach Wien berufen; man übertrug ihm die Leitung des Thurmbaues, den er aber 1407 wegen der schlechten Anlage seiner Vorgänger bis dahin, wo Hauser aufgehört hatte, erst niederreißen mußte, um ihn nach eigener Erfindung zur Vollendung zu fuhren. Unserm Pilgram gehört also das obere Drittel des Thurms, etwas über der Uhr angefangen, welches wegen seiner Zierlichkeit und Festigkeit mit Recht bewundert wird, und im Jahre 1433 mit Aufsetzung des Knopfes beendigt wurde. Während dieser Zeit ordnete Pilgram mehrere Arbeiten im Innern der Kirche an, unter andern die Kanzel und den Chor. An beyden Werken wurde dann der Vollender des erstaunenswürdigen Thurms von trefflichen Künstlern nach dem Leben in Stein gehauen, und in fensterar-

---

1) Hergott. Pinacotheca. Tom. III. Part. I. Tab. XXIV., und die Erklärung dazu Tom. III. part. II. pag. 77. 2) Fischer Brev. notic. urb. Vindob. P. II. p. 23. Ergo genesin turris sic prosequor: mortuo circa a. 1400 primo Architecto Georgio Hauser, alii imperfectum ab eo laborem continuarunt, sed tam invita Minerva, ut anno 1407 omnia demoliri oportuerit, quae illi superstruxerant: ita enim testatur Haselbach. — Ab anno 1407 credo continuationem magnae turris Antonio Pilgraben demandatam fuisse, quae tamen ante annum 1433 absoluta non est · eo enim anno sub Alberto V. coronidem turri impositam fuisse testatur Anonymus sed coaevus et praesens autor, quem ex Tabulario S. Dorotheano typis vulgavit Hier. Pez. T. II. p. 550. — Haselbachs Zeugniß findet man bey Pez. Rer. Austr. II. col. 806.

tige Oeffnungen gesetzt, als wollte er das Urtheil der Menschen und die Wirkung belauschen, die seine Arbeiten auf dieselben äußerten.

Pilgram hat wahrscheinlich das Vergnügen erlebt, seine Thurmspitze vollendet zu sehen, wenn gleich keine bestimmte Nachricht dafür spricht: im Jahre 1446 scheint er aber schon todt gewesen zu seyn, denn damals ward Hans Puchspaum, einst Pilgrams Schüler, zum neuen Baumeister der Kirche aufgenommen, der dann vier Jahre später die Grundveste zu dem zweyten Thurm gelegt hat. Konnte man wohl dem ehrwürdigen Greise das Herzleid zufügen, bey seinen Lebzeiten, einem seiner Schüler, der ihm bey dem Bau des großen Thurms gedient, den Bau des zweyten zu übertragen? Unter den mancherley Volkssagen, welche sich zu verschiedenen Zeiten an die Geschichte des Kirchenbaues knüpften, hat auch Pilgram seinen Antheil; so erhielt sich eine Sage, er habe den Puchspaum, der noch als Lehrjunge wegen seiner großen Geschicklichkeit den Bau des zweyten Thurms zu führen bekommen habe, aus Neid von seinem Gerüste herab gestürzt *). Bedürfte das Mährchen noch eine Widerlegung, so genügte die Andeutung, daß Buchsbaum schon vier Jahre vor jenem Anfange Baumeister, also nicht mehr Lehrjunge gewesen.

Eine wichtigere Frage dürfte seyn: wer ist der Meister der herrlichen Erkerbüste und jener andern am Kanzelfuße?

Eine bestimmte Angabe hierüber findet sich weder an den Bildern selbst, noch in den bisher bekannt gewordenen Urkunden: doch bemerkte ich an dem Kanzelbilde, außer Pilgrams Zeichen noch ein anderes, dessen Gestalt ungefähr so war:

ΔE

Dieses dürfte dem Künstler gehören. Durch Vergleichung desselben mit den Namen jener Steinmetze oder Bildhauer, die nach einer im Besitze des Hrn. Hofarchitekts Aman befindlichen alten Aufzeichnung, zur innern Auszierung der Kirche unter Pilgrams Leitung verwendet wurden — könnte sich wohl irgend ein wahrscheinlicher Schluß für den Verfertiger der Büste ziehen lassen. Möge uns doch dieser thätige und verdienstvolle Gelehrte bald mit den Resultaten seiner Forschungen über den Bau der Stephanskirche erfreuen, für welche in Hinsicht auf alte Kunst nichts gründliches geleistet werden kann, so lange nicht Sachkundige mit vorurtheilsloser Umsicht dem Riesenbau ihre ganze Aufmerksamkeit widmen. Treten nur erst die vereinten Bemühungen mehrerer tüchtiger, in verschiedenen Kunstfächern erfahrener Männer zusammen, so wird die Bahn zu einer österreichischen Kunstgeschichte bald gebrochen seyn, deren Mangel, bey dem unermeßlichen Stoffe, erst recht gefühlt wird, wenn man die Dürftigkeit dessen erwägt, was in größeren Werken über Oesterreichs alte Kunst gesagt ist.

In der neuesten Zeit haben mehrere Künstler die Büsten Pilgrams, besonders das herrliche Chorbild, zum Gegenstande ihres Studiums gemacht. Es thut uns leid, dem Stiche in dem dritten (und bisher leider noch letzten) Hefte des schönen Werks vom Fürsten Lichnovsky nicht alles Gute nachsagen zu können. Er ist weder im Gesichte noch in den Nebendingen ganz getreu, und die Gesichtszüge des Originals sind bey der

*) Vergl. Reiffenstuel Vienna glor. tit. 3.

etwas flüchtigen Behandlung fast unbemerkbar. Das Werk hat allerdings seine Schwierigkeit bey der Ausführung, und kann in ganz kleinem Formate, wie der erwähnte Stich, nie ganz befriedigen. — Eine zweyte Abbildung, auf Stein gezeichnet, hat unser trefflicher Schnorr kürzlich geliefert *). Er wählte eine Größe, die zur Darstellung aller Schönheiten und Vorzüge der Sculptur geeignet ist, dachte sich aber das Original als lebend, oder als Gemälde, und gab ihm mit Beybehaltung des Kostums und möglichster Beobachtung der Gesichtszüge eine von der Büste ganz verschiedene Stellung und Haltung, welche dadurch zwar gefälliger geworden, aber der Wahrheit einigen Eintrag thut. Die Ausführung, im Geiste der altdeutschen Schule, ist ganz dem Gegenstande angemessen, und verdient auch deßhalb rühmliche Erwähnung, weil eine Bestimmtheit und Reinheit, wie wir sie in Schnorrs Gemälden und Zeichnungen kennen, in der Lithographie eine neue Erscheinung ist. — Die getreueste Abbildung ist unstreitig die jüngste, von der Hand des Herrn Fendi, welche für den im Sammeln vorzüglicher Denkmale des Mittelalters unermüdeten Engländer, den hochwürdigen Thomas Frognal Dibdin, bereits nach London abgesandt ist, wo sie in einem drey Bände starken Werke unter dem Namen einer bibliographischen, antiquarischen und malerischen Reise, neben mehreren herrlichen alten Bildwerken, unter welchen besonders schätzbare aus alten Pergamenten entnommene Bilder großentheils von der hiesigen Hofbibliothek, mit gewohnter englischer Pracht im Kupferstiche erscheinen wird. Fendi's Zeichnung ist mit eben so viel Tiefe und Studium, als geistreich und geschmackvoll ausgeführt, und wir wünschen den reichen und vornehmen Kunstfreunden im voraus Gluck zu dem Genusse, der ihnen durch die Erscheinung dieses, leider im theuren Auslande entstehenden, mit so vielen Denkmalen unserer Heimat ausgestatteten Prachtwerkes bereitet wird. Auch das andere an der Kanzel befindliche Porträt Pilgrams ist auf Veranlassung desselben Engländers bereits vor einigen Jahren, so viel wir wissen, zum ersten Male gezeichnet worden. So beschämend die Wahrnehmung ist, daß das Ausland uns in der Theilnahme für alte Kunst und Unterstützung der ihr gewidmeten Werke übertrifft, so erfreulich wird jedem Freunde der Geschichte und des Alterthums die Nachricht seyn, daß wir der Erscheinung einer ausführlichen Beschreibung und Geschichte der St. Stephanskirche gegen das Ende dieses Jahres entgegen sehen dürfen. Sie ist von der Hand des Hrn. Franz Ziska, bereits rühmlich bekannt durch die mit Schottky herausgegebenen österreichischen Volkslieder, durch die vielversprechenden Proben seines österreichischen Idiotikons, und einige historische Auffsätze — wird mit interessanten Notizen aus Archiven, nöthigen Berichtigungen der Vorgänger, und mehreren Kupfertafeln ausgestattet seyn, und im Verlage Armbrusters erscheinen.

Nachschrift. Während des Druckes erhalte ich einige willkommene von mir erbetene Mittheilungen von dem Herrn Hofarchitekte Aman, der in den Jahren 1810 bis 1816 auf allerhöchsten Befehl die Herstellung des 1809 beschädigten Thurms geleitet, und bey dieser Gelegenheit mehrere interessante Entdeckungen gemacht hat. Ich erlaube mir diejenigen Stellen, welche sich auf Pilgram und seine Zeit beziehen, hier nachzutragen:

»Zu den künstlicheren Ausarbeitungen (der Bildwerke z. B.) wurden

---

*) Zu haben im lithographischen Institut am Michaelerplatz nächst der Burg.

»von Rudolph IV. (zwischen 1356 und 1365) berufen: Heinrich Kumpf »auch Kußkumpf, von Hessen, und Christoph Horn, von Dün»kelspül.« (Diese beyden Meister haben also nicht, wie ich in meinem Aufsatze vorläufig vermuthete, unter Pilgrams Leitung von 1407 an, sondern früher gleichzeitig mit Hauser gearbeitet, und sind vielleicht die Verfertiger der Statuen Rudolphs IV. und seiner Gemahlin, nebst den beyden Herolden, in der ersten Eingangshalle rechts)

Auch Herr Aman hatte sich bey seinen Untersuchungen überzeugt, daß es nur einen Pilgram (der auch Pilchramb, Pilgrad geschrieben wurde) gegeben habe, welcher sowohl den Thurm von 1407 bis 1433 vollendet, als den Predigtstuhl, Orgelfuß, einige Altäre u. dgl. aufgestellt hat.

Ueber den Theil des Thurmes, das obere Drittheil, welches Pilgram gebaut, theilt Herr Aman Folgendes mit: »daß der erste Archi»tekt des Thurmes bey dessen Vollendung nicht so leicht zu ersetzen war, »beweiset der Umstand, daß nach dem Einschlagen des Blitzes 1449, dieser »erst kürzlich vollendete obere Theil 1514 einstürzte, welcher durch den kai»serlichen Hauptmann Leonard und den Baumeister Georg Hauser, »von Freyburg, bis zum July 1519 wieder hergestellt worden ist, wie »die in diesem Jahre oben eingesetzte Inschrift zeigt.«

Endlich erhalten wir von ihm die sehr erfreuliche Nachricht, daß die, noch von Ogesser angeführten, aber seither ganz verloren geglaubten Tafeln, auf welchen die Zeichen und Namen der Wiener Baumeister aufgezeichnet wurden, wirklich noch vorhanden sind. »Sie enthalten die Bau»und Steinmetzmeister vom Jahre 713 bis zur jetzigen Zeit, und »wurden im Jahre 1641 nach früheren Aufzeichnungen von dem Bau»meister Hans Herstorfer angefertigt. Unter andern geben sie die An»zeige, daß 1150 Oktavian Falkner, aus Krakau, Baumeister bey »St. Stephan war.« — Die Wichtigkeit dieser Tafeln für alte Kunst möchte aber doch größer scheinen, als sie wirklich ist: denn da sie ein gänzliches Schweigen beobachten über die vorzüglichsten Meister, die an dem Bau des Doms Theil genommen, z. B. Hauser von Klosterneuburg, Pilgram von Brünn, welche als fremde wohl zum großen Verdruße der Wienerzunft hieher berufene Meister, von ihrer Verbrüderung ausgeschlossen waren: so sind sie weiter nichts als handwerksmäßige Verzeichnisse der unberühmten gewöhnlichen Steinmetzmeister, nach der Ordnung ihrer Aufnahme. Dem ungeachtet wäre Nachbildung oder wenigstens Abschrift dieser Aufzeichnungen gewiß nicht ohne Vortheil für die Geschichte Wiens und seiner Bauwerke.

Zum Schlusse dieser Anzeige drängt sich mir noch eine Betrachtung auf, die ich von den Kunstfreunden sehr gern beherziget sähe. Sie besteht in dem Wunsche, daß sich eine Gesellschaft zur Herausgabe eines ausschließlich unserem Dome gewidmeten Bildwerkes bilden möchte, so wie in neuester Zeit der uralte Kölner Dom mehrseitige Theilnahme uneigennütziger Kunstfreunde gefunden hat. Diese himmelanstrebenden Münster sind ja doch das größte und herrlichste, was von einer frommen und kraftvollen Vorzeit übrig geblieben, hehr dastehend als Denksäulen und nimmerwelkende Blüten des Mittelalters, dessen Denkmale sie uns bewahren, in hundert und abermal hundert Bildwerken, die nicht einem Jahrhunderte, die einem halben Jahrtausende angehören. Zwar unausgebaut, unendlich wie Der, dem sie geweiht wurden, sind sie die lebendigste und wahrste Kunstgeschichte, dadurch daß sie die Pflanzschule der trefflichsten Meister, und die Bewahrer der kunstvollen alten Baukunst

wurden, deren Zweige, wie die Aeste ihrer Werke, von Wien bis Straßburg sich fest und frisch umschlangen.

Unser Stephansdom zeigt sich hierin von einer vorzüglichen Seite. Sein Bau ist wundervoll und bedarf, um recht verstanden zu werden, der genauen und tiefen Untersuchung von Bauverständigen, wozu der alte Grundriß des Thurms auf Pergament von Georg Hauser († um 1407) noch jetzt im Magistratsarchive vorhanden, treffliche Hülfe verspricht. — Vorzüglich reich ist aber die Kirche an Bildwerken, jeder Zeit und Gattung, von innen und von außen, zum Theile von Meisterhänden ausgeführt, und besonders die höher stehenden noch vorzüglich gut erhalten. Wie sichtbar müßte sich der Stufengang der Kunst zeigen, durch Aneinanderreihung der vielen Bildwerke an der uralten, vorgothischen Emporkirche, und jener des späteren Baues seit Albrecht II. bis zum sechzehnten Jahrhundert herab? Wie vieles, was jetzt noch verborgen, müßte bey ernstlicher Forschung aufgedeckt werden, und wie unerschöpflich würde der Reichthum unseres Domes erst dann erscheinen, wenn seine Schätze gesondert, und von dem furchtbaren Zusatze der neuesten Zeit gesichtet, rein und treu in Bildern vor Augen lägen!

Was nun diese Ausführung betrifft, so erscheint der Steindruck, als eigentlich vervielfältigte Handzeichnung, ganz vorzüglich für Bauwerke sowohl als für Werke der Bildnerey, die durch den Stich so oft entstellt werden. An treuer Mitwirkung tüchtiger Künstler, die mehr die Liebe zur guten Sache als der Lohn anfeuerte, dürfte jetzt nicht mehr zu zweifeln seyn: möchte nur auch die Zahl der Unterstützer so bedeutend ausfallen, daß ein für ganz Europa wichtiges Unternehmen rühmlich gedeihen könne! Wie wohlthuend ist die Erscheinung des in Frankfurt entstandenen und unermüdet thätigen Vereins für ältere deutsche Geschichte! Sollte die alte Kunst, der Zeuge und Schmuck des alten Lebens, nicht so viele Theilnahme finden, daß sich ein ähnlicher Verein jenem gegenüber bilden, und Hand in Hand, freundlich mit ihm fortwirken könnte?

Primisser.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Bücheranzeigen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Friedrich Heinrich Jakobi's Werke, I — IV. Band. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1812 — 1819. Ladenpreis 14 Rthlr.

F. H. Jakobi gehört zu unsern klassischen deutschen Schriftstellern, und ist ein Genosse jener schönen Zeit unserer Literatur, aus welcher noch Göthe zu den Lebenden gehört, während die Andern, Herder, Schiller, Joh. Müller rc. schon aus unserer Mitte schieden. Neben dem tiefen philosophischen Inhalt von Jakobis Werken, enthalten sie allgemein Ansprechendes, dem wirklichen Leben und seiner Beurtheilung nahe Liegendes, Kopf und Herz Befriedigendes, was in der gegenwärtigen vollständigen Ausgabe noch durch eine reiche Beyfügung aus seinem Briefwechsel mit Herder, J. G. Hamann und Andern vermehrt worden ist. Der Recensent in der Hall. Allg. Lit. Zeitung sagt von diesen Werken, sie würden in unserer gegenwärtigen bewegten Zeit bey vielen Gemüthern Empfänglichkeit und Gunst vorfinden, indem man von einer wahren Philosophie fordere, daß sie unser Bedürfniß, Leben und seine Geschichte nicht bloß nach ihrer Sinnenbreite, sondern nach ihrer übersinnlichen Höhe und Tiefe erkenne. Niemand aber hat vom ersten Worte bis zum letzten mit mehr Wärme, Entschlossenheit und mühsamer Forschung das Gemüth gegen die Anmaßung des Verstandes in Schutz genommen, als Jakobi. Zugleich aber findet sich bey ihm keine Spur jener Phantasterey, aus welcher am Ende ein traumartiger Zustand hervorgeht, worin Verständiges und Unverständiges, Vernünftiges und Unvernünftiges durch einander schwimmen. Darum wird die vorliegende, von ihm selbst noch veranstaltete Sammlung seiner Werke, welche, mit etwa zwey nachfolgenden Bänden, vollständig ist durch Reichthum des Inhalts und Schönheit der Darstellung, für alle kommende Zeiten eine der größten Zierden deutscher Literatur ausmachen.

Pindarus Werke, Urschrift, Uebersetzung in den pindarischen Versmaßen und Erläuterungen von Friedrich Thiersch. Zwey Theile. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1820. Preis 5 Thlr. 12 Gr.

Die unterzeichnete Verlagshandlung kündigt hiermit die Vollendung eines Werks an, in welchem der erhabenste und schwierigste lyrische Dichter der Griechen zum ersten Male vollständig, selbst die Bruchstücke nicht ausgenommen, in seinen ursprünglichen Versmaßen deutsch übersetzt worden ist. Außer der Uebersetzung selbst, die bey der möglichsten Treue sich bestrebt, die Schranken des in der deutschen Sprache Zuläßigen nicht zu überschreiten, übrigens aber das Urbild so unverfälscht

als möglich wieder zu geben, enthalten die beyden Bände: den griechischen Text, mit Benutzung der neuesten Bearbeitungen und nach des Verfassers eigenen Ansichten angeordnet, die vollständige Anzeige alles dessen, was im Texte und von wem es geändert worden, erläuternde Anmerkungen zu der Uebersetzung, eine ausführliche Einleitung über griechische Musik und Rythmik in Bezug auf Pindarus, über Bestimmung und Veranlassung der pindarischen Gesänge, ihre Darstellung durch den Chor und die Einrichtung desselben, über ihre Stoffe und die Behandlung derselben, endlich über ihr Verhältniß zur Tragödie, besonders zu der lyrischen der Dorer, wobey eine Untersuchung über den Ursprung der dramatischen Poesie in Attika und zu Sikyon und über die Verbindung beyder Gattungen zur attischen Tragödie eingeschaltet wird. Den Beschluß macht die Bestimmung der chronologischen Folge, in welcher die Gedichte des Pindarus nach einander entstanden sind. Die Verlagshandlung glaubt ihrerseits nichts versäumt zu haben, um einem Werke, dessen Erscheinung nicht nur dem Philologen und Alterthumsforscher, sondern auch jedem Freunde echter und wahrer Poesie angenehm seyn dürfte, den erwünschten Eingang zu verschaffen.

Malerische Reisen in Aegypten und Syrien, über Konstantinopel nach Griechenland, Dalmatien, Illyrien, Neapel und Sicilien. In 6 Bändchen. Mit 103 Kupfern. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1820. Preis 12 Thlr.

Die Freunde und Liebhaber der Alterthümer sowohl, als auch der Gebräuche und Sitten der Völker, welchen dieses Werk gewidmet ist, werden in demselben viel und mancherley Lehrreiches, zum Theil wenig Bekanntes sowohl, als auch Anziehendes und Ergötzliches finden, um so mehr, als dabey nicht nur die besten und neuesten Reisebeschreibungen mit großer Sorgfalt benutzt sind, sondern auch das Schönste und Beste mit mehr als hundert ziemlich großen Kupfern veranschaulicht ist, die den Kunstsinn nicht werden unbefriedigt lassen.

Die ersten Bände geben viele alte Wunderseltsamkeiten, nebst manchen neuern Dingen, Aegyptens und Syriens: den Obelisk der Kleopatra und den zu Matarea, ein Ueberbleibsel des uralten Sonnentempels — Wahrsagerinnen — Hochzeitsaufzug zu Kahira — Antiochiens Ruinen — Grabmäler — Tempelruinen zu Palmyra, nebst einer Gallerie und dem Sonnentempel dieser alten Prachtstadt, und den Portikus des Diocletian daselbst, wie den Jupiters-Tempel zu Heliopolis. — Der dritte Theil zeigt uns Konstantinopel, mit seinem Serail, Moscheen, öffentlichen Frauenbädern, einen Aufzug des Großherrn, Sclavenmarkt, Gesellschaftszimmer der Damen u. s. w. — Der vierte führt uns nach Griechenland, und stellt dar, Sitten, Tänze und Trachten, Grotte auf Antiparos, Moschee auf Zypern, die Offenbarungskirche auf Pathmos, Arnauten, Ruinen bey dem Neptunstempel in Athen, und manches Andere. — Vorzüglich interessant wird man das immer noch zu wenig bekannte Istrien und Dalmatien des fünften Theiles finden, insonderheit die reichhaltige Beschreibung der Morlaken, das alterthümliche Pola mit seiner herrlichen goldenen Pforte, die Darstellungen von Triest, das berühmte Bergschloß Lueg, den Diocletianspalast u. s. w. — Der sechste Theil enthält Nea-

pel und Sicilien, und was man etwa hier davon erwarten kann, wird man finden; als: die Kirche des heiligen Januarius, Virgils Grabmal, Isistempel — Vesuv, merkwürdige Grotten, Grundriß des Theaters zu Tormina, nebst Proscenium — Archimedes u. a. Grabmäler, Katakomben zu Syrakus, und noch mancherley Anderes.

Verlagsbücher der Palm'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen:

Glücks, Dr. C. F., ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld, ein Kommentar. 21. Band, zweyte Abtheilung. gr. 8. 18 gr.

Gönners, N. T. von, Kommentar über das königl. baierische Gesetz vom 22. July 1819, einige Verbesserungen der Gerichtsordnung betreffend. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege im Königreiche Baiern, von N. T. v. Gönner und P. v. Schmidlein. Dritter Band. gr. 8. 2 Rthlr.

Kaiseri, Dr. T. P. C., Monogrammata theologiae christianae dogmaticae. 8. maj. 1 Rthlr. 8 gr.

Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten, drittes Bändchen, oder des baierischen Schulfreundes dreyzehntes Bändchen, herausgegeben von H. v. Stephani. 8. 16 gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Künste und Gewerbe des Menschen. Zum Behuf nützlicher Kenntnisse in 104 Abtheilungen. Von J. A. C. Löhr. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Preis geb. 3 Rthlr.

Es sind 104 verschiedene Gewerbsarten, die hier, für wißbegierige Knaben und Jünglinge, nicht nur beschrieben, sondern auch in großen, reinen und getreuen Abbildungen dargestellt sind, und ihnen gewiß viel Vergnügen machen werden. Zu jedem Gewerbe gehört eine eigene lehrreiche Beschreibung, die noch mit mancherley hergehörigen Geschichten, Anekdoten, Zügen und Bemerkungen, besonders auch über Entstehung und Ausbreitung dieser oder jener Erfindung, gewürzt und angenehm gemacht ist. Der Zweck des Werkes ist, daß unsere jungen, kleinern und größern Leutchen den großen Umfang der menschlichen Thätigkeit, durch welche das Leben besteht, einigermaßen absehen lernen, und dadurch sie selbst zu tüchtiger Thätigkeit zu erwecken.

Bey A. Markus in Bonn sind zur Ostermesse 1820 folgende Werke erschienen:

Horae physicae Berolinenses, collectae ex symbolis virorum doctorum: H. *Linkii*, C. A. *Rudolphi* etc. W. Fr. *Klugii*,

C. G. *Neesii ab Esenbeck*, Fr. *Ottonis*, A. a. *Chamisso*, Fr. *Hornschuchii*, D. a. *Schlechtendahl* etc., C. G. *Ehrenbergii*, edi curavit Dr. C. G. *Nees ab Esenbeck*. Cum tabulis aeneis XXVII. Fol. Preis 12 Rthlr. 12 gr.

Nees ab Esenbeck, Dr. Th. Fr. C., Radix plantarum mycetoidearum, scripsit et figura aeri incisa illustravit. 4. Preis 18 gr.

Mayer, Prof. Dr. C., über Histologie und eine neue Eintheilung der Gewebe des menschlichen Körpers. gr. 8. Preis 8 gr.

In Kommission.

Ansiaux N., clinique chirurgicale, ou recueil de mémoires et observations de chirurgie pratique. gr. 8. *Liège* 1816. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Thémis, ou bibliothèque du jurisconsulte, par une réunion de magistrats, de professeurs et d'avocats. *Paris*. Jahrgang 1820 aus 10 Heften bestehend. Preis 8 Rthlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sophron für reisende Jünglinge, von Johann Genersich. Zwey Theile. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1816. Preis 2 Rthlr.

Mit fleißigem Bedacht hat der Verfasser gesammelt, was Jünglingen für ihr Herz, für die Vermehrung ihrer Kenntnisse oder ihr Leben nützlich seyn kann, und hat dazu insonderheit auch die Meisterstücke unserer trefflichsten Prosaisten und Dichter ausgewählt; — Kant, Friedrich Richter, Schiller, Matthisson, Klopstock und viele andere hochgepriesene Schriftsteller sind von ihm benutzt worden, und so ist man schon deßhalb wegen des Werthes dieser Sammlung gedeckt. Aber auch die Charakterschilderungen, die Trostbriefe an Cicero, die Gedanken Senekas über Werth der Zeit, Lektüre, Freundschaft und Gemüthsruhe und die Beschreibung verschiedener meist nördlicher Völker u. A. m. sind werthvoll und daher eben der Beherzigung, großentheils schon als Muster des Styls, werth. Das Werk verdient eine ehrenvolle Stelle in der Büchersammlung wißbegieriger und ernst nachdenkender Jünglinge.

In Oesterreich erschienene Bücher.

Ursachen des Verfalles der gepachteten Theater überhaupt. Vorschläge zur Verbesserung und Wiederemporbringung solcher Theater, zur Bildung wahrer dramatischer Künstler, und zur Errichtung eines Schauspieler-Pensions-Institutes für die

sämmtlichen Provinzial-Theater des österreichischen Kaiserstaates. Grätz. In Kommission bey Franz Ferstl. 1820. 8.

Die in diesem Werkchen angeführten Bemerkungen über gepachtete Theater sind Resultate einer scharfsichtigen und durch die Erfahrung geläuterten Beurtheilung, welche angehenden Theater-Directoren, Pächtern, Regisseuren, Theater-Dichtern, Recensenten und Schauspielern, nach den jedesmaligen Umständen angewendet, sehr zu Statten kommen dürften.

Albrecht Dürer. Dramatische Skizze von A. W. Griesel. Prag 1820. Bey Friedrich Tempsky. Mit dem Bildnisse Albrecht Dürers. 8.

Der einfach aber sinnvoll angelegte Plan, die reine Melodie des Versbaues, die herrliche Charakteristik, die Sprache, welche den alterthümlichen Ton der Zeit, in der Albrecht Dürer lebte, schildert, machen diese dramatische Skizze zu einem sehr gelungenen Kunstwerke. Die Auflage ist nett, das Porträt, von Fleischmann gestochen, vortrefflich.

Erzählungen von Karoline Stahl, geborne Dumpf. Wien, bey Tendler. 1820. 12.

Diese in einem fließenden, guten Deutsch vorgetragenen Erzählungen können einige müßige Stunden bey dem schönen Geschlechte angenehm ausfüllen, wenn gleich die Erfindung der darin vorkommenden Begebenheiten nicht neu, und die Charakterschilderung der handelnden Personen nicht immer psychologisch richtig ist. Sie sind folgende: Die Wahl der Vertrauten, in zwey Erzählungen. — Jakob, oder die Liebe einer edlen Seele. — Wer hätte das gedacht? — Der räthselhafte Fremde. — Der verlorne Sohn. — Die Gewalt der Liebe.

Posthandbuch für den österreichischen Kaiserstaat. Von Joseph K. Hiersche, k. k. Post-Hof-Buchhaltungs-Rechnungs-Offizial. Wien 1820. Bey J. G. Heubner. kl. 8.

Ein für Postbeamte, für Reisende und für das handeltreibende Publikum nützliches Buch; es kann als ein Rathgeber betrachtet werden, der über alles, das österreichische Postwesen betreffend, die nöthige Auskunft gibt, und in vorkommenden Fällen zur Richtschnur dienen kann. In einem Anhange dieses Werkes befindet sich ein alphabetisches Verzeichniß jener Poststationen, welche etwas Bemerkenswerthes in Hinsicht auf Industrie und Naturmerkwürdigkeiten darbieten. Die sich während des Druckes ergebenen Veränderungen sind am Schlusse nachgetragen, und die Verbesserungen und späteren wichtigen Veränderungen werden noch in einem besonderen Anhange den Besitzern dieses Post-Handbuches nachgeliefert werden.

Versuch einer populären mathematischen Geographie oder Sphärenlehre, nebst der Bestimmung des Zeitmaßes oder Chronologie, mit mehreren zur Erläuterung und Auflösung der Aufgaben dienlichen Tafeln, und einer richtig gestochenen Kupfer-

tafel. Zum Gebrauche bey dem Unterrichte in den Gymnasial-, Real- und Hauptschulen, auch zum Selbsterlernen, und für das gemeine Leben den Liebhabern dieser Kenntnisse gewidmet von Wenzel Zdiarsky, Weltpriester und Professor der Geographie und allgemeinen Weltgeschichte an dem k. k. Gymnasium zu Königgraz, approbirtem Professor der Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte. Mit Genehmigung der k. k. Hof-Censur. Königgraz. Gedruckt bey Johann Franz Pospischil. Kreisbuchdrucker. 8.

Vorliegendes Werk theilt sich in zwey Abschnitte. I. Von der mathematischen Geographie; II. Von der Bestimmung des Zeitmaßes oder der Chronologie. Der Verfasser hat darin alles zusammengestellt, was ihm zur Beleuchtung der hierher gehörigen Lehren nöthig oder tauglich schien. Er möge bey einer ferneren Auflage das neueste in beyden Fächern Geleistete benützen, um seinem übrigens lobenswerthen Werke die möglichste Brauchbarkeit zu verschaffen. Die beygeschlossene Kupfertafel zeigt die übereinstimmenden Grade der Morgen- und Abendweite mit dem Azimuth am Horizonte, und den zwey und dreyßig Weltgegenden oder Windstrichen; ferner den Stand der Sonne in ihrer scheinbaren jährlichen Bewegung für jeden Tag des gregorianischen und julianischen Jahres, nebst der alten Benennung der Winde.

Beantwortung der Frage: Sind Bell-Lancaster'sche Schulen in den k. k. österreichischen Staaten anwendbar und Bedürfniß? Von Joh. Mich. Leonhard, k. k. n. öst. Regierungsrathe, Domscolaster und Oberaufseher der deutschen Schulen in Wien. — Wien, 1820. Bey Anton Doll. 8.

Eine gründliche Erörterung der auf dem Titelblatte angegebenen Frage, welche verneint beantwortet wird.

Widerstands-System, oder Theorie der wirkenden Schwere als Ursache und Kraft aller Bewegungen, die sich in dem ganzen Weltall ergeben, mit Hinsicht auf die unbestreitbaren Gesetze der Physik. Nach einer ganz neuen Ansicht in zwey Theilen bearbeitet von Odilo Wolf, Prior der barmherzigen Brüder zu Neustadt an der Mettau im Jahre 1816. Zwey Theile. Wien 1820. Mit 3 Steintafeln. 8.

Im vorliegenden Werke versucht der Herr Verfasser, den Ungrund der bisherigen Systeme zu zeigen, und eine neue Theorie aufzustellen. Es zeigt von einer regen Denkkraft und einem angestrengten Fleiße des Herrn Odilo, der seine wenigen Mußestunden so vortrefflich anzuwenden wußte, wenn man gleich mit seinen Ansichten nicht einverstanden seyn kann.

Institutiones juris criminalis hungarici, in usum academiarum regni *Hungariae* conscripsit Mathias *Vuchetich*, J. U. D. juris civilis romani, criminalis et feudalis in

regia Scientiarum universitate hungarica professor publicus ordinarius etc. *Budae*, 1820. Typis univers. hung. 8.

Man findet in diesem Lehrbuche die Vorschriften der zerstreuten ungrischen Kriminal-Gesetze über Verbrechen und deren Bestrafung in einer Gestalt dargestellt, welche der gegenwärtigen Kulturstufe der Strafrechtswissenschaft außer Ungern entspricht. Im Style herrscht Einfachheit und Klarheit. Als Endzweck schwebte dem Herrn Verfasser nicht blos Unterricht seiner Landsleute im ungarischen Kriminal-Rechte, sondern auch Fortbildung dieses Zweiges der Rechtswissenschaft in seinem Vaterlande vor.

Predigten von Johann Aloys Schneider, der Theologie Doktor, Bischof von Argia, Beichtvater seiner Majestät des Königs von Sachsen, Vicar. Apost. Dom-Kapitular zu Krakau, Komthur des königl. sächs. Civil-Verdienstordens. Herausgegeben von Ignaz Kunitz, königl. sächs. Sonntags-Hofprediger und Ritter des königl. sächs. Civil-Verdienstordens. Erster und zweyter Band. Prag, bey Joseph Krauß. 1820. 8.

Der erste Band enthält Predigten über falsche Grundsätze, wodurch man heut zu Tage selbst den Verstand in das Interesse der zügellosen Sinnlichkeit zu verstricken sucht, und nicht nur Sittenlosigkeit sich selbst verzeiht, sondern auch durch Ausbreitung verderblicher Grundsätze das Böse zu einer verzeihlichen Schwäche zu erheben, und die Grundsätze alles Guten niederzureißen bemüht ist. Diese falschen Principien nun werden hier mit apostolischer Wärme angegriffen und widerlegt, und den aus der Vernunft, Erfahrung und Offenbarung geschöpften Wahrheiten entgegengestellt.

Der zweyte Band enthält: Fastenpredigten über die Leidenschaften der Menschen; auch in ihnen weht der Geist des echten Katholicismus, sie sind freymüthig, zeigen von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, haben es auch mit ihm und seinen Verirrungen zu thun, und weisen auf jene Leidenschaften hin, welche in ihrer Ungebundenheit die größten Verheerungen in der moralischen und physischen Welt anrichten.

Herrn Bergrath Werner's letztes Mineral-System; nun nach den neuesten und letzten Entdeckungen herausgegeben und mit neuen Beobachtungen und Zusätzen vermehrt von Christoph Mayr, M. Dr. Nebst einem Anhange, die Beschreibung der nothwendigsten Theile eines Apparates enthaltend, um die Mineralien auf die zweckmäßigste Weise zu sammeln und zu untersuchen. Wien 1820. Grund. 8.

Ein höchst elendes Machwerk! Ganze Perioden geben keinen Sinn, die bloßen Namen der Mineralien, von welchen der Herr Doktor redet, die Namen der Fundörter, in welchen sie brechen, die Charaktere, welche sie bezeichnen, sind gänzlich entstellt, und zeigen von einer totalen Unbekanntschaft und Unwissenheit des Verfassers in diesem Gegenstande. —

Der Heidenschuß. Eine romantische Geschichte aus der Zeit der letzten türkischen Belagerung Wiens. Wien, bey Haas. 8.

Diese romantische Geschichte erhebt sich nicht über das Mittelmäßige, und ist äußerst langweilig erzählt. —

Kurze Belehrung über die gegenseitigen Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder, und der Kinder gegen ihre Aeltern. Von Karl Giftschütz, Weltpriester, k. k. Rath, Director der von Zolleri'schen Hauptschule und eines Armenbezirkes. Wien. 1820. Im Verlage bey J. G. Heubner. 8.

Das Wesentliche über die Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder, und der Kinder gegen ihre Aeltern ist hier zu einem kurzen Ueberblicke gereiht, und mit einigen kräftigen Ermunterungen an Aeltern und Kinder versehen.

Das österreichische Kriminal-Recht nach seinen Gründen und seinem Geiste dargestellt von Sebastian Jenull, Doktor der Rechte, öffentlichem Professor des Natur- und österreichischen Kriminal-Rechtes an dem Lyceo zu Grätz. Erster Theil. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Grätz, bey Franz Ferstl. 1820.

Schon die erste Auflage dieses Werkes erregte im In- und Auslande allgemeine Aufmerksamkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die zweyte vermehrte Ausgabe eines so gründlichen Buches nicht gehörig gewürdigt werden sollte. Es ist beynahe durchgehends umgearbeitet, hier wesentlich vermehrt, dort verändert, und dadurch, der reiflich geprüften Meinung des Herrn Verfassers nach, verbessert worden. Man sehe die Erklärung des §. 1 vom bösen Vorsatze; des §. 3 von der Unwissenheit des Gesetzes als Entschuldigungsgrundes vom Verbrechen, der Paragraphe 4. 5. 6. 7. 8. 11 — 16. 22. 23. 26. 28. 29. 36 — 50 u. s. w. in der zweyten Ausgabe des vorliegenden ersten Bandes.

Cicade. Der Unterhaltung gewidmet und herausgegeben von Karl Friedr. Weiß und seinen Freunden. Erstes, zweytes und drittes Heft. Wien 1820. Gedruckt und im Verlage bey Felix Stöckholzer von Hirschfeld. 8.

Das vorliegende Heft dieser Schrift ward im Anfange Aprils ausgegeben, und soll ihren Lesern Zerstreuung und Unterhaltung verschaffen. Sie besteht aus jugendlichen Erzeugnissen, und enthält theils Aufsätze in Prosa, theils Poesien.

Kurzgefaßte Beschreibung der k. k. Hof-Bibliothek in Wien. Von Gottlieb von Leon, k. k. Kustos. Wien. In Karl Armbruster's Verlage. kl. 8. 1820.

Ein kurzer und getreuer Abriß der Geschichte der k. k. Hof-Bibliothek, ihrer Merkwürdigkeiten, ihrer Einrichtung und ämtlichen Ver-

waltung, welcher Fremden und Einheimischen, die dieses herrliche Institut besuchen, als Vorbereitung dienen kann.

Opium historice, chemice atque pharmacologice investigatum per C. A. *Christen.* 8 maj. 1820. *Viennae*, bey Wolke.

Eine Zusammenstellung alles dessen, was über dieses wichtige Arzneymittel in chemisch- und nosologischer Hinsicht seit der ältesten bis auf die neueste Zeit durch Erfahrung bewährt und aufgestellt wurde, mit der Aufzählung der in den vorzüglichsten Dispensatorien vorfindigen Präparate, und einer genauen Angabe des quantitativen Verhältnisses des Opiums zu jedem derselben.

Predigten auf die vorzüglichsten Feste Mariens. Vorgetragen von P. Pasqual Skerbinz, der österr. Franziskaner-Ordens-Provinz Provinzial und gewöhnlichen Sonntagsprediger, oder seiner Fest- und Gelegenheits-Predigten erster Band. Wien, 1820. Bey Franz Wimmer.

Man erkennt aus diesen Predigten das rege Bestreben des Verfassers, die christliche Religion zu verbreiten und von ihrer wohlthätigsten Seite auf das Menschengeschlecht darzustellen.

Das früher in Oesterreich übliche gemeine und einheimische Recht, nach der Paragraphen-Folge des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. Ein Handbuch für Justizmänner bey Entscheidung älterer Rechtsfälle von Dr. Jos. Linden, k. k. Hoffammerprokurat-Adjunkten. Wien, 1820. 8. Drey Theile.

Die Tendenz dieses Werkes ist, dem praktischen Juristen, der noch häufig in die Lage kommen wird, Rechtsfälle nach den früher gültig gewesenen Gesetzen beurtheilen und entscheiden zu müssen, ein brauchbares Buch in die Hand zu geben. Man findet demnach bey jeder Anordnung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches die Entscheidung des früheren österreichischen, oder in dessen Abgange des angenommenen gemeinen Rechtes, und mit beweislichen Stellen belegt, wodurch nicht nur die zeitraubende Aufsuchung der passenden Gesetzstellen erspart, als auch dem in den frühern Rechten weniger eingeweihten Geschäftsmanne die Entscheidung ungemein erleichtert wird.

Schein, D. J. M., von den Zehenten und dem Zehentrechte, mit Bezug auf die ältern Zehentordnungen auf das gegenwärtige bürgerliche Gesetzbuch und auf die über das Zehentwesen nachträglich erschienenen höchsten Verordnungen. Mit den Zehentordnungen von 1573, 1577, 1605 und 1679 und allen nachträglichen höchsten Verordnungen. Grätz. 1820.

Was hat der Herr an Zehent zu fordern? — Wie hat der Herrenbeamte diesen vom Unterthan zu beheben? — Was hat der Unterthan zu leisten? — Diese Fragen werden in gegenwärtigem Werke beantwortet.

ferner enthält er Aufsätze über Weinaufschlag, Zehentfreyheiten und Zehentstreitigkeiten. Dann folgen in einem Anhange die Zehentordnungen und Verordnungen vom Jahre 1573 bis auf unsere Tage für die k. k. österreichischen, deutsch-böhmisch-galizischen Erbländer.

Joannis *Jahn*, A. A. L. L. Philos. ac Theol. Doct. Eccles. Metrop. ad St. *Stephanum Viennae* Canon. Cap. Archiep. Consistorii Consil. LL. OO. Archaeol. Introd. in V. T. et Dogm. Prof. C. R. P. et O. emer. Elementa Aramaicae seu Chaldaeo-Syriacae linguae, latine reddita, et nonnullis accessionibus aucta ab Andrea *Oberleitner*, Abbatiae ord. S. Bened. ad Scotos *Viennae* Presb. Capit. S. S. Theolog. Doct., Dialectorum Oriental. et Exeg. Bibl. in C. R Scientiarum Univers. *Vienn.* Prof. P. E. *Viennae* typis et sumptibus Antonii *Schmid*. 1820. gr. 8.

Schon im Jahre 1793 gab der verewigte Jahn die erste Auflage dieser Sprachlehre in deutscher Sprache heraus. Herr Professor Oberleitner hat nun diese Grammatik in das Lateinische übertragen, sie den Bedürfnissen unserer Tage, den wissenschaftlichen Fortschritten der Zeit angepaßt, und daher fast gänzlich umgearbeitet. Er behielt zwar in dem Gange des Werkes den Plan seines Vorgängers, folgte aber in den Zusätzen, Veränderungen, Weglassungen den Resultaten der berühmtesten neuen Sprachforscher.

Cours théorique et pratique de la langue italienne, simplifiée et reduite à ses vrais principes, suivi d'un traité de la Poésie italienne. Par A. J. *Fornasari*, Professeur de la langue et littérature italienne à l'université imp. roy. et à l'académie Thérésienne de *Vienne*. Partie I, comprenant le cours théorique de la langue italienne. Partie II, comprenant le cours pratique de la langue italienne. A *Vienne*, chez Fréderic *Volke*, Libraire. De l'imprimerie des héritiers des Nobles de *Ghelen*. 1820. 8.

Das Bestreben des Verfassers bey Abfassung dieses Buches ging dahin, diese Sprache auf ihre richtigen, einfachen und allgemeinen Grundsätze zurückzuführen, den Grund der aufgestellten Regeln überall anzugeben, und das Studium dieser Sprache wo möglichst zu erleichtern. Auch ist der praktische Theil zweckmäßig durchgeführt, und es wird darin beständig auf die Sprachregeln im theoretischen Theile hingewiesen.

Miscellen aus dem Gebiete der bürgerlichen und der mit derselben verwandten politischen Gesetzgebung des österreichischen Kaiserstaates. Verfasset von Georg Scheidlein, der Rechte Doktor, ordentlichem öffentlichen Professor des österr. Privatrechtes an der k. k. Universität zu Wien.

Wien 1820. Bey J. G. Ritter von Mösle. gr. 8. Zweytes Heft.

Das erste Heft dieser Miscellen handelt vom Darleihensvertrage, das zweyte vorliegende aber erklärt das vierzehnte Hauptstück des bürgerlichen Gesetzbuches: Von dem Pflichttheile und der Anrechnung in den Pflicht- oder Erbtheil, und beleuchtet die schwierigsten Stellen desselben mit passenden Beyspielen.

Joseph Kropatscheks Sammlung der sämmtlichen politischen und Justizgesetze, welche unter der Regierung Sr. Majestät Franz I. in sämmtlichen k. k. Erblanden erlassen worden sind. Fortgesetzt und herausgegeben von W. G. Goutta, k. k. Hofsekretär. Vierzigster Band. gr. 8. Wien 1820. Bey Ritter von Mösle.

In gegenwärtigem Bande der Kropatschek'schen Gesetzsammlung sind die Gesetze vom ersten Januar bis letzten Dezember 1818 enthalten.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Welt-, Erd- und Menschenkunde und der Gewerbsamkeit. Eine Monatsschrift für gebildete Leser in allen Ständen. Herausgegeben von Heinrich Gustav Flörke, Doktor der Philosophie, großherzogl. Mecklenburg-Schwerinischen ordentl. Professor der Naturgeschichte und Botanik auf der Universität zu Rostock u. s. w. Ersten Bandes erstes Heft. Brünn, 1820. Bey J. G. Traßler. 8.

Dieß Journal tritt an die Stelle des von Herrn Flörke 1812 herausgegebenen Repertoriums des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der gesammten Naturkunde, und hat zum Zweck die wissenswürdigsten Ergebnisse der gesammten naturkundlichen Forschungen der Lesewelt in einer leichtfaßlichen Sprache mitzutheilen. Monatlich erscheint seit dem Februar ein Heft von 6 — 7 Bogen in gr. 8. auf weißem Papier, in einem saubern Umschlage. Sechs Hefte machen einen Band aus. — Sehr einladend ist der mannigfaltige Inhalt der vierzehn Aufsätze. Wir führen hier nur einige an. S. 3 — 15. Vermuthungen über die Bildungsart der Erde, mit vorangehender Beleuchtung der bekanntesten Geogenien der letzten Jahrhunderte (nur der Anfang, der die Geschichte der Geogenien bis auf Silberschlag 1780 fortsetzt). S. 16 — 35. Ueber die sogenannte zufällige oder noch jetzt Statt findende Urentstehung vieler Thiere und Pflanzen. S. 47 — 60. Ueber das Verschwinden der ostgrönländischen Eisfelder. S. 73 — 80. Ueber den Thau, und verschiedene damit in Verbindung stehende Erscheinungen. S. 80 — 84. Eigenthümlichkeiten des Mittelmeeres u. s. w. S. 89. Physiognomische Gegensätze, nebst einigen dazu gehörenden Holzschnitten.

Vorgeschichte der Deutschen. Zur Ergänzung der meisten bisher erschienenen Bearbeitungen und Lehrbücher der deutschen Geschichte herausgegeben von Franz Niklas Titze, Doktor der Philosophie und öffentl. ord. Professor der Geschichte an der

k. k. Universität in Prag. gr. 8. Bey Joseph Krauß, Buchhändler. Prag 1820.

Was der gelehrte Herr Verfasser hier gibt, ist das Hauptresultat seiner Forschungen über die älteste Geschichte der Deutschen. Es wird dadurch die dunkelste Zeit des deutschen Volksstammes mehr aufgehellt. Wir geben hier den Inhalt dieser auf sorgfältiges Quellenstudium sich gründenden Schrift: 1. Ueber den Ursprung des deutschen Volkes und dessen älteste Sitze in Europa. 2. Veränderungen, die daselbst mit ihm vorgingen. 3. Ueber den vermuthlichen ältesten allgemeinen Namen des Volkes. 4. Weitere Veränderungen, die sich mit dem Volke ergaben. 5. Besetzung des heutigen Süddeutschlands durch Celten. 6. Aelteste Beschaffenheit des Landes und Volkes. 7. Eroberung eines Theiles von Gallien durch Manische Völkerschaften. Entstehung des allgemeinen Namens Germanen und Germanien. 8. Ueber die Reisenachrichten des Pytheas. 9. Beschaffenheit Germaniens. Beschluß.

Oesterreichische Gewerbs- und Handelsgesetzkunde, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens. Von Johann Ludwig Ehrenreich Grafen von Barth-Barthenheim. Sechster und siebenter Band, oder der besondern Gewerbs- und Handelsgesetzkunde zweyten Theiles erster und zweyter Band. gr. 8. Wien 1820. Bey Ritter von Mösle.

Der sechste Band enthält von den Kommerzial-Beschäftigungsrechten, die einzelnen Kommerzial-Professionsrechte, und zwar den Materialien gemäß, die sie verarbeiten und veredeln, in folgenden neun Abtheilungen. 1. In Beschäftigungen, welche sich mit Fabrikaten aus thierischen Häuten befassen, als: Ledereny und Rothgärberey, Weißgärberey, Sattlerey, Kürschnerey u. s. w. 2. In jene, die sich mit Fabrikaten aus Thierhaaren und Federn abgeben, als: Hutmacherey, Bürstenbinderey, Federschmuckerey u. s. w. 3. In solche, die die Zeugfabrikation zum Gegenstande haben, als: Lein- und Kotton-Weberey u. s. w. 4. In diejenigen, die sich mit Fabrikaten aus Erde und Stein abgeben, als: Hafnerey, Porzellanfabrikation u. s. w. 5. In solche, welche Glaswaaren erzeugen oder veredeln. 6. In jene, welche Papierfabrikate verfertigen oder veredeln. 7. In die Fabrikation der Metallwaaren, und zwar sowohl der edlen als der unedlen. 8. In die Erzeugung chemischer Producte jeder Art, endlich 9. In die Beschäftigungen, welche Holz, Stroh, Horn, Bein u. s. w. verarbeiten und veredeln. — Auch erscheinen in diesem Bande die neuesten gesetzlichen Bestimmungen, welche sich auf die verschiedenen Fabrikationszweige beziehen, sammt den neuesten Zollbestimmungen, welche die Fabrikate betreffen.

Der siebente Band enthält sämmtliche Handlungsrechte, als: die k. k. privilegirten bürgerlichen und türkischen Großhandlungen, dann die bürgerlichen Kleinhandlungen, ferner die Krämereyen, Ständchenbefugnisse, Verschleißrechte auf einzelne Artikel, endlich den Hausir-Kommissions- und Speditionshandel, und noch in einem Anhange, die neuesten während des Druckes bis Ende May 1820 erschienenen Verordnungen im Gewerbs- und Handelsfach mit Beziehung auf die Paragraphe des Werkes selbst.

Das zur Erleichterung des Nachschlagens so unentbehrliche Register wird unverzüglich nachfolgen.

Continuatio recensus diplomatici archivi Campililiensis, cujus pars I. libris duobus recenset omnes personas, ecclesiastica sive politica dignitate fulgentes, Pars II. eruit omnes familias illustres, nobiles, equestres, ingenuas, memoria dignas, numero 968 in chartis archivi nostri occurrentes, — subjunctis notis perpetuis, quibus personae, familiae, loca, sigilla 967 depicta, resque diplomaticae illustrantur, — accedit appendix gemina, quarum prior exhibet monumenta sepulchralia campililii, posterior excerpta necrologii nostri, auctore P. Chrysostomo *Hanthaler*, Professo et Bibliothecario Campililiensi. *Viennae*, typis Ant. *Strauss*. 1820. Fol. Bey C. F. **Beck**.

Mit diesem zweyten Bande (der erste wurde im achten Bande dieser Jahrbücher angezeigt) ist das große Werk des Lilienfelder Archivars und Bibliothekars Chrysostomus Hanthaler vollständig. Ueber den Werth desselben sowohl für die deutsche als insonderheit für die österreichische Geschichte, Diplomatik und Genealogie verweisen wir die Liebhaber auf den unlängst erschienenen neunten Band der Jahrbücher der Literatur, wo Seite 203 bis 223 dieser recensus diplomatico-genealogicus von einem mit den vaterländischen Geschichten innigst vertrauten Recensenten auf die ehrenvollste Weise beurtheilt worden ist.

Lehrbuch der Physik, von Johann Ph. Neumann, Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Zweyter Theil. Mit 15 Kupfertafeln. Wien 1821. Bey Carl Gerold. gr. 8.

Der vorliegende zweyte Band enthält die Hauptstücke 9 — 14, und handelt im neunten Hauptstücke: Von den Schwingungen elastischer Körper, besonders in Beziehung auf das Hörbare derselben; im zehnten: Von den Erscheinungen der Wärme; im elften: Von den Erscheinungen des Lichtes; im zwölften: Von den Erscheinungen der Elektricität; im dreyzehnten: Von den magnetischen Erscheinungen; im vierzehnten und letzten Hauptstücke aber wird das Wichtigste von denjenigen Erscheinungen auf der Erde angeführt, bey welchen mehrere Naturprozesse zugleich Statt finden. Außer den funfzehn Kupfertafeln sind diesem Bande auch zwey und zwanzig Tabellen beygegeben worden, und eine Uebersicht über beyde Bände, welche den Inhalt eines jeden Paragraphes und Zusatzes kurz angibt, und den, in dem Werke selbst beobachteten Ideengang darstellt. Mit diesem zweyten Theile ist nun das Lehrbuch der Physik geendigt; es zeichnet sich durch Vollständigkeit eben sowohl, als durch Klarheit und einen äußerst faßlichen Vortrag aus. Eine große Menge von Versuchen ist kurz, doch deutlich angegeben, und die bey der Anstellung derselben nöthigen Vorsichten angezeigt; ferner hat dieß Buch eine solche Einrichtung, daß es nicht nur einen zweckmäßigen Leitfaden zu Vorlesungen abgeben kann, sondern durch seine Ausführlichkeit auch zum Selbststudium und Nachlesen geeignet ist. Darum sind die Hauptsätze der Wissenschaft, welche den eigentlichen Text ausmachen, mit größerer Schrift gedruckt, und bilden ein zusammenhängendes Ganze, während die weiteren Erläuterungen jener Hauptsätze, schwierigere Beweise, ausführlichere Beschreibungen von Apparaten und ihrem Ge-

brauche, historische Angaben u. s. w. in kleinerer Schrift als wohlgeordnete Zusätze erscheinen. Druck und Papier sind nett, die Kupfertafeln beyder Theile enthalten 642 Zeichnungen.

Grundsätze des römischen Rechts von Obligationen und Verträgen überhaupt. Eine civilistische Abhandlung von D. Johann Kaufmann, k. k. Professor der Rechte an der theresianischen Ritter-Akademie. Wien und Triest 1820. Geistinger. 8.

Gegenwärtige Abhandlung ist ein Bruchstück des noch nicht erschienenen dritten Bandes der Anfangsgründe des römischen Privat-Rechts von dem obengenannten Herrn Verfasser, behauptet aber dennoch den Charakter der Selbstständigkeit, und zerfällt in folgende zwey Abschnitte: Von Obligationen überhaupt, und von Verträgen im Allgemeinen.

Erklärung der Evangelien an allen gebotenen Feyertagen des ganzen Jahres u. s. w. Von Karl Giftschütz, Weltpriester, k. k. Rathe, Direktor an der von Zollerischen Hauptschule. Wien 1820. 8. Geistinger.

Vorliegende Schrift dient als Ergänzung der Erklärung der sonntäglichen Evangelien, und jener an höheren Festen des Herrn, die der Herr Verfasser schon früher herausgegeben hat.

Heinrich Herbert Southey, Dr. der Medizin, über die Vermeidung, Entstehung und Heilung der Lungenschwindsucht. Aus dem Englischen von M. Justus Radius, Dr. d. Philos. und Baccal. d. Med. 1820. Leipzig, Hartlebens Verlagsexpedition. 8.

In gegenwärtigem Buche ist vornehmlich auf die Erkenntniß dieser Krankheit, ihre Ursachen, die Lokalität ihres Vorkommens, und die Art, sie so viel wie möglich zu verhüten, Rücksicht genommen worden. Die wenigen beygefügten Bemerkungen des Uebersetzers sind zwischen zwey Sternchen eingeschlossen.

Nicht mehr als sechs Schüsseln. Ein Kochbuch für die mittleren Stände. Von F. G. Zenker, erstem Koch Sr. Durchlaucht des Fürsten Joseph von Schwarzenberg rc. Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß, 1820. 8.

Ein reineres Deutsch, als in den übrigen Kochbüchern, und aus der Naturgeschichte das Wissenswürdigste über jedes darin vorkommende zur Speise der Menschen dienliche Geschöpf aus dem Thier- oder Pflanzenreiche, zeichnen dieses Buch vor so vielen ähnlichen Inhaltes aus.

Prosaische und poetische Leseübungen aus bewährten italienischen Schriftstellern gesammelt und erläutert von Anton Spirk,

k. k. außerordentl. und öffentl. Prof. der ital. Sprache und Literatur an der Universität zu Prag. Prag, 1820. Buchler. 8.

Diese Leseübungen zeichnen sich durch stufenweises Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, so wie durch mannigfaltigen interessanten Inhalt, der aus allgemein geschätzten italienischen Schriftstellern gewählten, und mit erläuternden Anmerkungen versehenen Aufsätze sehr vortheilhaft aus.

Handbuch der allgemeinen Welt- und Staatenkunde, oder komparative Darstellung dessen, was wir im Weltall und auf unserer Erde wahrnehmen, mit den Grundsätzen der Wissenschaften, welche die Gesetze für dieses Seyn der Dinge bestimmen. Von Joseph M. Freyherrn von Liechtenstern. Zweyter Theil. 1820. 8. Brünn, bey Joseph Georg Traßler.

Der erste im Jahre 1819 erschienene Theil dieses Handbuches enthielt die Lehren der mathematischen und physischen Kosmographie und Geographie nebst Andeutungen über ökonomische Landesvermessungen u. s. w., der zweyte vorliegende Theil aber enthält die Lehren der politischen Geographie und der ihr verwandten Wissenschaft der Statistik; der Verfasser suchte übrigens, laut der Vorrede, »an das objektive Erkennen die subjektive Anregung zum Benützen und zweckmäßigen Wirken anzureihen,« und berichtigte mit einer Fülle von neuen Ideen eine der fruchtbarsten und reichhaltigsten Wissenschaften, die sich der Mensch aneignen kann.

Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens im österreichischen Kaiserstaate. Herausgegeben von Stephan Edlem von Keeß, erstem Kommissär der k. k. n. österr. Fabriken-Inspektion. Zweyter Theil. Erster Band. Erste Lieferung. Wien 1820. Gedruckt und in Kommission bey Anton Strauß. 8.

Wer nur irgend eine klare, richtige und vollständige An- und Uebersicht des gesammten Fabriks- und Gewerbswesens der österreichischen Monarchie, wie sie noch nicht existirte, und wie auch schwerlich das Ausland etwas ähnlich Durchgeführtes von irgend einem bedeutenden Staate aufzuweisen hat, erhalten will, wird sie aus diesem interessanten Werke erlangen. Der zweyte Theil desselben ist nunmehr erschienen, und enthält, die Beschreibung aller Fabrikate, welche in den verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates erzeugt werden, nebst einer vollständigen Technologie, dann die neuesten Entdeckungen und Methoden des Verfahrens, alle im Inlande ertheilten Erfindungs-Privilegien, eine vollständige aus den zuverläßigsten Quellen geschöpfte Geschichte jedes inländischen Industriezweiges, die Angabe der vorzüglichsten Fabrikations- und Abzugsörter, der ausgezeichnetsten Fabriksinhaber, deren Namen und Verdienste angeführt sind, die neuesten Daten über den Handel im Inlande und mit dem Auslande, die neuesten Zolltariffe für jeden Artikel, die Preise aller Waaren u. s. w. Schlüßlich wollen wir nur noch bemerken, daß dieses Buch sowohl für Fabrikanten, Gewerbs- und Handelsleute, als für politische

und ökonomische Beamte, für Landwirthe, Lehranstalten u. s. w. ein vortreffliches Belehrungs- und Hülfsmittel abgeben dürfte.

Sammlung von Jugendspielen und Räthseln, zur körperlichen Bewegung im Sommer, und zur angenehmen Unterhaltung an Winterabenden. Mit sauber kolorirten Kupfern in Umschlag. Zu haben bey Johann Neidl in der Josephstadt Nr. 97, und in der Kunsthandlung des H. J. Bermann am Graben. — Erstes bis sechstes Heft.

Die meisten der darin aufgeführten Spiele verschaffen dem Körper eine gute Bewegung, und sind sehr belustigend; auch die Räthsel sind gut gewählt, und die Auflösung davon ist am Ende jedes Heftes zu finden.

Anfangsgründe des chemischen Theiles der Naturwissenschaft. Zum Selbstunterrichte und zur Grundlage seiner ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen entworfen von P. T. Meißner, Magister der Pharmazie, ordentlichem und öffentlichem Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien, und ordentl. Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaft in Marburg. Zweyter Band, in zwey Abtheilungen. Chemie der nicht metallischen Stoffe. Wien, 1820. gr. 8. Mit zwey Kupfertafeln. Bey Carl Gerold.

Der vorliegende zweyte Band als Kommentar der großen Tabelle des im In- und Auslande mit so allgemeinem Beyfall aufgenommenen ersten Bandes, enthält in 874 Seiten die unzerlegten nicht metallischen Körper mit allen ihren besondern Eigenschaften, gegenseitigen Verbindungen, Erzeugungs- und Anwendungsmethoden. Uebrigens sind die so zweckmäßigen Schemata, wie im ersten Bande angewendet. Den Schluß macht eine Reihe von 23 Tabellen, welche mehrere sonst zerstreute Data zur bequemen Uebersicht vereinigen. Alle jene chemischen Geräthe, welche erst nach Erscheinung dieses zweyten Bandes einer zweckmäßigen Erklärung fähig waren, sind in 46 Figuren auf zwey Kupfertafeln schön und richtig abgebildet.

Chemisches Kunstbuch des Parfümeurs für alle, die sich mit Verfertigung der Luxuswaaren, die in dieses Geschäft einschlagen, abzugeben gedenken. Von Dr. L. W. Juch, Professor der Chemie und Naturgeschichte zu Augsburg. Mit einem Kupfer. 8. 1820. Hartlebens Verlag.

Man wird hier über eine Menge von Gegenständen belehrt, die sowohl der Luxus als noch häufiger der Zweck der Reinlichkeit und Gesundheit in unserm Hauswesen unentbehrlich machen, und die man oft theuer bezahlen muß, als daß man dieselben mit geringen Kosten nach den hier gelieferten Vorschriften selbst verfertigen könnte. Z. B. viele Arten Seifen, Seifenpulver, Seifenspiritus — Gesundheitsessige — Karmelitergeist — Köllnisches Wasser — Räucherpulver verschiedener Art — Zahnreinigungs-

mittel der besten Art — Englisches Pflaster — Morsellen — Pomaden — Reglise u. s. w.

Chr. Kuffner, Erzählungen mit Zwischenspielen. 8. Zwey Bändchen. Brünn 1820. Bey J. G. Traßler.

Der Verfasser bietet in diesen Erzählungen mit Zwischenspielen dem Leser eine große Mannigfaltigkeit von prosaischen Aufsätzen und Gedichten, ernsthaften, sentimentalen und humoristischen Inhaltes dar, welche sich durch Lebendigkeit der Phantasie, Gemüthlichkeit, Witz und Laune von vielen Werken dieser Art sehr vortheilhaft auszeichnen.

Georg Winkler, praktische Anleitung zum geographischen und geometrischen Trianguliren mit dem Meßtische. Mit sieben Steinabdrücken. 8. Wien 1820. Bey Chr. Gottfr. Kaulfuß.

Vorliegendes Werk ist zunächst für jene Individuen bestimmt, welche sich mit der Katastralvermessung befassen, es dient aber überhaupt jedem, der geometrische Vermessungen mit dem Meßtische zu leisten, oder selbst auszuführen hat.

Der Kartoffelbau in seiner höchsten Kultur und seinem reichsten Ertrage. Eine theoretisch-praktische Abhandlung. 8. Wien 1820. Bey Chr. Gott. Kaulfuß.

Für den praktischen Landwirth von vielem Nutzen, indem die hierüber gemachten vieljährigen Versuche und Erfahrungen des geheimen Rathes Freyherrn von D*** deutlich dargelegt werden.

Theatralisches Quodlibet, oder sämmtliche dramatische Beyträge für die Leopoldstädter Schaubühne, von Karl Meisl. Vierter, fünfter und sechster Band. Pesth, Hartleben. 1820. 8.

Wir geben hier den Inhalt dieser drey Bände, mit welchen nunmehr die sämmtlichen dramatischen Beyträge des beliebten komischen Leopoldstädter Theaterdichters, Herrn Karl Meisl, vollständig erschienen sind. Der vierte Band enthält: Die travestirte Zauberflöte. Eine Posse. — Odioso, der kleine Teufel. Ein Schauspiel. — Die Frau Ahnel. Parodie der Ahnfrau. — Die Damenhüte im Theater. Ein Schwank. — Der fünfte Band: Die Arbeiten des Herkules. Eine Parodie. — Der lustige Fritz. Ein Mährchen. — Die Buschmenschen in Krähwinkel. Eine Posse. — Maria Szetsi. Ein romantisches Schauspiel. — Der sechste Band: Der Esel des Timon. Mythologische Karrikatur. — Der österreichische Grenadier. Ein Lustspiel. — Die Generalprobe. Ein Lustspiel. — Die Geschichte eines echten Shawls. Lustspiel. — Die Heirath durch die Güterlotterie. Posse.

Anton Hornstein's Rechnungsschema über alle Tabakgattungen nach dem allgemeinen Verschleißtariffe in Conventions-Münze, welcher in sämmtl. k. k. österr.-deutsch-böhmisch- und

galizisch- dann illyrischen Provinzen mit 1. September 1818 in Wirksamkeit getreten ist; nebst Berechnung des alla Minuta-Gewinns, des Gewichts bey den Briefen und Stücken, und der Prozente von 2 — 8 vom Hundert, mit einer Rechnungstabelle für die gewöhnlichsten Tabakfassungen der Landtrafikanten. Zum bequemen Gebrauche für jene, welche mit Tabak Verschleiß-Rechnungen beschäftiget sind, zunächst für die Tabakverleger und Trafikanten. Grätz 1820.

Die dem Werkchen beygedruckte Bestätigung des Grätzer Tabak- und Stämpel-Rechnungskanzley-Vorstehers, Herrn Rechnungsrathes Mathias Gultrer, daß es für Rechnungsbeamte, insbesondere aber für die Verschleißer, nach vorgenommener Prüfung, sehr zweckmäßig und nützlich befunden wurde, bürgt für den innern Werth desselben.

Guilielmi *Krug*, Phil. in Academia Lips. Prof. Systema Philosophiae criticae. In Compendium redegit, latine interpretatus est, ac edidit Stephanus *Márton*, Philos. ac Mathes. Professor. T. I. Philosophiam fundamentalem, Logicam, Metaphysicam et Aestheticam in se complectens. *Viennae*, typis *Pichler* 1820. gr. 8. Mit Titelkupfer.

Herr Professor Marton zu Papa hat den Entschluß gefaßt, seine Landsleute mit der kritischen Philosophie nach Herrn Professor Krug's Anleitung bekannt zu machen. Er arbeitete daher ein lateinisches Kompendium derselben aus, worin die Paragraphen ganz beybehalten, die Anmerkungen aber zusammengezogen und abgekürzt sind. Es enthält demnach der vorliegende Band, in sehr zusammengedrängtem, sauberm, aber hin und wieder unrichtigem Drucke, die Fundamental- und die ganze theoretische Philosophie nebst analytischen Tabellen und systematischen Inhaltsanzeigen, in welchen die Ueberschriften zur leichtern Uebersicht wiederholt sind. Der Sinn ist größtentheils richtig getroffen, wenn auch nicht in der Sprache eines Cicero, Quintilian 2c. 2c. 2c.

Aurelius Prudentius Clemens Feyergesänge, heilige Kämpfe und Siegeskronen. Metrisch übersetzt und mit Noten begleitet von J. P. Silbert. Wien 1820. gr. 8. Bey Joh. Bapt. Wallishausser.

Gewaltig erklangen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die Meistertöne dieses hochgefeyerten Sängers und Feldherrn, mit dessen Glanz nicht nur ein neues Morgenroth über das Gebiet der heiligen Poesie aufging, sondern dessen herrliche Feyerklänge noch immer neu und wunderbar aus dem vierten Jahrhunderte des Christenthums zu unsern Zeiten herüber hallen. Kraft und Kühnheit im Ausdruck, üppige Fülle an Ideen und Bildern, und eine seltene Lebendigkeit in der Darstellung bezeichnen jede Seite dieses hochgefeyerten Sängers, der seit seinem Entstehen sowohl unter den großen Dichtern des Alterthums als unter den wichtigsten Kirchenlehrern seinen vorzüglichen Rang behauptet hat. Recht vielen Dank verdient daher der unermüdete und durch treffliche Uebersetzungen verdiente Herr Prof. Silbert, der keine Mühe scheute, diesen als einen der schwierigsten Lateiner bekannten Dichter mit allem Glanz der deutschen

Sprache wieder zu geben, und sowohl mit den Anmerkungen älterer Kommentatoren, als mit eigenen Noten zu begleiten. Die Lettern, das Papier u. s. w. sind gut.

Die gesammte Fieberlehre, oder die Erkenntniß und die Kur der Fieber. Aus dem Französischen der HH. Pinel, Fournier und Vaidy, deutsch bearbeitet von Dr. Renard und Dr. Wittmann. Zwey Theile in einem Bande von 632 Seiten. gr. 8. 1820. Hartlebens Verlag.

Es ist dieses Werk eine besondere wohlfeilere Ausgabe der ersten zwey Bände der auserlesenen medizinisch-praktischen Abhandlungen der französischen medizinischen Literatur, aus dem Grunde veranstaltet, weil es eine der wichtigsten Lehren und gleichsam die Basis der gesammten Nosologie vollständig abhandelt und erschöpft. Es theilt die Vorzüge der Schriften besserer französischer Aerzte überhaupt, daß es, ohne sich in metaphysische Abstractionen zu verlieren, ganz in der Sphäre der empirischen Darstellung bleibt, und dadurch für jeden deutschen praktischen Arzt eine anziehende und nützliche Lektüre wird.

Sul modo di Trattamento nell' amputazione delle estremità. Opuscolo di Vicenzo *Kern*, Dottore in Medicina e Chirurgia, Regio Consigliere, e Chirurgo di Sua Maestà Imperiale *Francesco* I., pubblico Professore ordinario di Chirurgia pratica nell' Università, e membro ordinario della Facoltà e Società medica di *Vienna*, membro della Società di *Erfurt*, della Società reale medica d'emulazione di *Parigi* etc. etc. *Vienna*, presso Federico *Volke*. Stamperia di A. *Strauss*, 1820.

Dieses Buch ist dem Herrn Doktor und Direktor der medizinischen Fakultät von Pavia, Anton Scarpa, geweiht, und enthält die Resultate einer glücklichen, langwierigen und einfachen Praktik des Herrn Professor Kern bey Abnehmung der menschlichen Glieder. Die Auflage dieses Werkchens ist ganz besonders schön; eine denselben beygegebene Kupfertafel zeigt einige zur Operation gehörige chirurgische Instrumente.

Bühnen-Spiele von Franz Grafen von Riesch. Erster und zweyter Band. Wien, bey Tendler und Kompagnie. 1820. kl. 8.

Das erste Bändchen enthält folgende Lustspiele, als: Polybius, Lustspiel in zwey Aufzügen. — Die Werbung, Lustspiel in einem Aufzuge. — Der Zaubergürtel, Lustspiel in zwey Aufzügen. — Die Nebenbuhlerin, Lustspiel in einem Aufzuge. — Die Fürstin von Astrachan, Lustspiel in zwey Aufzügen. — Die treuen Ungetreuen, Lustspiel in einem Aufzuge; — Wer bin ich? Lustspiel in zwey Aufzügen.

Das zweyte Bändchen enthält: Der Sturz in den Abgrund, Drama in drey Aufzügen, und Gabriele, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Einige dieser Lustspiele zeichnen sich durch Witz und Humor aus; die Versifikation ist größtentheils gut, die Sprache rein und fließend. Im

zweyten Bändchen scheint uns das Drama: Der Sturz in den Abgrund, den Vorzug vor dem Trauerspiele: Gabriele, zu verdienen.

Militär-Oekonomie-System der k. k. österreichischen Armee; bearbeitet von Franz Hübler, wirklichem k. k. Ober-Kriegs-Kommissär und ökonomischen Referenten des nieder-österr. General-Kommando. Erster Band, in kl. Folio, 110 Bogen stark, mit dem wohlgetroffenen Porträt des Verfassers geziert. Zweyter Band, in kl. Folio, 107 Bogen stark. 1820. Bey Geistinger.

Der erste Band enthält: 1. Die Militär-Administration, nämlich: die Militär-Hofstelle, das Haupt-Genie-Amt, das Artillerie-Hauptzeugamt, die Länder-General-Kommanden, die Armee-General- und Korps-Kommanden. 2. Das Administrations-Personal, nämlich: Von dem Stande der Beamten, deren Anstellung, dem Eide, der Dependenz, Eintheilung, Obliegenheiten, Bequartierung, Geldgebühr, Service, Uniformirung, Bildungsanstalten, der Uebersetzung der Beamten, Substitution; Beurlaubung, Heirathen, Verfassung und Einsendung der Konduit-Listen, Beförderung, Post und Vorspann, den Diäten der Beamten, Meubel-Entschädigung, Gehaltsvorschüssen, Besoldungsabzügen, Belohnung, Bestrafung, dem Range der Beamten, der Jurisdiction, Superarbitrirung, Versorgung, Jubilation; von der Pension der Beamten, Witwen und Waisen, von dem Abgange der Beamten, durch die Quittirung, Entlassung, Kassation, den Tod. 3. Den Stand der Armee. 4. Die Werbbezirke. 5. Die Konscription, sowohl in den konscribirten Provinzen, als in der Gränze.

Der zweyte Band enthält: 6. Hauptstück. Von dem Zuwachse überhaupt, nämlich von der Rekrutirung in Friedens- und Kriegszeiten, in konscribirten und unkonscribirten Provinzen auch in der Militär-Gränze; von der Werbung, freywilligen Stellung, den In- und Ausländer-Kapitulanten, deren Kapitulation und Reengagirung, von der Militär-Reserve, Landwehr, den Veliten, Hand-, Werb- und Anbringgeldern, und dem sonstigen Zuwachse der Ober-Offiziere, dem Feldwebel und Wachtmeister abwärts; von den k. k. ordinären und Regiments-Kadetten, Ex-propriis-Gemeinen, dem Rechnungs- und ärztlichen Personale, den Schmieden, Trompetern, Sattlern, Riemern, Schneidern, den Hautboisten, Fourierschützen, dem Verpflegsbecker-Personale, und endlich dem Zuwachse an Pferden überhaupt. — 7. Von der Assentirung. 8. Von der Präsentirung. 9. Von dem Eide. 10. Von dem Bauwesen in den Erblanden; von dem Bauwesen in der Gränze. 11. Von der Bequartirung, nämlich: Von der Unterkunft der Generalität, der Stabs- und Ober-Offiziere, dann der Mannschaft, von den Stallungen, Quatiergeldern, Militär-Zinszimmern, Schlafgelde, Kasernen-Aufsichts-Personale, Trakteurs und Marketendern.

Der Herr Verfasser bildet aus allen seit dem Jahre 1523 bis zum Jahre 1819 inclusive, mithin von 296 Jahren existirenden Militär-Oekonomie-Gesetzen, und aus den dermalen in Anwendung stehenden Vorschriften ein systematisch geordnetes Ganze. Sobald die folgenden Theile erscheinen, wird ihr Inhalt in diesem den Jahrbüchern beygegebenen Intelligenz-Blatte wieder angezeigt werden.

Komisches Theater von Adolph Bäuerle. Pesth, Hartlebens Verlag. 8. 1820. Erster und zweyter Band.

Es werden in diese Sammlung nur jene Stücke aufgenommen, welche bey der Aufführung ungetheilten Beyfall fanden. Wie sehr übrigens Herr Bäuerle durch sinnreiche Benutzung des Tags- und Zeitinteresse, durch komische Charaktere, frappante Situationen und einen von Witz übersprudelnden lebendigen Dialog zu unterhalten versteht, hat die Kritik gewürdigt, und ein bey mehr als funfzigmaligen Wiederholungen mancher Stücke immer gefülltes Haus hinlänglich bestätigt.

Der erste Band enthält: Die falsche Prima Donna. Posse in zwey Akten. — Der Leopoldstag, oder kein Menschenhaß und keine Reue. Posse in drey Akten. — Der Freund in der Noth. Posse in einem Akt. — Der zweyte Band enthält: Die Bürger in Wien. Posse in drey Akten. — Staberls Hochzeit, oder der Kourier. Posse in drey Akten. Als zweyter Theil von den Bürgern in Wien. — Staberls Wiedergenesung. — In einem Aufzuge.

Vorlesungen über die neuere Geschichte der Juden. Herausgegeben von Salomon Löwisohn. I. Wien 1820. gr. 8. Bey Karl Ferdinand Beck.

Die vorliegende erste Vorlesung — die gewissermaßen als Einleitung zu diesem Werke zu betrachten ist — berührt die wichtigsten Epochen der neueren jüdischen Geschichte: Die Insurrektion der Juden unter Kaiser Adrian im Jahre 52 nach Jerusalems Zerstörung; die Verbreitung der christlichen Religion im Occident und die Entstehung der islamitischen im Orient, als Begebenheiten, die neben dem Judenthume entstanden; ferner die Epoche der Kreuzzüge mit den allgemeinen Judenermordungen in Europa; die Verbannung der Juden aus Spanien beym Schlusse des Mittelalters 1492; die Bildung der Republik Holland im sechzehnten Jahrhundert, endlich das Jahrhundert Kaiser Josephs u. s. w. Dann folgen die drey wichtigsten Resultate des geistigen Treibens der Israeliten während der ganzen Epoche ihrer neuern Geschichte; nämlich die Bildung des Talmuds, die Erfindung der Tratten, und die hebräische Literatur.

Christkatholischer Unterricht über die heiligen Sakramente. Katechetisch bearbeitet mit der Erklärung der dabey vorkommenden Ceremonien, und mit entsprechenden Andachtsübungen. Für die Jugend und für Erwachsene. Von Joh. Michael Leonhard, k. k. nied. österr. Regierungsrath, Domscholaster und Oberaufseher der deutschen Schulen. Sieben Bändchen. 8. Wien, 1820. Bey Ant. Doll's sel. Wittwe und Sohn.

Jedes heilige Sakrament macht für sich ein Ganzes aus, hat seine besondere Bestimmung und wird auch einzeln unter entsprechendem Titel ausgegeben. Indessen hängen sie doch unter sich zusammen, können Seelsorgern und Katecheten, so wie im Kreise frommer Familien als Handbuch des Unterrichtes und der Erbauung dienen. Es zerfällt aber jedes einzelne Bändchen in drey Theile. Der erste beschäftigt sich mit dem eigentlichen Unterrichte, der in Fragen und Antworten aufgelöst, für den Verstand

faßlich und überzeugend dargestellt wird. Der zweyte enthält die Erklärung der dabey vorkommenden Ceremonien. Der dritte Theil hat die Erbauung zum Zwecke.

Erinnerungen an Karl Schlund, Pfarrer zu Marktoffingen im Riese. Ein Beytrag zur Bildung der Geistlich-Geistlichen. Von Johann Michael Sailer, Lehrer der Moral- und Pastoraltheologie an der Ludwigs-Maximilians-Universität. Verba movent, exempla trahunt. Mit dem wohlgetroffenen Bilde des Verblichenen. 8. Wien, 1820. Bey Franz Wimmer.

Ein Menschenleben, sagt der Herr Verfasser, ist wie der Mensch, denn wie dieser aus Leib und Seele, so besteht jenes aus Buchstabe und Geist. Den Buchstaben von dem Leben unsers Freundes möchte ich im ersten Paragraphe erzählen, den Geist im zweyten, dritten und vierten andeuten.

Gastunia. Ein Taschenbuch für Gasteins Kurgäste, wie auch für Liebhaber von desselben Naturschönheiten. Eine vollständige Beschreibung alles desjenigen, was Kurbrauchende sowohl, als wißbegierige Reisende von diesem Heilorte und seinen Umgebungen in geschichtlicher, topographisch-statistischer, naturhistorischer, medizinischer und pittoresker Hinsicht zu wissen wünschen. Von Joseph Mitterdorfer. Salzburg, 1820. Bey Fr. Xav. Duyle, Buchdrucker und Buchhändler.

Schon auf dem Titel findet man die innere Einrichtung dieses Werkes angegeben, so wie den Zweck, den der Verfasser vor Augen hatte, nämlich Unterhaltung und Belehrung der Kurgäste sowohl, als der Naturforscher und wißbegierigen Reisenden.

Ueber den sogenannten Milzbrand, oder die Karfunkelkrankheit der größern nutzbaren Haussäugethiere. Nebst einigen Krankengeschichten und praktischen Bemerkungen zur Vergleichung dieser Thierkrankheit mit dem ansteckenden Typhus der Menschen. Von Dr. J. G. v. Am-Pach, Prof. zu Salzburg. 8. 1820. Hartlebens Verlag.

Gegenwärtiges Werk ist ein wichtiger Beytrag zur Thierheilkunde, indem er die Erkenntniß und Heilung einer Krankheit aufklärt, über die bisher die verschiedensten Ansichten und Meinungen geherrscht haben. Für jeden Arzt ist gewiß die Vergleichung dieser Thierkrankheit mit dem Typhus der Menschen sehr interessant.

Sprache des Herzens eines aufgeklärten Christen mit Gott und seinen Heiligen. Von Michael Kajetan Herrmann, bischöflichem Bezirksvikar, k. k. Schuleninspektor, Konsistorial-

rathe und Dechant zu Dehlau. Pesth. Hartlebens Verlag. 12. Mit Kupfer. 1820.

Die in vorliegendem Gebetbuche des geachteten Kanzelredners und theologischen Schriftstellers Herrn Dechant Herrmann enthaltenen Gebete sind fromm und herzansprechend.

Fay *András* eredeti **Meséi**, és Aphorizmai. D. i. Original-Fabeln und Aphorismen. Von Andreas von Fay. Gedruckt in Wien bey Anton Pichler. 1820. 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette.

Die 240 Fabeln sind durchaus neu und originell gedacht, treffender Witz und attisches Salz würzen sie, gedrängte Kürze, Energie, Bestimmtheit und Reinheit des sorgfältig gewählten und fast gesuchten Ausdrucks sind die Tugenden des anziehenden Vortrages. Der Aphorismen sind 70, worunter die meisten ebenfalls witzig, und alle lehrreich sind.

Monatliche landwirthschaftliche Verrichtungen, herausgegeben von einem praktischen Landwirthe. Dritte verbesserte Auflage, mit 11 Tabellen. 8. Prag. 1820. Bey J. G. Calve.

Ein sehr brauchbarer Landwirthschafts-Kalender, in welchem die Resultate der Erfahrungen eines wissenschaftlich gebildeten langjährigen Praktikers enthalten sind.

Anleitung zum Gebrauche der Mineralwässer, mit besonderer Hinsicht auf das Marienbader Kreuzbrunnen-, Freudenthaler und Johannesbrunnenwasser; nebst einigen Nachrichten über das von Herrn Joseph Pfann zu Meidling bey Wien erst neu entdeckte Schwefelwasser, aus eigener Erfahrung geschrieben von Maximilian Flor. Schmidt, Doktor der Arzneykunde, wirkl. Mitgl. der medizinischen Fakultät u. s. w. Wien, 1820. 8. Bey Leopold Grund.

Ich habe sowohl an mir, sagt der Herr Verfasser unter andern in seiner Vorrede, als auch an vielen andern Kranken die erfreulichsten Resultate erlebt, und kann daher nicht umhin, selbe meinen Mitbürgern sobald als möglich mitzutheilen.

Sammlung der allerhöchsten Patente und Vorschriften in Stempelsachen. Zweyter Theil. Von J. D. Schwarz Edlen von Schwarzwald, k. k. Rathe, Tabak- und Stempelgefälls-Direktions-Adjunkten. Wien, 1820. gr. 8. Bey Karl Gerold.

Der erste Theil dieses Werkes erschien im Jahre 1818, und wurde schon früher angezeigt. Der vorliegende zweyte Theil enthält in drey Abtheilungen 1. nachträglich jene Verordnungen, welche vom Jahre 1813 bis 1817 erflossen, die aber in den ersten Theil nicht aufgenommen wurden. 2. Die Verordnungen vom Jahre 1818. 3. Jene des Jahres 1819. In

einem Anhange werden ferner die früher in Tyrol und Vorarlberg, Salzburg und Illyrien bestandenen Stempelvorschriften, nach welchen ältere Urkunden beurtheilt werden müssen, ferner auch jene Vorschriften geliefert, die im lombardisch-venetianischen Königreiche bestehen. Am Ende ist ein umfassendes alphabetisches Register für beyde Theile beygefügt, in welchem jede Verordnung besonders verzeichnet ist, welche durch eine spätere abgeändert oder aufgehoben wurde, deren Aufnahme aber wegen der Vollständigkeit, und als Beytrag zur Geschichte des Gefälles dennoch nöthig schien.

Berechnung des Möglichen und Wahrscheinlichen, oder Abhandlung über das Verbinden und Versetzen der Größen. Ein Supplement zu arithmetischen Lehrbüchern von Dr. Joseph Vaisz. — Kaschau, 1820. Bey Wigand. 8.

Es ist im gemeinen Leben oft sehr zuträglich zu wissen, wie viel Fälle bey irgend einer Sache möglich sind um nach dem gefundenen Verhältnisse die Wahrscheinlichkeit irgend eines Gegenstandes zu entnehmen. Dieser Fall tritt besonders bey allen Glücksspielen und Lotterien ein; es dürfte daher obige allgemein verständliche Abhandlung um so willkommener seyn, da dieser Gegenstand in den meisten mathematischen Lehrbüchern entweder gar nicht, oder sehr oberflächlich abgehandelt wird.

Handbuch einer allseitigen Geschichte der Menschheit. Von Freymund Walter. Wien, 1820. 8.

Es enthält dieses Handbuch außer vielen andern auch folgende interessante Gegenstände: Ursprung der Welt und der Menschheit, Urland, Stand der Natur und Unschuld, goldenes Zeitalter, Urvolk, Ursprache, Naturstaaten, Urvertrag, Ursprung der Stände, Staaten, Völker und aller Kulturarten, Epochen und Alter der Menschheit.

Lehrbuch des österreichischen Handels- und Wechselrechtes, verbunden mit den gesetzlichen Vorschriften über die gewöhnlichsten Rechtsverhältnisse der Handelsleute. Von Ignaz Sonnleithner, der Rechte Doktor, k. k. Rathe, Hof- und Gerichts-Advokat, und öffentl. ordentl. Professor der Handelswissenschaft, des Handels- und Wechselrechtes an dem k. k. polytechnischen Institute in Wien. 1820. gr. 8. Bey Karl Gerold.

Der Zweck dieses Lehrbuches geht dahin die Zöglinge der kommerziellen Abtheilung des k. k. polytechnischen Institutes mit jenen Rechtsbegriffen zu versehen, welche ihnen auf der kaufmännischen Laufbahn entweder nothwendig sind, oder doch nützlich werden können. Es enthält daher auch manche Rechtslehre, welche gerade nicht ausschließungsweise in das Handelsrecht nach dem strengsten Sinne des Wortes gehört. Das ganze Handelsrecht, welches auch das Wechselrecht in sich begreift, handelt der Verfasser in folgenden ein und zwanzig Hauptstücken ab: 1. Die Lehre von den Personen, welche gewerbmäßig Handel zu treiben berechtigt sind. 2. Die Lehre von den Geschäften, welche jeder Handelsklasse zustehen. 3. Die

Lehre von den Erfordernissen zu Erwerbung eines Handlungsrechtes oder Fabrikbefugnisses. 4. Die Lehre von dem Kaufvertrage, Bestandvertrage, Pachtvertrage und Lohnvertrage. 5. Die Lehre von Handlungs- und Fabriksgesellschaften. 6. Die Lehre von dem Darlehens- und Zinsenvertrage. 7. Die Lehre von dem Einkaufe und Verkaufe, wie auch dem Umtausche von Waaren unter Handelsleuten. 8. Die Lehre von den Rechten und Pflichten bey Versendung und Beziehung der Waaren. 9. Die Lehre von dem Kommissionsgeschäfte. 10. Die Lehre von Prokurationsgeschäften. 11. Die Lehre von dem Speditionsgeschäfte. 12. Die Lehre von Börsegeschäften. 13. Die Lehre von Wechselgeschäften, das Wechselrecht. 14. Die Lehre von der kaufmännischen Buchführung. 15. Die Lehre von der kaufmännischen Korrespondenz. 16. Die Lehre von der Assekuranz und Bodmerey. 17. Die Lehre von Schiffsrhedereyen. 18. Die Lehre von dem Handelsprozesse. 19. Die Lehre von Schiedsrichtern. 20. Die Lehre von Fallimenten. 21. Die Lehre von Endigung der Handlungen.

Neue deutsche kaufmännische Buchhaltung. Von Salomon Selkes. 4. Wien, 1820. Bey Carl Gerold.

In jedem Geschäfte wird, bey der Buchführung darüber, diejenige Methode die beste und vorzüglichste seyn, durch deren Ausübung der Zweck der Buchführung am sichersten und vollkommensten und mit dem geringsten Aufwande von Mühe, Arbeit, Zeit und Kosten erreicht wird. Nach einer solchen Methode seine Bücher zu führen, muß die Aufgabe und das Bestreben des denkenden Geschäfts- und Handelsmannes seyn. Diese Aufgabe zu lösen, war des Verfassers der voran stehenden neuen Buchhaltungsmethode redliches Streben, ob und in wie fern ihm nun diese Lösung gelungen sey, können wir hier nicht erörtern.

Bildliche Darstellungen aus der Bibel des alten und neuen Testaments. Mit historischem Texte begleitet von J. R. Zappe, Dr. der Philosophie und ehemaligem Studiendirektor in Polen. Wien, 1820. gr. 8. Bey Franz Härter.

Vorliegendes Werk ist keine sogenannte Bilderbibel, deren man schon manche hat, sondern ein eigenes Werk, das sich höchstens auf sechzig Vorstellungen beschränken wird, nur vorzüglich interessante Gegenstände wählt, bey denen sich Erfindung, Zeichnung und Stich empfehlen sollen. Der begleitende Text wird zur Erklärung der vorliegenden Vorstellung jedesmal dienen, aber auch im Faden der Geschichte fortlaufen. Er ist aus der Bibel genommen, und der Verfasser wird da und dort Winke des Unterrichtes und der Erbauung einstreuen. Bis jetzt sind davon sechs Kupfer sammt erklärendem Texte erschienen. Wir wünschen, daß dieses Werk, so wie es begonnen, fortgesetzt werde, denn es verdient in jeder Hinsicht Auszeichnung, und es ist uns bis jetzt kein ähnliches, was diesem gleichgestellt werden könnte, zu Gesicht gekommen.

Geschichte des Lebens und Wirkens der Apostel Jesu. Mit moralischen Anwendungen von einem Großvater seinen Enkeln erzählt. Ein Seitenstück zur Erklärung der zehn Gebothe, als

Festgeschenk für gute Söhne und Töchter. Von Dr. Franz Ritter. Wien, 1820. gr. 8. Bey J. G. Heubner.

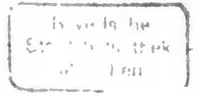
Da diese Apostelgeschichte nicht nur den Lebenswandel eines jeden dieser heiligen Männer insbesondere erzählt, sondern aus den individuellen Begebenheiten selbst, der Stoff zu den mit Wärme vorgetragenen moralischen Betrachtungen entlehnt ist, so eignet sich dieses Werk ebenfalls als Erbauungs- und Unterrichtsbuch für die Jugend. — Das Ganze besteht in zwölf Lieferungen, von denen jede einen großen Octavbogen Text und ein Kupfer in einem Umschlag enthält. Aus den bis jetzt erschienenen sechs Lieferungen ersieht man, daß die Verlagshandlung nichts versäumte, was dem Werke nicht einen besondern Werth gäbe, und die Aufmerksamkeit gebildeter Aeltern und Erzieher auf sich zöge.

Wegweiser auf Ausflügen und Streifzügen durch Oesterreich und Steyermark. Von F. C. Weidmann, k. k. Hofschauspieler. Wien, 1820.

Wir geben einiges aus dem Vorworte des Herrn Weidmann zu diesem Wegweiser: Herr Hofrath J. A. Schultes hat im Jahre 1804 in dem Wiener-Taschenbuche (bey Degen) diesen Wegweiser herausgegeben. Sechzehn Jahre, welche seitdem verstrichen, haben Berichtigungen und Ergänzungen nöthig gemacht. Seit zehn Jahren haben mich meine jährlichen Wanderungen und Streifzüge fast in alle Thäler, auf alle Alpen Oesterreichs, Steyermarks und Salzburgs geführt. Die Bruchstücke, welche ich über einige dieser Wanderungen der Publicität übergab, wurden mit Theilnahme aufgenommen u. s. w. Dieß bestimmte mich, das brauchbare und doch fast gänzlich vergessene Werkchen des Herrn Hofrath Schultes mit Vervollständigungen und Berichtigungen wieder an das Licht treten zu lassen, und an demselben den Wanderungslustigen ein Handbuch zu bieten, welches ihnen nicht unangenehm seyn dürfte ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Das Wiederhohlungsbüchlein für Anfänger im Lesen. Zweytes Bändchen. Wien, 1820. Bey Ant. Doll's sel. Wittwe und Sohn.

Diese beyden Büchlein schließen sich an die in den öffentlichen Volksschulen eingeführten Elementarbücher, und werden Aeltern und Lehrern angeboten, um den Kindern in einer veränderten Lehrform die Wiederholung angenehm zu machen, und dem Leseunterrichte neuen Reiz zu verschaffen.





Von dieser Zeitschrift erscheinen [illegible] Bilder [illegible] für die [illegible] Staaten, [illegible] Buch- [illegible] werden [illegible] zu haben.

Aarau, bey Sauerländer.
[illegible], bey Mayer.
Amsterdam, bey Müller u. Comp.; bey Sulpke.
Bamberg, bey Kunz.
Berlin, in der akademischen Buchhandlung; bey Amelang; Dieterici; Duncker u. Humblot; [illegible]; in der Maurer'schen Buchhandlung; bey Mittler; Nauck; Nicolai.
Bonn, bey Marcus; Weber.
Braunschweig, bey Lucius; in der Schulbuchhandlung.
Bremen, bey Heyse; Kaiser.
Breslau, bey [illegible]; J. Fr. Korn; W. G. Korn; Max u. Comp.
Brünn, bey Gastl; Traßler.
[illegible], bey [illegible].
Cöln, in [illegible] Schauberg.
Copenhagen, bey Brummer; [illegible].
[illegible], bey [illegible].
Darmstadt, bey Heyer u. Leske.
Dresden, [illegible].
Düsseldorf, bey Schreiner.
Elberfeld, bey Schaub.
Erfurt, bey Keyser.
Erlangen, bey Heyder; Palm u. Enke.
Essen, bey Bädeker.
Frankfurt a. M., bey Andreä; [illegible]; Schäfer.
Freyberg, bey Craz u. Gerlach.
Freyburg, bey Wagner.
Fulda, bey Müller.
Göttingen, bey Dieterich; Vandenhoeck u. Ruprecht.
Gotha, bey [illegible].
Halberstadt, bey Vogler.
Halle, bey Hemmerde u. Schwetschke; in der Waisenhaus-Buchhandlung.
Hamburg, bey Herold; Hoffmann u. Campe; Perthes u. Besser.
Hannover, bey Gebrüder Hahn.
Heidelberg, bey Mohr u. Winter; Oswald.
Helmstädt, bey Fleckeisen.
Hermannstadt, in der Hochmeister'schen Buchhandlung.
Hildburghausen, bey [illegible].
Jena, bey Frommann; Schmid.
Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung.

[illegible]stadt, [illegible]
Klagenfurt, [illegible]
[illegible]
Carlsruhe, [illegible]
[illegible]
Laibach, [illegible]
Landshut, [illegible]
Leipzig, [illegible]
[illegible]
Lemberg, [illegible]
[illegible]
Linz, [illegible]
[illegible]
Lüneburg, [illegible]
Magdeburg, [illegible]
Mailand, [illegible]
Mainz, [illegible]
Mannheim, [illegible]
Marburg, [illegible]
[illegible]
Nürnberg, bey [illegible].
Petersburg, bey Carl [illegible].
Pesth, bey Hartleben; [illegible].
Pressburg, bey [illegible].
Philadelphia in Nordamerika, bey [illegible].
Potsdam, bey Horvath.
Prag, bey Calve; Enders; bey [illegible].
[illegible], bey [illegible].
Reval, bey [illegible].
Rudolstadt, in der Hofbuchhandlung.
Salzburg, bey Mayr.
Sondershausen, bey Voigt.
Stralsund, in der [illegible] Buchhandlung.
Straßburg, bey Treuttel u. Würtz.
Stuttgart, bey Metzler.
Tübingen, bey Osiander; [illegible].
Ulm, bey Ebner.
Warschau, bey Glücksberg.
Weimar, bey [illegible]; im Landes-Industrie-Comptoir.
[illegible]
Würzburg, bey Stahel.
[illegible], bey [illegible].

Carl Gerold.

Bey dieser Zeitschrift erschienen [illegible] für die [illegible] Staaten [illegible] Ausland [illegible] handlungen [illegible] nicht [illegible] Exemplare [illegible] werden [illegible] sind zu haben:

Aarau, bey Sauerländer.
[illegible]
[illegible], bey [illegible]
Bamberg, bey [illegible]
Berlin, in der akademischen Buchhandl.; [illegible]; Dümmler; Duncker u. Humblot; [illegible]; in der Maurerschen Buchhandlung; bey Mittler; [illegible]
Bonn, bey Marcus; Weber.
Braunschweig, bey [illegible]; [illegible] Schulbuchhandlung.
Bremen, bey Heyse; Kaiser.
Breslau, bey [illegible]; [illegible]; Max u. Komp.
Brünn, bey [illegible]; Trassler.
Coburg, bey [illegible]
[illegible]
Danzig, bey [illegible]
Darmstadt, bey Heyer; [illegible]
Dresden, bey Arnold; [illegible]
Düsseldorf, bey Schreiner.
[illegible], bey [illegible]
Erfurt, bey Keyser.
Erlangen, bey Heyder; Palm u. Enke.
[illegible]
Frankfurt a. M., bey Andreä; [illegible]; Hermann; [illegible]
Freyberg, bey [illegible]
Freyburg, bey [illegible]
[illegible], bey [illegible]
Göttingen, bey Dieterich; Vandenhoeck u. Ruprecht.
Gratz, bey [illegible]
Halberstadt, bey [illegible]
Halle, bey Hemmerde u. Schwetschke; [illegible]; in der [illegible] Buchhandlung.
Hamburg, bey Perthes u. Besser; [illegible]
[illegible]
Heidelberg, bey Mohr u. Winter; [illegible]
[illegible]
Hermannstadt, in der [illegible] Buchhandlung.
[illegible]
Jena, bey Frommann; [illegible]
Innsbruck, in der Wagnerschen Buchhandlung.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Leipzig, [illegible]
[illegible]
Lüneburg [illegible]
Magdeburg [illegible]
Mannheim [illegible]
Marburg [illegible]
München [illegible]
[illegible]
[illegible]
Nürnberg, bey [illegible]
Oldenburg, bey Carl [illegible]
Pesth, bey [illegible]
Pesth, bey [illegible]
Petersburg, bey [illegible]; [illegible] der Akademie der Wissenschaften.
Philadelphia, [illegible]
Potsdam, bey Horvath.
Prag, bey Calve; [illegible]; Wiedmann.
Preßburg, bey [illegible]
Rostock, bey Stiller.
Rudolstadt, in der [illegible]
Salzburg, bey Mayr.
[illegible]
Stralsund, in der [illegible]handlung.
Strasburg, bey Treuttel u. Würtz.
Stuttgart, bey [illegible]
Tübingen, bey [illegible]
Ulm, bey [illegible]
[illegible]
Weimar, bey [illegible]; in dem Landes-Industrie-Comptoir.
[illegible]
Würzburg, bey Stahel.
Zittau, bey [illegible]

Carl [illegible]



